Allein und Frei.

Ein Roman

von

Theodor Herm. Pantenius

Theodor Hermann,

Verfasser von „Wilhelm Wolfschild."

Motto:

. . . . . Es mißt der Mensch nach eignem Maß
Sich bald zu klein, und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret Jeden, was er sei.

Goethe.

Erster Band.

Mitau.

E. Behre's Verlag.

1875.

Alle Rechte vorbehalten.

Meiner Frau.

Erſter Theil.

Die Eichenstamms.

Es war ein sehr heißer Sommer, der Sommer des Jahres 18**, und einer der heißesten Tage in diesem Sommer war der sechste August. Die Sonne brannte mit wahrhaft afrikanischer Gluth auf die erhitzten Pflastersteine, und auf der breiten Hauptstraße der Stadt, die so recht der Nachmittagssonne ausgesetzt ist, war nicht einmal ein Hund, geschweige denn ein Mensch, sichtbar. Die Kaufleute hatten die Thüren ihrer Läden geschlossen; vor und hinter allen Fenstern waren die Marquisen, Jalousien und Rouleaux herabgelassen; die ganze Stadt schien in heißem, dumpfem Schlafe zu liegen. Das Eichenstamm'sche Haus machte davon keine Ausnahme, obgleich es, breit und steinern wie es dastand, wohl im Stande zu sein schien, ein gut Stück Sonnengluth und Wintersturm mehr auszuhalten als seine hölzernen Nachbaren. Es war zwar nur einstöckig, aber so solid gebaut, und so rein und sauber, daß man ihm schon ein wenig Stolz zu Gute halten konnte. Hinter sich hatte es noch ein zweistöckiges Gebäude, das, den Giebel dem Herrenhause zukehrend, die eine Seite des Hofes bildete, und den Stall, die Wagenremise und die Klete enthielt. Den oberen Theil des Hauses entlang lief eine hölzerne, dunkele Gallerie, von der aus man zu mancherlei Gelassen gelangen konnte. Ging man über den geräumigen Hof, so kam man, wenn man einen schmalen Gang links ließ, an einen grünen Zaun, hinter dem ein kleiner, baumloser Blumengarten lag; in diesem befand sich ein kleines, ebenfalls grün angestrichenes Häuschen, das nur vier Fenster in der Front hatte. Folgte man dem schmalen Gange, welcher von da weiter führte, so stand man bald am Kanal, der mitten durch

die Stadt geht, ihre Bewohner mit Trinkwasser versorgt, zugleich aber den Inhalt ihrer Gossen aufnimmt. Hier floß er zwischen Gärten und Höfen hin und um seine altersschwachen Seitenwände vor Einsturz zu schützen, hatte man alle Faden lang starke Holzstangen, etwa zwei Fuß über der Oberfläche des Wassers, quer über den Kanal gelegt, zu großer Freude der anwohnenden Jugend und zu steter Besorgniß der anwohnenden Eltern, deren männliche Sprossen diese Stangen zu Turnübungen benutzten, wenn sie des vergeblichen Angelns überdrüssig waren.

Auf dem Hofe schien die Sonne heute nicht weniger heiß, als auf der Straße, und Emma, das Stubenmädchen, welches soeben frisch gewaschene Wäsche über ausgespannte Stricke hing, schob den Wäschkorb bei Seite, lehnte sich über die Brüstung und sah Annettchen, der Köchin, zu, die sich vor die Küchenthür gesetzt hatte und allaugenblicklich ein Handtuch in einen Wassereimer that, um sich damit ihr rothglühendes Gesicht zu waschen. Weinthal, der Diener, folgte Emmas Beispiel und beobachtete von einem Fenster des Leutezimmers aus die Bemühungen Annettchens so aufmerksam, als nehme sie eine unerhörte Operation vor. Neugierig hüpften ein Paar Spatzen auf die Dachrinne und thaten wie Emma und Weinthal, d. h. sie blickten auf Annettchen und dachten: Wie ist es doch heiß!! Nur die beiden Kinder, die im Schatten der Gallerie spielten, schienen nicht von der Hitze zu leiden. Kein Wunder! Waren sie doch jetzt auch nicht in dem heißen Hofe des Eichenstamm'schen Hauses, sondern in Ritter Blaubarts feenhaftem, kühlem Schlosse, und gerade in der größten Aufregung, in der entsetzlichsten Spannung. Die sieben Blumenstöcke, die dort an der Wand lehnen, sind die Leichname von sieben armen, jämmerlich erwürgten Frauen; der achte, welcher dort auf der dritten Stufe der zur Gallerie führenden Treppe liegt, ist Schwester Anna, die ausschaut nach den rettenden Brüdern. Das kleine Wesen, das dort unten auf den Knieen liegt und ein so jämmerliches Gesicht macht, ist nicht die kleine Lelia, sondern die unglückliche Eleonore, die für ihre Neugier nun so hart büßen soll, und der Junge vor ihr, der seine Stirn in so finstere Falten zieht und mit dem Blechsäbel so gefährlich hin und her fuchtelt, ist nicht der kleine Heinz Eichenstamm, sondern der schreckliche Ritter Blaubart. Die Ereignisse sind

eben auf ihrer Höhe angelangt. „Schwester Anna, siehst Du noch nichts?“ ruft Eleonore hinauf.

„Ich sehe eine Wolke Staub,“ tönt es vom Thurme herab.

„Ich bin gerettet!“ ruft Eleonore!

„Ach nein, es war nur eine Schafherde!“ ruft Schwester Anna zurück.

Da rollte es dumpf im Thorweg. Der Doctor Eichenstamm, der Herr des Hauses, war zurückgekehrt und obgleich noch nicht einmal der Kopf seines im Thorwege haltenden Pferdes sichtbar war, so veränderte doch der bloße Ton des Hufschlages die Scenerie im Hofe. Emma, das Stubenmädchen, fuhr aus ihrer Ruhe auf und griff mit größtem Eifer wieder zum Wäschkorbe; Weinthal, der Diener, zog sich rasch aus dem Fenster zurück; Annettchen, die Köchin, warf das Handtuch in den Eimer, seufzte und eilte in die Küche; selbst die Sperlinge schlüpften wie auf der Flucht unter die schützende Dachrinne. Auch der Blaubart'sche Feenpalast unter der Gallerie brach zusammen; Heinz warf den Säbel weg, stieß die Leichen der sieben unglücklichen Ermordeten mit dem Fuße um, stieg mürrisch einige Stufen hinauf und setzte sich verdrossen neben Schwester Anna, die sich sogleich in einen Blumenstock verwandelte.

„Was ist Dir Heinz?“ fragte Lelia ganz betreten. „Du mußt nun hereinkommen und mich erstechen wollen.“

„Laß mich, ich will nicht mehr spielen!“ —

„Warum nicht Heinz? Hast Du Dich über mich geärgert?“ —

„Begreifst Du denn nicht? Er ist nach Hause gekommen!“ —

„Wer denn?“

„Vater!“

„Nun, und warum willst Du denn deshalb nicht spielen?“

„Ich will nicht!“

Der Doctor Eichenstamm ist unterdessen aus seinem Wagen gestiegen und in's Haus getreten. Es war ein stattlicher Mann, der Doctor, oder wie sein voller Titel lautet: der wirkliche Staatsrath und Ritter, Doctor Heinrich von Eichenstamm, Gouvernementsmedicinalinspector und Ritter verschiedener Orden. Er war seine sechs Fuß hoch, von gewaltigem Schulterbau, eine muskulöse, markige Erscheinung. Er mochte ein starker Vierziger sein, und wenn auch sein

Haar, das in dichten Locken um seinen Kopf hing, und sein Bart schon grau gesprenkelt erschienen, so war sein Schritt doch elastisch geblieben wie der eines Jünglings. Sein länglich schönes Gesicht mit echt römischen Zügen, wie der stolze, feste Gang, zeigten den Mann, der eben in seine besten Lebensjahre getreten ist. Den Blick seines leuchtenden, scharfen Auges hielt Niemand so leicht aus. Kühnheit, Festigkeit, trotziges Selbstvertrauen, rücksichtslose Herrschsucht sprachen aus dem Gesichte, der Gestalt, der Haltung, dem Gange. Wenn man überhaupt ein Recht erwerben könnte auf Hochmuth, so hatte er es. Einer altangesehenen Bürgerfamilie entsprossen, war er doch ganz allein seines Glückes Schmied, denn schon als achtzehnjähriger Jüngling verließ er nächtlicher Weile des harten Vaters Haus, wies jede Hülfe der zahlreichen Sippe zurück, und kämpfte allein den harten Kampf um das Dasein. Sein stahlharter Leib litt nicht, wenn er als Student im engen Stübchen, bei einem trüben Licht im Flaschenhalse über den Büchern fror, während seine Commilitonen fröhlich beim Glase saßen, aber seiner Seele, seiner stolzen Seele wurden in diesem Kampfe Wunden geschlagen, die nie ganz vernarbten. Er, der eitle, hochfahrende Jüngling, mußte hier und da um Privatstunden bitten, mußte sich von aufgeblasenen Bedienten über die Achsel ansehen lassen, wenn er, ärmlich gekleidet, mit den Büchern unter dem Arme zu seinen Schülern ging, mußte um freie Collegia und um ein Stipendium bitten. Seine wilde, ungezügelte Freiheitsliebe hielt ihn aufrecht. Hier in der harten Schule des Lebens erhielt sein Geist die Form für alle Zeit. Hart und kalt ging er durchs Leben; nun, da er es konnte, wollte er Herr sein ganz und gar. Wer sich seinem Willen nicht völlig unterordnete, den duldete er nicht neben sich. Und es ging ihm gut, dem Heinrich Eichenstamm, als er die Universität verließ und nach Moskau ging. Er machte als Arzt glückliche Kuren, die Leute strömten ihm zu und zahlten reichlich! Der schöne Doctor, der gegen die Reichen und Vornehmen hochmüthig und hart, gegen die Armen mild und freundlich war, kam in die Mode. In einem Jahrzehnt wurde er ein reicher Mann. Kein Sterbenswörtchen hatte er nach Hause geschrieben, seit er das Vaterhaus flüchtig verlassen, kein Schreiben eröffnet, das aus der Heimath kam. Jetzt langt wieder ein Brief an, nach langer Pause der erste. Er öffnete ihn; jetzt, wo

er selbstständig und reich war, konnte er es. Der Brief kam von seiner Mutter und meldete ihm den Tod seines Vaters. Das Sterbelager hatte den harten Eichenstamm mürbe gemacht, er verzieh sterbend dem Sohne. Da erwachte die Sehnsucht nach der Heimath, jene Sehnsucht, die unsere Landsleute nie los werden, wohin immer sie das Schicksal verschlagen möge, wie glücklich es ihnen auch immer in der Fremde ergehen mag, mächtig im Herzen des Doctors. Er verließ Moskau und kehrte nach Hause zurück, kaufte das alte hölzerne Haus seines Vaters, ließ es niederreißen und baute an seiner Stelle ein neues, steinernes. Auch in der Vaterstadt lachte ihm das Glück; bald war er der gesuchteste Arzt der Stadt, bald Chef der Medicinalverwaltung des ganzen Landes. Er wollte aber auch Chef der Eichenstamm'schen Familie, anerkanntes Familienhaupt, wenigstens der Eichenstamms in der Stadt werden und das konnte er nur, wenn er verheirathet war. Auch noch aus andern Gründen sah er sich nach einer Frau um. Er erwarb, er erwarb viel, er wollte Kinder haben, für die er erwarb. Für einen Eichenstamm war es so ziemlich selbstverständlich, daß seine Frau eine Verwandte sein mußte, denn die Eichenstamms heiratheten fast nie eine Fremde. Die Eichenstamms hielten sehr viel auf sich. Ein weit verbreitetes Predigergeschlecht, widmeten sich ihre ältesten Söhne auch immer wieder dem geistlichen Stande, während die jüngern Aerzte, Advocaten oder Lehrer wurden. So hielten es die Eichenstamms seit den Zeiten der Reformation und die Pastorate: Oldweiler und Parkhof, beide im Semmgaller Unterlande, hatten, seit in diesen Kirchen das reine Evangelium verkündet wurde, nie einen andern Pastor als einen Eichenstamm beherbergt.

Die Eichenstamms waren ein schönes Geschlecht, das darauf hielt, sich nur mit ebenbürtigen, mehr oder weniger einheimischen Literatentöchtern zu verheirathen. Am leichtesten ließ sich jedoch der Familientypus erhalten, wenn Eichenstamms bei Eichenstamms blieben, und das thaten sie denn auch soweit es thunlich war. Der Vetter wählte die Cousine, der Onkel die Nichte in endloser Reihenfolge. Sie erreichten ihren Zweck, die schönen Nasen und hohen Stirnen, welche das Geschlecht der Eichenstamms auszeichneten, blieben in der Familie erblich, nebst so manchem andern Guten, nebst einem allem Gemeinen abgewandten Sinn, nebst Fleiß, Zuverlässigkeit und Pflichttreue: aber

auch die Fehler der Einzelnen wurden Geschlechtsfehler und Hochmuth, Schroffheit, Selbstsucht und Jähzorn traten bei den meisten Eichenstamms mehr oder weniger stark hervor. Es waren ungesellige, unverträgliche Menschen, die einander Fremden gegenüber in den Himmel erhoben, die einander leidenschaftlich liebten, wenn viele Meilen sie trennten, die aber keine Stunde beisammen sein konnten, ohne mit einander in Zank zu gerathen. So gehörten denn die Eichenstamms zu der Classe von Menschen, denen man zwar alle Anerkennung widerfahren läßt, denen man aber doch gern aus dem Wege geht.

Der Doctor sah sich, wie gesagt, nach einer Frau um. Er fand sie in der sechszehnjährigen Agnes, der Tochter seiner gleichnamigen Schwester, die an einen Vetter, einen Pastor Eichenstamm, verheirathet war. Schlank und hochgewachsen, erschien Agnes nicht eigentlich hübsch, dazu waren die Stirn zu hoch, die Augen zu groß, die einzelnen Züge zu ausgeprägt, aber sie war ein liebes, prächtiges Geschöpf und hatte mehr von den Tugenden als von den Fehlern ihres Geschlechtes geerbt. Agnes war klug und gut. Als ihr Onkel um sie anhielt, gab sie ihm sogleich das Jawort. Sein stolzes, festes Auftreten, selbst sein herrisches und rauhes Wesen fanden einen verwandten Anklang in der Seele des Mädchens; unter ähnlichen Menschen erwachsen, hatte es nichts Schreckendes für sie, einen solchen Mann als Herrn über sich anzuerkennen.

Seit einem Dutzend von Jahren seine Frau, liebte sie ihn mit ganzem Herzen. Er vergalt ihr diese Neigung und wenn sein leidenschaftliches Temperament ihn auch ihr gegenüber einmal hinriß, so that ihm das leid und ohne sie um Verzeihung zu bitten, dazu war er auch ihr gegenüber völlig unfähig, wußte er doch ihr zu verstehen zu geben, wie sehr er seine Heftigkeit bedauere. Es kam noch ein Umstand dazu, der ihn zu großer Schonung veranlassen mußte. Nachdem Frau Agnes mehrere Kinder geboren, die bald nach der Geburt wieder starben, hatte ihre Gesundheit durch die Geburt des kleinen Heinrich den Todesstoß erhalten. Jetzt erforderte ihr Zustand große Schonung und soweit das Temperament ihres Mannes es diesem erlaubte, fand sie sie auch. Das war freilich nicht sehr weit, denn als harter Haushalter verlangte der Doctor unbedingten Gehorsam,

strengste Ordnung. „Nicht raisonnirt! Gehorcht und geschwiegen!“ Damit schloß er jede Anordnung. —

Heute, als am Donnerstag, waren die in der Stadt wohnenden Eichenstamms alle beim Doctor versammelt, denn an diesem Tage versammelte sich allwöchentlich die Familie bei dem Einen oder dem Andern, der Reihe nach.

Man hatte mit dem Mittagsessen auf den Doctor gewartet und nachdem dieser die Anwesenden begrüßt und man einige Worte über die übergroße Hitze ausgetauscht hatte, setzte man sich zu Tische.

Die Gesellschaft war nicht sehr zahlreich. Da waren der Oberlehrer Friedrich Eichenstamm und seine Frau Irene, die viel jüngere Schwester des Hausherrn; da war sodann der Doctor Konrad Eichenstamm, ein Vetter des letzteren; da waren ferner der Pastor Heinrich Eichenstamm, der Bruder des vorigen und seine Frau, die ältere Adelheid; da waren endlich der Advocat Heinrich Eichenstamm und seine Gattin, die jüngere Adelheid.

„Nichts Neues?“ fragte der Doctor, nachdem die Anwesenden längere Zeit geschwiegen.

„Wie ich höre,“ begann die jüngere Adelheid, „hat der junge Pastor Schwarz die Absicht, den lettischen Kirchhof mit Bäumen zu bepflanzen.“

„Wo will er denn die Geldmittel dazu hernehmen?“ fragte der Pastor.

„Nun, ich denke für einen so nützlichen Zweck kann es der Kirche nicht an Mitteln fehlen,“ meinte der Doctor Heinrich.

„Ob ein solches Unternehmen ein nützliches genannt werden kann, scheint mir doch sehr fraglich,“ erwiderte der Pastor gereizt.

„Ich bin ganz Deiner Meinung,“ stimmte Irene Eichenstamm bei. „Auch ich glaube, daß es in unserer Stadt so viel Armuth giebt, daß solche, nur dem Schönheitssinn Rechnung tragende Ausgaben mir durchaus unerlaubt erscheinen.“

„Wie?“ fragte der Doctor Heinrich, während er von dem Lachs nahm, den Weinthal ihm reichte, „wie? Hältst Du solche Anlagen nur für Verzierungen? Sie sind vielmehr für den Gesundheitszustand der Stadt ganz unerläßlich und es giebt kein besseres Mittel, um unsere ungesunde Stadt in eine gesunde zu verwandeln und uns die

leidigen Epidemien vom Leibe zu halten, als die Umwandlung der wüsten Plätze in grünende Gärten."

„Das höre ich zum ersten Mal," sagte Irene leichthin und in einem Tone, als habe ihr Bruder etwas sehr Unverständiges gesagt.

„Das mag wohl sein," erwiderte der Doctor mit aufsteigendem Aerger, „das mag wohl sein. Man hört eben Alles einmal zum ersten Mal."

„Uebrigens," fuhr der Pastor fort, indem er sich ein Glas Wasser einschenkte, „übrigens scheint mir schon der Umstand gegen das Unternehmen meines jungen Amtsbruders zu sprechen, daß sein Vater, der doch wahrhaftig ein tüchtiger Mann war, nie daran gedacht hat, solche Neuerungen einzuführen."

„Das also war des Pudels Kern!" rief der Advokat höhnisch. „Ja, ja, das ist die wahre Höhe! Weil der Vorgänger durch den Bach gefahren ist, darf auch der Nachfolger keine Brücke bauen!"

„So denkt die Geistlichkeit!" secundirte die jüngere Adelheid ihrem Manne.

„Ich erlaube mir, verehrte Cousine," erwiderte der Pastor, nun auch vor Zorn erröthend, „Dich höflichst darauf aufmerksam zu machen, daß ich keinerlei Spöttereien über die Geistlichkeit dulden kann. Ich stelle Dir meine Person zur Verfügung, aber ich muß Dich bitten, mein heiliges Amt aus dem Spiele zu lassen."

„Und ich erlaube mir," rief nun der Advocat, „Dich darauf aufmerksam zu machen, daß eine solche Belehrung meiner Frau gegenüber ganz und gar nicht am Platz ist."

„Ich behalte mir das Recht vor — "

„Ich muß Dich bitten, Dich dieses Rechtes durchaus zu begeben."

„Aber ich kann doch wohl — "

„Du kannst durchaus nicht."

„Meiner Meinung nach," rief Friedrich Eichenstamm, „sind in dieser Frage doch einzig und allein die Aerzte competent."

„Durchaus nicht," erwiderte Frau Irene. „Ich muß Dir sagen, lieber Mann, daß ich gar nicht einmal verstehe, wie man so denken kann. Die Entscheidung darüber, ob so unbedeutende Anlagen für die Gesundheitsverhältnisse einer großen städtischen Bevölkerung förderlich sein können oder nicht, ist lediglich Sache des gesunden Menschenver-

standes. Ich meinestheils werde wenigstens nie auf das Recht, in solchen Dingen mitzusprechen, verzichten. Arrogantes Auftreten und dreistes Absprechen imponiren mir nun einmal nicht."

„Du läßt Dir überhaupt weniger imponiren, als es Deinem Alter angemessen wäre," meinte darauf der Doctor, worauf ihm die Schwester erwiderte, er möge nicht ihr Alter, sondern ihre Gründe bekämpfen.

Der Hausherr biß sich auf die Lippen, citirte mit lächelndem Munde das Sprichwort: „Lange Haare — kurzer Verstand," und gab sich alle Mühe, möglichst gleichmüthig auszusehen, da er wußte, daß nichts seine Schwester mehr ärgern konnte.

Diese erwiderte denn auch, indem sie nach ihrer Gewohnheit ihre reichen Flechten ein wenig hin und her rückte, ebenfalls scheinbar noch scherzend, in Wahrheit aber sehr gereizt: daß sie sich in Bezug auf die Fülle ihres Haarwuchses gegenseitig nichts vorzuwerfen hätten, daß die langen Haare es aber nicht thäten, sondern daß es eigentlich doch mehr auf die Gesundheit des Gehirns, welches von den Haaren bedeckt würde, ankäme.

Der Pastor nahm die Sache ernster und erklärte, daß es nicht möglich sei, zu disputiren, wenn man seine Meinung nicht aussprechen könne, ohne sich Beleidigungen auszusetzen. Darauf bemerkte der Advokat, daß es bekanntlich so aus dem Walde herausschalle, wie man hineinrufe, und seine Frau fügte hinzu, daß, wer selbst gegen Damen unhöflich werde, sich nicht wundern könne, wenn andere Leute seinem Beispiele folgten.

Die Stimmen wurden immer lauter, die Gesichter immer glühender. Niemand hörte mehr, alle sprachen. Frau Irene gab dem Streit endlich gar eine politische Wendung, indem sie erklärte: „Unduldsamkeit sei ein Grundzug des modernen Liberalismus, den sie in jeder Beziehung gleich sehr verachte und verabscheue, gleichviel, ob er Barricaden baue oder altehrwürdige Ordnungen durch neumodische Einrichtungen zerstöre, und dieser Meinung stimmten ihr Mann und der Pastor bei, welch letzterer noch Einiges über die nivellirenden Tendenzen der Neuzeit, denen widerstanden werden müsse und widerstanden werden würde, hinzufügte.

Die Doctoren Heinrich und Konrad und der Advokat spielten nun ihrerseits auf Eulen und Fledermäuse an, die ja allerdings das

Sonnenlicht scheuten und wüste Holzplätze grünen Rasenflächen vorzögen, und wiesen darauf hin, daß wie immer so auch hier Unwissenheit die Quelle conservativer Gesinnungen sei.

Die Luft im Saale wurde immer schwüler; Frau Agnes suchte vergeblich nach rechts und links zu vermitteln, und die Kinder horchten gespannt auf die leidenschaftlichen Worte und beobachteten verwundert die lebhaften Geberden und Mienen der Streitenden, während Weinthal, der Diener, ganz unnützer Weise mit der Bratenschüssel von dem Einen zum Anderen ging, da Niemand Zeit hatte, an das Essen zu denken. Sein dickes Gesicht verlor aber deshalb seinen behaglichen Ausdruck auch nicht auf einen Augenblick, denn er war durch vieljährige Erfahrungen an solche Familienscenen gewöhnt und wußte auch, was kommen würde, daher legte er jetzt die Bratenschüssel weg und begab sich in's Vorhaus, in der Erwartung, daß man jetzt sogleich seiner bedürfen werde.

In der That war der Augenblick der Explosion nun gekommen. Friedrich Eichenstamm hatte ausgeführt, daß er ja sehr wohl wisse, daß der Nutzen großer Parkanlagen in gesundheitlicher Beziehung festgestellt sei, daß es aber fraglich erscheine, ob auch die Anpflanzung einiger weniger Bäume diese Wirkung ausüben könne. Darauf antwortete der Doctor Heinrich, daß das nur einem Ignoranten fraglich erscheinen könne. Friedrich erwiderte nun, er werde kein Wort mehr Leuten gegenüber verlieren, die sich nicht anders auszudrücken verständen, als wenn sie sich in einer Schenke befänden. Der Hausherr wurde jetzt kreidebleich und sagte, am ganzen Leibe zitternd, er könne nur wünschen, daß Leute, die sein Haus für eine Schenke hielten, dasselbe verließen.

Darauf sprangen der Oberlehrer und der Pastor und ihre Frauen auf und eilten stumm, die letzteren in Thränen ausbrechend, in das Vorhaus.

Frau Agnes folgte den Enteilenden und suchte vergeblich zu vermitteln. Der Pastor sprach mit eisiger Höflichkeit: Ich weiß sehr wohl, liebe Cousine, Dich von Deinem Mann zu unterscheiden, allein es giebt Dinge, die sich kein Mann gefallen lassen darf. Der Oberlehrer faßte ihre Hand, schüttelte sie herzlich und meinte, sie sei eine

liebe, prächtige Frau und es thue ihm leid, ihr Haus so verlassen zu müssen, aber ihr Mann habe ihn, ganz unprovocirt, tödtlich beleidigt. Frau Irene fiel der Schwägerin um den Hals und schluchzte, daß sie eine solche Behandlung von Heinrich nicht verdient habe und daß sie mit Jedermann streiten könne, nur nicht mit ihm. Nicht die Beleidigungen, welche er ihr und ihrem Manne zugefügt, hätten sie veranlaßt, ihm „den Kopf zu waschen," sondern das Bewußtsein, daß sie es ihm selbst schuldig sei, ihm sein anmaßendes Auftreten nicht durchzulassen.

Weinthal aber ging von dem Einen zum Andern und verhalf allen zu ihren Hüten und Schirmen. Als sich die Thüren hinter ihnen geschlossen hatten, wischte er behutsam ein Federchen von seiner schwarzen Tuchhose und murmelte: „Nicht geraisonnirt! Gehorcht und geschwiegen!"

Bei den Zurückgebliebenen aber herrschte eine frostige Stimmung; man versuchte vergeblich einen unbefangenen Ton anzuschlagen und nachdem der Kuchen verzehrt und der Kaffee getrunken war, empfahlen sich auch die übrigen Gäste. —

Vater und Sohn.

Als die Gäste fort waren, legte sich Frau Agnes, die aufgeregter war, als sie ihrem Gatten zeigen wollte, auf die Couchette und sah den Staubatomen zu, die in den Sonnenstrahlen spielten und durcheinander wogten, während der Doktor mit über die Brust gekreuzten Armen im Zimmer auf und nieder schritt. Die Kinder waren froh, wieder in's Freie zu können, Weinthal deckte den Tisch ab und verließ dann das Zimmer; das Ehepaar war allein.

„Agnes", begann der Doctor endlich, indem er vor seiner Frau stehen blieb, „ist Irenens Benehmen nicht geradezu unerträglich? Ich kann mit Jedermann leben, mit Jedermann disputiren, ohne deshalb in Streit zu gerathen, nur nicht mit Irene. Nun, Du kennst mich gewiß, sage selbst, ist mit mir nicht leicht leben?"

„Nein, Heinrich," erwiderte Frau Agnes, indem sie den Kopf mit den reichen kastanienbraunen Flechten auf das Kissen zurücklehnte, „mit Dir und mit uns allen läßt sich gewiß nur sehr schwer in Eintracht leben." —

„Du thust uns Unrecht, Agnes. Es ist wahr, wir halten etwas auf uns, wir lassen uns nicht unter die Füße treten, aber darauf sind wir eben stolz, und zwar mit Recht!" —

„Ach! wäre es nur das! Wir sind auch unverträglich, wir alle!" —

Frau Agnes seufzte, der Doctor setzte sein Hin- und Hergehen fort, dann blieb er wieder stehen.

„Durfte ich denn Irenens hochfahrendes Wesen dulden? Da sie täglich herrischer und absprechender wird, ist es da nicht meine Pflicht, sie zurecht zu weisen? Wenn der Bruder die Schwester nicht tadeln darf, wer soll es dann thun? Dieses selbstherrische Bewußtsein muß gebrochen werden, diesen Liebesdienst bin ich Irenen schuldig." —

„Ach Heinrich, wir wollen uns nicht selbst betrügen. Nicht um sie zu bessern, waren wir gegen die Schwester heftig, sondern weil unsere Leidenschaft uns fortriß, weil wir uns selbst gekränkt fühlten. Irene ist zwar jünger als wir, aber denn doch schon zu alt, um noch erzogen zu werden!“ —

Der Doctor nagte ungeduldig an seiner Unterlippe.

„Dachte ich's doch,“ rief er endlich aus, „daß auch Du Partei nehmen würdest gegen mich! Natürlich! Ich bin schuld, bin schuld an Allem! Wenn Irene heftig wird, so wird das ihrem Temperament zu Gute gehalten, während meine Heftigkeit den schärfsten Tadel erfährt; wenn Irene arrogant auftritt, so heißt es: sie ist schon zu alt, um noch erzogen zu werden, während, wenn ich mich einfach meiner Haut wehre, man mich meistert wie einen Schulbuben. Ich darf ja noch erzogen werden, ich darf nicht heftig sein, ich muß mich noch bedanken dafür, daß man mein Haus eine Schenke nennt! Jeder ist Herr im Hause, nur ich darf es nicht sein; ich soll mich beugen vor Frau und Kind und Verwandten!“

Frau Agnes sprach kein Wort; kannte sie doch die schlimme Wunde, die ihr Gatte aus dem harten Kampf ums Leben davongetragen, den Wahn, daß er, um den sich doch Alles drehte, nicht als Herr geachtet, sondern vernachlässigt werde von den Seinigen, den ihm Untergebenen. Es war eine alte, schlimme Wunde und sie eiterte oft und heftig. „Aber ich will Euch zeigen,“ fuhr der Doctor zornig fort, „daß ich weder ein Kind noch ein Hansnarr bin, mit dem jeder im Hause sein Spiel treiben darf. Ich will Euch zeigen, daß ich der Herr bin in diesem Hause! Wer mir hier nicht gehorchen will, wer mir auch nur zu widersprechen wagt, der soll hinaus!“ —

„Weinthal!“ rief der Doctor, „Weinthal!“ —

Der Gerufene erschien.

„Rufe mir den Jungherrn! Sogleich!“ —

Kaum hatte der Diener das Zimmer verlassen, so sprang Frau Agnes von der Couchette auf und eilte auf den Doctor zu.

„O, Heinrich,“ rief sie mit zitternder Stimme, indem sie seine Hand festhielt, die er ihr vergeblich zu entziehen suchte, „nur jetzt nicht! O, bitte, bitte Heinrich, nicht jetzt! Du bist jetzt erregt, ich habe Dich gereizt, ich bin schuld, es war sehr unrecht von mir, aber

nicht jetzt! Warte, bis Du ruhig bist, tritt dem thörichten Knaben dann mit aller Strenge entgegen, strafe ihn, er hat es verdient, aber nicht jetzt. Wenn Du jetzt mit ihm sprichst, wirst Du ihn nur noch eigensinniger, nur noch härter und verschlossener machen. O, höre auf meine Bitten, zürne mir für mein thörichtes Reden, aber achte auf meine Bitten!" —

„Geh, laß mich!" sagte der Doctor rauh, „ich sage Dir Frau, laß mich! Ich bin kein Kind, ich weiß, was ich thue, auch wenn ich gereizt bin. Laß mich, ich will ihm ja nichts thun. Laß meine Hand los, pfui, laß das, ich kann das Händeküssen nicht leiden. Ich sage Dir, nur nachgeben soll er, dann kann er gehen. Ich darf solchen Trotz nicht dulden, und so wahr ein Gott im Himmel lebt, ich will ihn brechen. Der Bube soll mir gehorchen lernen!"

Da öffnete sich langsam die Thür und Heinz trat zögernd ein. Frau Agnes, die sich machtlos fühlte, was nun kommen mußte, zu verhindern, wollte wenigstens nicht Zeuge davon sein, verließ das Zimmer und schloß die Thür hinter sich. Vater und Sohn waren allein.

Der Diener hatte die Kinder wieder spielend unter der Gallerie gefunden. Sie hatten den kleinen Ziep mit allerlei Putzsachen angethan und waren eben im Begriff, ihn zu taufen. Der kleine Ziep war das einzige Thier im Hause. Es war ein kleiner, ruppiger Bauerhund ohne jede Race, den der Doctor, als er einmal im Winter über Land fuhr, zitternd vor Frost mitten im Walde gefunden hatte. Er fühlte Mitleid mit dem verlassenen Thierchen, stieg aus dem Schlitten, hob das kleine, schmutzige Geschöpf auf und hüllte es in seinen Pelz. Er erwärmte es an seiner eigenen Wärme und hielt am nächsten Kruge an, um es mit warmer Milch zu füttern. Seitdem hatte Ziep gute Tage. Er schlief unter seines Herrn Bett und derselbe Mann, der so oft hart und rauh gegen seine Umgebung sich zeigte, blieb wohl einmal eine halbe Stunde länger auf dem Sopha sitzen, damit Ziep nicht durch sein Aufstehen geweckt würde. Ziep war auch einmal von aller Welt verlassen gewesen! —

Lelia hielt ihn eben zur Taufe bereit und Heinz war im Begriff, eine sehr erbauliche Rede zu halten, als der Diener kam.

„Jungherrchen, sollen zu Vater kommen! gleich, gleich!" —

Heinz, der wohl wußte, worum es sich handelte und der vor Schreck bleich wurde, weigerte sich.

„Ich will nicht," sagte er.

„Was da, Jungherrchen, wenn der Vater ruft, muß man kommen." —

„Ich will nicht!"

„Nicht geräsonnirt, Jungherrchen, gehorcht und geschwiegen! Soll ich Jungherrchen hinauftragen?" —

„Probir' es!" sagte der Knabe trotzig und ballte die Fäuste.

Weinthal lächelte. Er kannte das Zauberwort. „Jungherrchen fürchtet sich vor dem Vater," sagte er.

Der Knabe ging sogleich. Er ging langsam, das Gehen wurde ihm sehr schwer, er biß die Zähne übereinander, aber er ging. Jetzt stand er vor dem Vater.

„Nun, hast Du Dir die Sache überlegt," fragte dieser schroff. „Wirst Du morgen gehorsam sein?"

Des Doctors scharf geschnittenes Gesicht hatte in solchen Momenten etwas geierartiges. Auch seine Augen blickten dann wie die eines Geiers. Der Knabe wurde roth und bleich, es flimmerte ihm vor den Augen und er konnte kaum athmen. Er ballte trotzig die Händchen und schwieg.

„Wirst Du gehorchen?" fragte der Doctor.

Keine Antwort.

Der Doctor schlug den Knaben mit der Hand in's Gesicht. Einmal, zweimal.

Die Thränen strömten aus des Kindes Augen, es biß die Zähne zusammen, aber es rührte sich nicht.

„Antworte, Bube!" schrie der Doctor.

Das Kind schwieg wieder. Da schlug der Doctor ihm noch einmal so heftig in's Gesicht, daß der Knabe einen lauten Schrei ausstieß und zu Boden taumelte. Frau Agnes riß die Thür auf und eilte auf das Kind zu. Die schwache, kranke Frau zeigte jetzt große Kraft. Sie hob den schweren Knaben wie eine Feder auf und trug ihn, ohne ein Wort zu sprechen und ohne ihren Mann anzusehen, an diesem vorüber in ihr Schlafzimmer. Dort legte sie das Kind auf ihr

Bett, bedeckte es mit einem Tuch, legte seinen Kopf auf ihren Arm und wischte ihm mit einem Taschentuch das Blut vom Gesicht.

Der Doctor durchmaß unterdessen mit schnellen Schritten das Zimmer. Er war bis in's innerste Herz aufgeregt und seine Brust von den widerstreitendsten Gefühlen erfüllt. Er schämte sich seiner rohen Härte, sie thaten ihm leid: sein Kind, sein einziges Kind und sein Weib, sein krankes Weib. Auf der andern Seite waren sein Stolz, sein Eigenwille auf's Aeußerste verletzt. Sein Kind verweigerte ihm den Gehorsam. Es war zu toll! Ihm, dem Manne, den so viele Männer fürchteten, wagte ein Kind zu trotzen! Und was verlangte er noch dazu von jenem? Nichts anderes, als daß der Junge in eine Elementarschule sollte. Das wollte der Knabe nicht. Er sagte dem Vater geradezu, er werde nicht hingehen. Durfte er hier nachgeben? Mußte dieser unerhörte Trotz nicht gebrochen werden? Der Doctor wußte sehr wohl, daß er selbst nicht war, wie er sein sollte, darum eben hatte er sein Kind anders erziehen, hatte er dessen Eigenwillen schon früh und ganz brechen wollen. O, sein Sohn sollte ihm nicht auch einmal so eigenmächtig davon laufen, wie er es seinem Vater gethan. Sein Sohn sollte ein verständiger Knabe werden, der regelmäßig seinen Gang ging in Schule und Leben. Darum hatte er mit der Erziehung schon bei dem Wiegenkinde begonnen. Wenn das Kind unnütz schrie, wurde es gestraft. Es schrie nur noch mehr. Es wurde hart geschlagen, es schrie erst recht. Mit jedem Tage wurde es eigensinniger und trotziger. Sobald der Vater nur in's Zimmer trat, schrie es. Je älter der Knabe wurde, um so weniger verstanden sich Vater und Sohn. Der Vater empfand es mit tiefem Schmerz, wenn sein einziges Kind ihn floh, aber er blieb bei seinem Grundsatze. Er war das seinem Kinde schuldig und dieses mußte ihm selbst einmal dafür dankbar sein. Immer unlenksamer wurde der Knabe, immer störrischer. Es war offenbar, daß er oft Freude daran fand, dem Vater zu trotzen. „Darf ich das dulden? Nein, tausendmal nein! Aber was thun?" — So fragte sich der Doctor immer und immer wieder, während er im Zimmer auf- und abschritt. Hatte ihm Gott etwa dieses Kind gegeben als eine Zuchtruthe für sein eigenes trotziges, hochfahrendes Herz, als einen grausamen Spiegel seiner eigenen Kinderjahre? Des Doctors Herz war keine Herberge, in

welche Gott nie einkehrt. Er hatte den Allmächtigen kennen gelernt, damals als er allein stand in der Welt, und wenn dieser seltene Gast dann plötzlich anklopfte in Stunden wie die heutige war, dann that der Doctor die Thür wohl auf und ließ ihn ein. Diesmal hielt er lange Zwiesprache mit Gott und mit sich selbst; schon dämmerte es draußen, als er zu seiner Frau eintrat.

Frau Agnes hatte nicht lange auf das Erwachen des Kindes zu warten gebraucht. Zwar schloß es, als es zu sich kam, rasch wieder die kaum geöffneten Augen; aber als es bemerkte, daß der Vater nicht mehr da war, die Mutter allein sich über ihn beugte, da richtete es sich auf und sagte trotzig: „Und ich werde doch nicht gehen!“

Die Mutter küßte ihn auf die geschwollenen Lippen und streichelte sanft seinen Kopf. „Ich denke, mein Heinz wird mir schon den Gefallen thun, sagte sie.“

„Nein Mutter, gewiß nicht. Er mag mich schlagen, so viel er will, ich werde doch nicht gehen.“

„Von Schlagen ist nicht die Rede Heinz, habe ich Dich je geschlagen?“

„Nein, aber er mag mich schlagen wie viel er will, ich thue es nicht, auf keinen Fall!“

„Hast Du mich lieb, Heinz?“

Heinz umschlang den Hals der Mutter, küßte sie und drückte sie an sich.

„Zeige mir, wie lieb Du mich hast!“

Heinz drückte so stark er konnte.

„Ach, Heinz, Du hast mich nur mit Küssen lieb.“

„Mutter, ich könnte für Dich — ich will mich für Dich zehn Mal von ihm schlagen lassen.“

„So sprichst Du nur.“

„Was soll ich denn für Dich thun,“ rief der Knabe leidenschaftlich, „wie soll ich Dir denn zeigen, daß ich Dich mehr lieb habe, als Alles auf der Welt?“

„Du sollst morgen in die Schule gehen.“

Das Kind sah sie mißtrauisch an.

„Das läßt er mir sagen," sagte er und ließ seine Arme herabsinken.

„Nein, Heinz. Du weißt sehr wohl, daß der Vater solche Umwege nicht liebt. Die wären seinem Kinde gegenüber auch nicht am Platz."

„Ach Gott, ach Gott, daß er mein Vater sein muß!" rief Heinz und warf sich in das Bett zurück, das Gesicht in die Kissen begrabend.

Frau Agnes wollte aufstehen, setzte sich aber wieder und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

Heinz sah, daß die Mutter weinte. Er sprang aus dem Bette und suchte ihre weißen Hände vom Gesicht zu entfernen. Als es ihm gelang, wandte sie ihr Gesicht ab, aber er sah ein Paar Thränen auf das Bett fallen. Er war in Verzweiflung. „O, weine nur nicht," flehte er, „bitte, bitte, weine nur nicht! Ich habe gar nicht verdient, daß Du um mich weinst, ich bin ein unartiger, böser Junge, schlage mich tüchtig, nur weine nicht. Liebe, gute Herzensmutter, weine nicht! Ich will ja alles thun, was Du willst. Ich will in die Schule gehen, ich will gleich gehen, wenn Du willst. Ich will nie wieder trotzig sein, ich will ihm immer antworten, ich will immer folgsam und artig sein!"

So bat er und als die Mutter noch immer das Gesicht abwendete, da ergriff er stürmisch ihre Hand und riß daran aus aller Kraft, stampfte, aus dem Bette springend, mit dem Fuß auf den Boden und schrie heftig und laut: „Du mußt mir verzeihen! Du mußt mich wieder ansehen! Ich will nie wieder trotzig sein und nie wieder heftig; aber Du mußt, hörst Du Mutter, Du mußt mich ansehen! Mutter, höre doch was ich sage! Ich will ja in die Schule gehen, höre doch! Was willst Du denn noch, was soll ich denn noch thun? Sieh mich doch nur an und sage, was ich noch thun soll!" —

Die Mutter wandte ihm endlich das Gesicht zu.

„Was hilft Dein Gehorsam, wenn Du so von Deinem Vater sprichst," sagte sie traurig.

„Ich werde nicht mehr so sprechen. Ich werde gar nicht mehr von ihm sprechen."

„Ach, Heinz, wenn Du wüßtest, wie wehe Du mir thust, wenn

Du vom Vater sprichst wie vorhin, von Deinem lieben, guten Vater!"

„Warum schlägt er mich denn, wenn er mich lieb hat?"

„Weil Du unartig bist, weil Du ihm zu widersprechen wagst. Er erträgt von keinem Erwachsenen Widerspruch, wie sollte er ihn dulden von seinem Kinde?"

„Nun gut, aber wenn ich werde erwachsen sein, dann will ich ihm immer widersprechen."

„Wenn Du erwachsen sein wirst, mein Kind, dann wirst Du wissen, daß ein Sohn seinem Vater nie widersprechen darf."

„Dann wird er mich aber auch nicht mehr schlagen dürfen."

„Nein, Du wirst ihm dann gehorchen, weil Du einsehen wirst, daß er stets nur Dein Bestes will."

„Ja, wenn ich ihm selbst werde gehorchen wollen, dann werde ich ihm gern gehorchen; aber wenn er mich schlägt, werde ich ihm nie gehorchen."

„Gut, Heinz, aber jetzt gehorche ihm, weil er dein Vater ist und Du sein Sohn!"

„Gieb mir einen Kuß, Mutter."

„Ja, Heinz, aber nur unter einer Bedingung!"

„Was soll ich thun, ich werde ja gehorchen."

„Das ist noch nicht genug, Heinz."

„Was dann?"

„Du mußt Deinen Vater auch noch um Verzeihung bitten."

„Das werde ich gewiß nicht thun."

Die Mutter schwieg, Heinz faltete den Aermel ihres Kleides zusammen und ließ ihn dann wieder los.

„Bist Du böse, Mutter?"

„Nein, Heinz."

„Warum giebst Du mir denn keinen Kuß?"

„Weil ich Jemand, der mich nicht liebt, nicht küsse."

„Wie, liebe ich Dich nicht?"

„Mich kann Niemand lieben, der nicht auch den Vater liebt."

Sie schwiegen wieder. Endlich sagte Heinz weinerlich: „Mutter!"

„Nun?"

„Ich liebe den Vater."

„Dann bekommst Du auch einen Kuß."

Frau Agnes küßte ihn auf den Mund, er umfaßte sie stürmisch und bedeckte ihre Wangen, ihren Hals, ihre Stirn mit Küssen. „Ach, wie ich Dich liebe," sagte er ein über das andere Mal.

Sie ließ sich geduldig liebkosen. „Wird es nun nicht genug sein, Heinz?" fragte sie endlich.

„Noch ein Bischen!"

„Nun ist es aber genug."

„So! Ja, nun!"

„Also morgen Früh wirst Du zu Vater gehen und ihm sagen: Ich war gestern sehr unartig, lieber Vater. Verzeih mir!"

„Ja, so will ich sagen."

„Und dann wirst Du in die Schule gehen."

„Ja."

„Warum wolltest Du eigentlich nicht gehen, Heinz?"

„Siehst Du Mutter, wie er mir das so sagte"

„Lieber Heinz, sage nicht er, sage Vater."

„Wie Vater mir das so sagte, so grob sagte — da stieg es so in mir auf"

„Da stieg der Bock in Dir auf."

Heinz lachte. „Ja, der Bock und ich dachte: Nun werde ich gerade nicht gehen! Das nächste Mal will ich ihn schon fortjagen!" fuhr er fort und runzelte die Stirn.

„So ist's recht, Heinz. Wie wird es Dir in der Schule gefallen?"

„Glaubst Du? Ich habe ein wenig Angst vor der Schule."

„Du Angst, das glaube ich nicht."

„Nein, natürlich nicht Angst, aber so — weißt Du?"

„Ja, ich weiß, aber wovor denn?"

„Vor dem Prellen."

„Liebster Heinz, bei Fräulein Berg wird ja noch gar nicht geprellt."

„Gewiß nicht?"

„Nein. Geprellt wird man erst auf dem Gymnasium."

So plauderten die Beiden und Heinz wurde ganz heiter und

erzählte allerlei und dann erzählte die Mutter ein hübsches, langes Mährchen und schließlich war Heinz fest eingeschlafen.

Als der Doctor eintrat, saß Frau Agnes noch immer am Bett ihres schlafenden Kindes. Sie ergriff des Doctors Hand und küßte sie innig. Er wird Dich morgen um Verzeihung bitten und gehen wohin Du willst, flüsterte sie und sah ihren Mann freundlich an.

Der Doctor küßte sie und setzte sich ihr gegenüber auf den Rand des Bettes.

„Er schläft?" fragte er leise.

Sie nickte.

„Du zürnst mir nicht, Agnes?"

„Nein, Heinrich, wie sollte ich Dir zürnen? Wir waren zu heftig, darum setzten wir Nichts durch, als wir ruhig mit ihm sprachen, sah er sein Unrecht ein."

Sie erhob sich, setzte sich auf den Schooß ihres Mannes und umschlang seinen Hals."

„Du bist sehr, sehr gut, Agnes," sagte der Doctor.

Sie lächelte. „Du Schmeichler!"

„Nein, das ist wahr."

„Es wird wahr werden! Wir wollen anders werden, wir wollen versuchen, weniger heftig zu sein, weniger hart. Siehe, der Knabe ist doch unser Fleisch und Blut, wie soll er da sanft und nachgiebig sein? Hat er sein trotziges Wesen doch von uns ererbt! Fahren wir so fort, so werden wir ihn ganz verderben. Glaube mir, Heinrich, wir werden ihn mit Liebe wie an einem Seidenfaden leiten, aber mit Strenge nicht von der Stelle bringen können. Sind wir nicht alle so? Wir wollen Geduld haben, Heinrich! Sind doch selbst wir alten Leute (der Doctor lächelte hier) noch so abhängig von unserem Temperament, daß Scenen wie die heutige vorkommen können! Als ich eben jetzt, ehe Du kamst, nachdachte über unser Verfahren gegen unsere Verwandten, da kam es mir vor, als ob wir doch sehr Unrecht gethan. Wir waren die Wirthe, sie unsere Gäste. Sie hatten Unrecht, natürlich, aber wir haben ihnen denn doch zu scharf widersprochen, sind wieder einmal zu heftig gewesen." Sie hielt inne und sah den Doctor an, der Doctor blickte vor sich nieder.

„Sprich nur weiter," sagte er.

„Siehe, und da dachte ich, ob wir nicht die Verpflichtung hätten, unserem Kinde mit gutem Beispiele voranzugehen!“ Sie zögerte etwas, aber da des Doctors Arm sie immer inniger und fester umschlang, sprach sie muthig weiter.

„Ich glaube, Heinrich, daß wir die Unserigen beleidigt haben und ich denke mir, daß eine Beleidigung, die von Dir, dem Familienhaupte ausgeht, besonders wehe thun muß. Ich glaube, wir sollten morgen Irenen und dem Vetter einen Besuch machen. Ich glaube, Du hast besonders die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die Familie friedlich zusammen halte. Ich verstehe ja davon Nichts, aber es scheint mir so.“

„Du hast ganz recht,“ sagte der Doctor.

„Noch eins,“ fuhr Frau Agnes fort. „Irene und Friedrich sind von unserem Blut, sie werden uns vielleicht ein wenig herbe begegnen und ich muß Dir sagen, ich fürchte sehr, wir werden uns nicht beherrschen können!“

Der Doctor lachte auf. „Süße Taube,“ sagte er, „was sagst Du denn immer „wir“. Du brauchst mich gar nicht so zu schonen, mein Herzensweib. Ich weiß wohl, was Du meinst und ich verspreche Dir, Du sollst mit mir zufrieden sein.“

„Nun, dann ist ja alles gut,“ sagte Frau Agnes und stand auf.

„Gottlob,“ sagte der Doctor und erhob sich ebenfalls. „Und Du bist mir nicht böse um des Knaben willen?“

„Heinrich,“ sagte Frau Agnes sehr ernst, „wir sind Mann und Weib, zwischen uns darf nichts treten, auch nicht unser Kind.“

Die Aufregung hatte Frau Agnes Zustand sehr verschlimmert. Sie konnte am anderen Tage das Bett nicht verlassen und litt heftige Schmerzen, aber sie rief Heinz an ihr Bett und schärfte ihm noch einmal ein, was er sagen sollte.

Der Doctor saß am Kaffeetisch, als der Sohn eintrat. Er blickte den Knaben kalt und fremd an. Trotz des gestrigen Abends war er ganz außer Stande, dem Kinde ein freundliches Gesicht zu zeigen, ehe es nachgegeben. Der Knabe wurde wieder roth und bleich, die Worte wollten ihm nicht auf die Zunge, wenig fehlte, so wäre er aus dem Zimmer gelaufen. Endlich faßte er sich ein Herz und sagte, wie wenn

er ein auswendig gelerntes Gedicht hersagte: „Ich war gestern sehr unartig, lieber Vater, verzeih mir!“

Der Doctor zog ihn nun an sich und küßte ihn auf die Stirn. „So, nun wollen wir wieder gute Freunde sein. Du warst ein Narr. Wenn Du erst einmal in der Schule gewesen bist, wirst Du gern hingehen. Wer in der Schule etwas Rechtes gelernt hat, der ist nachher ein freier Mann, dem Niemand etwas zu befehlen hat. Der gerade Weg zur Freiheit ist das Lernen, nur der Kenntnißreiche ist wahrhaft sein eigener Herr. Du setzest jetzt den Fuß auf die Leiter, sorge dafür, daß Du höher steigst als Deine Vorfahren. Zeige aller Welt, daß Du ein Eichenstamm bist, wenn auch vorläufig nur ein kleiner, und merke Dir das: — Wir Eichenstamms sitzen überall auf der ersten Bank. So, und nun geh' zur Mutter, gieb ihr einen Kuß, nimm dann Dein Ränzchen und komm. Der Kutscher spannt bereits an!“

„Wie war's?“ fragte die Mutter, als Heinz an ihr Bett kam.

„Gut, Mutter. Ist es wirklich nichts mit dem Prellen?“

„Nein, mein Junge, gewiß nichts.“

Heinz eilte hinaus. In wenig Minuten war er fix und fertig beim Vater im Thorwege.

Während der kurzen Fahrt schwiegen beide. „Nur der Kenntnißreiche ist wahrhaft sein eigener Herr,“ klang es in dem kleinen Kopfe wieder. O, er wollte schon kenntnißreich werden! Wie sollte man nicht lernen, wenn man dadurch so weit kommt, daß man Niemand mehr zu gehorchen braucht! Was wird Lelia für Augen machen, wenn sie hört, daß er aus der Schule zu ihr kommt! Sie war ihm gestern unter der Hand verschwunden, so, daß sie nicht den Ausgang seiner Schulnöthe erfuhr. Es war ihm jetzt recht lieb.

Da hielt der Wagen vor einem zweistöckigen grauen Hause. Der Doctor sah Heinz schmunzelnd an, als er ihn aus dem Wagen hob. Heinz war sehr roth und das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Er hätte gewünscht, die Mutter an seiner Seite zu haben.

In der Schule.

Die Schule des Fräulein Berg erfreute sich mit Recht des besten Rufes. Sie nahm sowohl Mädchen als Knaben auf; in den vorderen Zimmern saßen die Knaben, in den hinteren die Mädchen. Die Knaben wogten jetzt vor dem Anfange der Stunden bunt durcheinander, die Freunde begrüßten sich, fragten nach den Erlebnissen in den Ferien und hatten sich aus dieser goldenen Zeit mancherlei zu erzählen, oder betrachteten neugierig die „Füchse", die schüchtern an den Wänden standen und mit Staunen und Ehrfurcht die älteren Schüler beobachteten. Der Doctor führte nun Heinz durch die Menge der Knaben, deren Blicke sich auf den neuen Ankömmling richteten, zu Fräulein Berg, einer ältlichen Dame mit einem freundlichen Gesicht, welche durch Frau Agnes schon einigermaßen mit den Charakteranlagen ihres neuen Schülers bekannt war. Sie kam ihm daher sehr freundlich entgegen, ließ sich auch dadurch durchaus nicht irre machen, daß Heinz auf keine ihrer Fragen antwortete und sich darauf beschränkte, sie hartnäckig anzustarren. Der Doctor ging nun fort und Heinz blieb allein zurück. Ihm wurde ein Platz angewiesen und nun zogen wie im Traum drei Stunden lang allerlei unerhörte Bilder an ihm vorüber. Alle die Knaben, die ihn vorhin so peinlich betrachtet hatten, kamen nun herein und setzten sich an denselben langen, schwarzen Tisch, an dem auch er saß. Darauf kam eine bleiche, junge Dame und setzte sich an das eine Ende des Tisches. Dann sprangen ein halbes Dutzend der kleinen Burschen auf, ergriffen lange, braune Stöcke und stellten sich mit ihnen vor eine große Wandkarte. „Wo ist unsere Stadt?" fragte das bleiche junge Mädchen, „nun?" und sogleich fuhren die Spitzen von fünf Stöcken auf einen Punkt der Karte zusammen, der sechste aber irrte weit ab. Da ist jedoch Nichts zu sehen als ein brauner Fleck. Unterdessen fliegen Heinz mehrfach kleine Papierkugeln an den Kopf, ohne daß sich irgend errathen ließe, woher sie kommen.

Dann folgte eine Pause von ein Paar Augenblicken, wo Alle aufstehen und durcheinandergehen, und da tritt ein kleiner flachsköpfiger Bursche ihn auf den Fuß und sieht ihn dazu höhnisch von oben bis unten an, während die Umstehenden in ein schallendes Gelächter ausbrechen. Jetzt nimmt den Platz der jungen Dame mit den bleichen Wangen eine junge Dame ein, die Wangen hat so roth wie Weihnachtsäpfel. Als nach einer Stunde auch diese junge Dame sich entfernt, benutzt der Junge mit den flachsblonden Haaren die Zwischenpause dazu, um mit seiner flachen Hand recht derb über Heinzens Gesicht zu fahren, erst von unten nach oben, dann von oben nach unten und ihm bei dieser Gelegenheit mitzutheilen, daß man so nach Riga und wieder zurück fahre. Ehe Heinz noch Zeit hat, diese unerhörte Beleidigung zu ahnden, setzt sich schon wieder Alles und Heinz hört nun von den Thaten des Herakles erzählen. Nun tritt eine längere Pause ein; jeder Junge zieht große Butterbröde hervor und begiebt sich in's Vorzimmer. Heinz aber hungert und bleibt sitzen, weil er nicht weiß, wie er sich den Spöttereien des Flachsblonden gegenüber verhalten soll. Seine Verwirrung wird natürlich noch bei weitem vermehrt, als plötzlich ein untersetzter Bursche vor ihn tritt, und ihn ebenfalls vom Kopf bis zu den Zehen mustert, als ob er ein Schneider wäre, der Heinz einen Anzug machen müßte, ohne Maaß nehmen zu dürfen und ihn dann im impertinentesten Tone fragt, wie er heiße?

„Ich heiße Heinrich."

„Heinrich? Heinrich kann jeder heißen!"

„Was fragst Du denn das Fuchsgesicht, wie es heißt," ruft der Flachsblonde dem Untersetzten zu. „Es weiß ja nicht, wie es heißt. Es heißt ja nicht Heinrich, sondern Gänserich."

So par es behandelt zu werden, ist denn doch selbst Heinz zu stark und er merkt, daß er absichtlich verhöhnt wird. Darüber kommt er zur Besinnung und die äußerste Wuth bemächtigt sich seiner. „Du heißt vielleicht nicht Gänserich, aber Du bist einer," ruft er dem Flachsblonden zu, und als sich ihm dieser nun mit drohender Miene nähert, giebt er ihm ein Paar regelrechte Ohrfeigen. Große Sensation! Die öffentliche Meinung theilt sich in zwei Heerlager. Die Majorität ist der Meinung, daß man ein solches Betragen seitens der Füchse durchaus nicht aufkommen lassen dürfe, die Minorität dagegen ist der

Ansicht, daß der Flachsblonde alles Maaß überschritten habe und Heinz daher in seinem Recht sei. Unterdessen balgen sich die Beiden, aber Heinz ist viel stärker als sein Gegner und zerprügelt ihn jämmerlich. Er hat seine erste Prügelei mit Ehren bestanden und wird daher von älteren Sachverständigen beglückwünscht. In der nächsten und letzten Pause nähern sich ihm mehrere von den ältesten Schülern der Classe und erkundigen sich in achtungsvollem Tone nach seinen Personalien. Sie wünschen seine nähere Bekanntschaft zu machen, und einer von ihnen proponirt ihm, nach dem Schluß der Schule gemeinsam einige Kuchen beim Conditor zu verzehren. Heinz kann aber auf diese lockende Proposition nicht eingehen, da heute, als an seinem ersten Schultage, ihn Weinthal abholen soll. Er erhält dann beim Schluß der Schule eine kleine, rosafarbene Karte, die er seiner Mutter zu überliefern hat, wird von Fräulein Berg freundlich gefragt, ob es ihm denn auch in der Schule gefallen habe, und trottet dann an der Seite Weinthals sehr zufrieden dem väterlichen Hause zu. Er ist in sehr angenehmer Stimmung. Er hat nun das Schulfieber hinter sich und fühlt sich als Schüler. Er weiht Weinthal natürlich in das Abenteuer mit dem Flachsblonden ein und erhält dafür hohes Lob. „So ist's gut, Jungherrchen," sagt Weinthal. „Nicht geraisonnirt — zugehauen! Solch ein infamichter Bengel! Den sollte der gnädige Herr einmal in die Hände bekommen! Er würde ihm schon zeigen! Aber nun, schad't nichts, Jungherrchen hat ihm gut gegeben, Jungherrchen ist dem gnädigen Herrn sein Sohn, wie wird denn Jungherrchen keine Courage nicht haben?"

Zu Hause angelangt, erzählt Heinz nun auch der Mutter seine Erlebnisse, und sie ist Eichenstamm genug, um sein energisches Verfahren zu würdigen. Heinz sitzt auf der Mutter Bett, verspeiset ein Butterbrod nach dem andern, schwatzt dabei wie ein Rohrsperling und ist seelenvergnügt.

Als ihn die Mutter nachher mit einem Auftrage in die Küche schickt, wird er auch hier durchaus honorirt. Annettchen theilt ihm mit, daß sie stolz darauf sei, daß Jungherrchen schon in die Schule gehe und bewirthet ihn in Folge dessen mit Kirschsaft; Weinthal erzählt von der Heldenthat und Emma hört ihm andächtig zu, indem sie Heinzens Auftreten vollkommen billigt.

Emma handelt in diesem Augenblick sehr edel, denn sie hätte das Recht gehabt, bei dieser Gelegenheit eine gewisse Theilnahmlosigkeit gegen Heinzens Schicksale an den Tag zu legen. Gestern Abend war die Scene zwischen dem Doctor und seinem Sohn auf die Tagesordnung der Küche gesetzt worden, und in der sich nun entspinnenden Debatte hatte Emma sich die Worte entschlüpfen lassen: „Es ist ganz gut, daß der gnädige Herr dafür sorgen thut, daß der Jungherrchen nicht auch wird, wie dem Jungherrchen sein Vater selber ist.“ Diese Bemerkung zog ihr von Seiten Annettens die Zurechtweisung zu, daß sie eine junge Person, d. h. erst seit fünf Jahren in diesem Hause sei, es sich für sie daher nicht schicke, so äußerst unbedacht zu reden; daß sie ja, falls es ihr bei den Eichenstamms nicht gefalle, das Haus verlassen könne, und daß sie jedenfalls die Gefühle anderer, weniger rücksichtsloser Leute schonen solle. Weinthal hatte sie sogar eine „obsternakische Person“ genannt und selbst der Kutscher hatte ein sehr vernehmbares Murren hören lassen. Emma war über die Aufnahme, welche ihre Worte fanden, sehr erschreckt gewesen, und hatte mit etwas weinerlicher Stimme erklärt, daß, wenn sie gesagt habe, daß es wünschenswerth sei, Heinz möchte nicht wie sein Vater werden, sie nur gemeint habe, sie könne nur wünschen, daß Heinz ganz wie der Vater würde. Darauf hatten zwar die Drei erwidert, daß sie mit dieser Erklärung zufrieden seien, sie waren aber doch während des ganzen Abends sehr zurückhaltend gegen sie gewesen.

Indessen trug Emma, wie man sieht, diese Kränkung dem unschuldigen Heinz nicht nach.

Später kam der Doctor nach Hause, und Heinz sollte nun auch ihm erzählen, wie es ihm in der Schule ergangen, er war aber sehr maulfaul und erzählte Nichts.

Nach dem Mittagsessen theilte ihm die Mutter mit, daß er zum Onkel Joseph gehen dürfe; daß er Ziep mitnehmen, und daß er nun, da er Schüler sei, zum ersten Mal allein über die Straße gehen könne. Ueberglücklich eilte Heinz davon.

Onkel Joseph war Lelia's Vater. Er hieß Rechberg und war des Doctors Schwager, da seine verstorbene Frau des Doctors Schwester gewesen war. Er hatte die Selige, ein kühnes, energisches Weib, voll Herrschsucht und Thatkraft, über alle Maßen geliebt, und sie hatte

ihm das geringe Quantum Energie, das vielleicht noch in ihm gelegen, ganz und völlig ausgetrieben. Sie hatte ihn gehegt und gepflegt wie ein Mädchen ihre Puppe, aber er hatte ebensowenig mitzusprechen gehabt, als eine solche. Während sie in kleinen Dingen seine Wünsche erfüllte, noch ehe sie ihm selbst zum Bewußtsein gekommen waren, hatte sie in großen an dem Eichenstamm'schen Grundsatz festgehalten: „Nicht raisonnirt, gehorcht und geschwiegen!" Dazu hatte sie ihn „sich nicht geheirathet" (um den Ausdruck ihres Bruders zu gebrauchen), damit er ihr etwas zu befehlen habe, denn das verstand sie selbst. Uebrigens war sie sehr klug, sehr thätig und umsichtig, und wenn sie ihren Mann mit Eifersucht plagte und ihn so wenig aus den Augen ließ, wie eine sorgsame Bonne ihren Zögling, so war sie andererseits doch auch eine treffliche, witzige Gesellschafterin. Sie starb ganz plötzlich und ihre letzten Worte waren: „Joseph, Du mußt morgen schon ein baumwollenes Hemd anziehen, die Luft wird doch schon zu frisch." --

Dem Notar, dieses Amt bekleidete Joseph Rechberg, war nach ihrem Tode zu Muthe gewesen, wie einem verwöhnten Muttersöhnchen, das plötzlich in die Fremde versetzt wird und nun rathlos dasteht. Er wußte weder, wo er sein Geld verwahren, noch wie und wann er es ausgeben sollte; er hatte durchaus keine Vorstellung davon, was er mit seinem kleinen Kinde anfangen sollte und wie man einen Hausstand erhält. Unter diesen Umständen kamen ihm zum Glück zwei Dinge zu Hülfe: einmal, daß sein alter Vater im Hause lebte, sodann, daß sein Töchterchen von der Natur so ausgestattet war, daß sie auch ungestützt gerade wuchs. Sein alter Vater war ursprünglich ein lettischer Bauerwirth gewesen, er hatte sich's aber in den Kopf gesetzt, daß seine beiden Söhne studieren sollten, und er hatte diese Absicht vermittelst der Beihilfe seines wohlwollenden Grundherrn auch durchgeführt. Der ältere Bruder, den wir noch kennen lernen werden, war Geistlicher in der Nähe der Stadt, der jüngere war unser Joseph. Der Alte lebte nun eine Zeitlang abwechselnd bei einem oder dem andern Sohn, bis er sich ganz bei Joseph niederließ. Er war ein lieber alter Mann mit schneeweißem Haar, und mit einem so sanften und reinen Gemüth wie ein Kind. Er war sehr demüthig, anspruchslos und bescheiden, dabei von tiefer Frömmigkeit. Die Schwiegertochter hatte in ihm ihren Mann geliebt und ihn wie diesen bemuttert.

Da hatte er denn gern in ihrem Hause geweilt und darin ein wundersam stilles Leben geführt. Er hatte die Bienen und den Garten gepflegt, und schöne Hühner und Tauben gezogen; ganz besonders liebte er die Tauben. Er war der beste Taubenzüchter in der Stadt keiner besaß so schöne Klotten, Kopenhagener und Weißschwänze wie er und kein Schwarm hielt so fest zusammen und stieg so hoch, wie der seinige. Als nun die Hausfrau starb, faßte er sich schneller als der Sohn, und übernahm es, die alltäglichen kleinen Sorgen dem Sohne vom Leibe zu halten und das gelang ihm leidlich.

Der Notar konnte nun seine freie Zeit ungehindert verbringen, wie er wollte; er konnte in der warmen Jahreszeit an dem in ein Blumenbeet verwandelten Grabhügel seiner Frau stundenlang sitzen, konnte mit seinem Töchterchen spazieren gehen und mit ihr spielen, konnte endlich im Gärtchen weilen und dem Monde zusehen, der durch die Bäume blickte. Er fand an seinem greisen Vater einen unermüdlichen Zuhörer, wenn er er von den Vorzügen der Seligen redete, und eine verwandte Seele, wenn es ihn einmal drängte, was selten geschah, einem Freunde mitzutheilen, was seine harmlose Seele bewegte. Beider größtes Glück war Lelia, und es war wirklich ein holdseliges Geschöpf, dies kleine Mädchen, äußerlich und innerlich. So zart und fein wie ein Haideröslein, hatte sie eine Seele so rein und durchsichtig hell, wie der Quell, der aus Felsen sprudelt. Ihr ganzes Wesen war voll gewinnender Freundlichkeit, ihr kleines Herz voll Liebe. Alles ward ihr zur Freude, das Thier wie der Baum, die Blume wie der Wurm, alles nannte sie mit den zärtlichsten Liebesworten, drückte es an sich, hegte und küßte es. Wenn sie mit Jemand sprach, so hielt sie gern seine Hand und drückte sie zuweilen. Sie kam Jedem mit offenen Armen entgegen, dem Ministerial, der Abends dem Vater die Acten brachte, wie den Tanten und Onkeln. Sie wußte noch nicht, daß man nur mit Auswahl zärtlich sein darf. Für sie war noch die ganze Erde ein fruchtbares Gartenland, für sie gab es weder Weg, noch Fels, noch Dornen. Sie streute den Samen ihrer Liebe aus nach allen Seiten und überall wuchsen Rosen auf und duftige Blumen. Wer konnte auch in dieses liebe, freundliche Gesichtchen sehen, ohne selbst zu lächeln, wer konnte ihr treuherziges, anschmiegendes Wesen zurückweisen! Ihr silberhelles Lachen klang durch das Haus,

wie der Lerche Jubellied durch den Frühlingshimmel klingt in sonntäglicher Morgenstunde; ihr leichter Schritt eilte durch die stillen Räume mit des Rehes Behendigkeit, wenn es durch den Birkenwald huscht; ihr Gesichtchen war wie der Sonnenstrahl auf der Aue, wo es hinsah, lachte die Flur. Wie ein holdes Rosenknöspchen war sie, und der Vater und der Großvater standen still dabei und beobachteten das süße Geheimniß.

Der Notar bewohnte ein kleines, einstöckiges Haus an der Schmiedestraße, dessen Hof und Garten, die auch an den Kanal stießen, dem Eichenstammschen Hofe gegenüber lagen. Als Heinz und Ziep eintraten, saß Lelia auf einer kleinen Bank neben dem Hühnerhause und plauderte mit ihren Lieblingen. Zu ihrer Rechten lag Pascha, der gelbe Neufundländer, und zu ihrer Linken Korah, seine graue Gemahlin. Um sie herum stolzirten allerlei Hähne mit ihren Familien, während die Tauben zwischen Dach und Pflaster hin und her flatterten, sich neben Lelia auf die Bank setzten, oder gar auf ihre Schulter flogen. Sie hatte eben einen kleinen japanesischen Hahn im Schooß und fuhr mit einer Feder von Zeit zu Zeit langsam über seinen Rücken, während sie ihm Vorstellungen wegen seines unverträglichen Wesens machte. Dieser kleine Hahn war ihr eigentlicher Liebling. Er war ein dachsbeiniger, kleiner Kerl, den kein Vogel auf dem Hofe recht leiden konnte, auf den alle gelegentlich hackten und den seine eigenen Hennen verlassen hatten. Und das nicht ohne Grund, denn er zeigte sich immer eitel, zänkisch, jähzornig und weit über seine Verhältnisse streitlustig.

Korah und Pascha knurrten nun und erschreckten dadurch Ziep tödtlich, denn dieser hatte eigentlich nur in des Doctors Gegenwart das Gefühl der Sicherheit, sonst aber war ihm immer noch in der Stunde der Gefahr das Gefühl, einst ein herrenloses, halbverhungertes Bauernhündchen gewesen zu sein, hinderlich und machte ihn feige. Lelia setzte den Hahn rasch auf den Boden und eilte Heinz entgegen.

„Mein liebes, liebes Heinzchen," sagte sie, indem sie ihn zärtlich umfing, ihn küßte und zu der Bank führte, „wie geht es Dir denn und was macht Dein Mutterchen?"

Heinz setzte sich und sagte kühl: „Weißt Du, Lelia, ich bin heute in der Schule gewesen."

„Wie, in der Schule?"

„Ja, bei Fräulein Berg."

„Wirklich! Wie gefiel es Dir denn da?"

„Wie Du fragen kannst! Wie soll es mir denn in der Schule nicht gefallen!"

„Aber Du wolltest ja doch nicht hingehen?"

„Ja, siehst Du, Lelia, das war so: Er wollte haben, ich sollte hingehen, und deshalb wollte ich es nicht. Hätte Mutter es gewollt, ich wäre gleich gegangen."

„Aber das war doch sehr unartig von Dir, Heinzchen! Wie kannst Du denn Deinem Vaterchen nicht gehorchen wollen?"

Heinz lachte. „Ich habe gar kein Vaterchen!" sagte er, „er ist kein Vaterchen, sondern ein Vater."

Lelia sah ihn verwundert an. „In der Schule waren wohl viele Knaben?" fragte sie.

„Eine Menge, und ich habe auch gleich einen geprügelt."

„Wie? Geprügelt?"

„Ja, da wurde so ein kleiner, blonder Junge gegen mich unverschämt, und da gab ich ihm natürlich ein Paar Ohrfeigen."

„Aber Heinzchen!" rief Lelia und sprang erschreckt auf.

Heinz blieb ruhig sitzen und baumelte mit den Beinen hin und her. Er theilte seiner Zuhörerin in sehr entschiedenem Tone mit, daß er bei dieser Gelegenheit nur gethan, was er auch künftig gelegentlich zu thun gedenke und unterrichtete sie nebenbei über seine Zukunftspläne. Er hatte die Absicht, die Berg'sche Schule in zwei Jahren durchzumachen und dann auf's Gymnasium zu gehen. Dann wollte er studiren, Doctor werden und sehr viel Geld verdienen, so viel, daß er drei große Häuser erbauen könnte, eines für seine Mutter, eines für Lelia und eines für sich. „Ein Taubenhaus aber lasse ich Dir nicht bauen," schloß er, „und ein Hühnerhaus auch nicht, damit Du nicht die Tauben und Hühner ebenso lieb haben kannst, wie mich; denn das sage ich Dir, Lelia, dann darfst Du nur mich lieb haben und keinen Menschen sonst auf der Welt."

Lelia lachte hell auf. „Höre, Heinzchen," sagte sie, „Du bist doch ein bischen dumm. Wie soll ich denn nur Dich lieb haben? Ich muß doch auch Großvaterchen und Vaterchen und Dein Mutterchen, Marlising und Greeting und Tanting Adelheid und Tanting Irene

und Korah und Pascha, und meinen kleinen Hahn lieb haben und des Großvaterchens Blumchen."

„Das ist es eben!" rief Heinz eifrig, „das ist es eben. Alle liebst Du. Das ist eben so abscheulich von Dir! Habe mich nur gar nicht lieb, wenn Du alle Andern auch liebst!"

„Aber Heinzchen, Du liebst doch auch viele Menschen?"

„Nein, gar nicht, Lelia, gar nicht. Meine Mutter liebe ich und Dich liebe ich, und Ziep und Weinthal würde ich lieben, wenn sie ihn nicht auch liebten, und sonst liebe ich Niemand auf der Welt. Wenn Du in meinem Hause leben wirst, darfst Du auch Niemand lieben als meine Mutter und mich."

„Dann will ich gar nicht in Deinem Hause leben."

„Ich werde Dich gar nicht fragen, Du mußt!"

Darüber wurde noch hin und her verhandelt, als der Vater dazu kam und das Gespräch unterbrach.

Die Kinder mochten ein paar Stunden gespielt haben, als Weinthal Heinz abholte. Tante Agathe sei aus dem Seebade zurückgekehrt und habe gleich nach dem Jungherrn verlangt. Das kleine Fräulein-chen solle auch mitkommen, beide sich recht beeilen.

Tante Agathe war des Doctors Großtante und ein steinaltes Fräulein. Sie war die lebendige Tradition der Familie und hatte trotz ihres hohen Alters, denn sie war, wie sie oft mit Stolz erzählte, von der schönen Dorothee, als diese noch ein Fräulein von Medem war, zur Taufe gehalten worden, noch ein treffliches Gedächtniß. Sie besaß ein kleines Vermögen, von dem sie lebte, und bewohnte das kleine, grüne Haus hinter dem grünen Zaun im Hofe des Doctors. Sie war sehr energisch und muthig, dazu klug und menschenkundig und genoß in der Familie großes Ansehen. Niemand lachte über ihr alt-väterliches Kostüm und Jedermann nahm die größte Rücksicht auf ihre übertriebene Reinlichkeitsliebe und ihren peinlichen Ordnungssinn.

Tante Agathens Lieblinge waren Frau Agnes und ihr Heinz. Das wußten die Beiden und ließen sich wohl einmal ihr gegenüber ein wenig gehen.

Jugendeindrücke.

Es vergingen nun mehrere Jahre, ohne daß unser Held andere Einflüsse als die des täglichen Lebens erfahren hätte, aber da er eben in dem Alter stand, in welchem der Keim zu unseren späteren Neigungen und Abneigungen, unseren Tugenden und Gebrechen gelegt wird, so lohnt es sich wohl, ein wenig bei diesem täglichen Leben zu verweilen.

In der Schule kam Heinz rasch vorwärts, denn er war mit Verstand und Gedächtniß reich begabt, und für Fleiß und Aufmerksamkeit sorgten nicht nur die Eltern, sondern auch sein eigner Ehrgeiz. Letzterer fand auch in der Schule reichliche Befriedigung, denn Heinz war bald der beliebteste und einflußreichste Kamerad und seine kleinen Gefährten thaten, theils aus Liebe, theils aus Furcht, was er wollte. War er ihnen doch nicht nur an Begabung und Körperkräften, sondern auch an geistiger Reife überlegen, wie das gewöhnlich bei Kindern der Fall ist, die zu Hause ausschließlich mit Erwachsenen verkehren. Dazu war er überaus herrschsüchtig, und wer das von ganzer Seele ist und dabei nicht allzusehr über seine geistigen Kräfte hinausgreift, der erreicht in der Regel sein Ziel. Weniger glücklich war er in Bezug auf das Durchsetzen seines Willens nach oben hin, gegen Fräulein Berg, die es vortrefflich verstand, ihn nöthigenfalls zu demüthigen, ohne es zu einem immerhin bedenklichen Kampfe mit seinem Trotz kommen zu lassen. Von ihrem klugen Verfahren gegen Heinz möge hier ein Beispiel folgen:

Die Berg'sche Schule nahm, wie bereits erwähnt, beide Geschlechter auf. Da galt es nun, die Knaben und die Mädchen auseinander zu halten und es wurde streng darauf gesehen, daß weder in den Zwischenstunden noch auf dem Wege nach Hause eine Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft sich bot. Trotzdem wußten es die Knaben doch immer möglich zu machen, gelegentlich mit dem einen oder dem andern kleinen Mädchen auf einem halb zärtlichen, halb neckischen Fuß zu

stehen. Da nun ein Theil der Knaben ältere Brüder zu Hause hatte, die schon in den oberen Classen des Gymnasiums waren, und diese gelegentlich von großer Liebe zu einer beliebigen jungen Dame, welche die höhere Töchterschule besuchte, reden hörten, so pflegten die älteren Bergianer wohl auch ihre harmlosen Beziehungen mit dem vieldeutigen Worte „Liebe" zu bezeichnen, ja wohl gar von ihren Bräuten zu sprechen. Heinz, der sein väterliches Haus lediglich behufs des Schulbesuchs verlassen durfte und auch sonst mit keinem andern Kinde verkehrte als mit Lelia, hatte bisher weder Veranlassung noch Gelegenheit gefunden, sich an diesem Treiben zu betheiligen. Als aber eines Tages in einer Zwischenstunde wieder die Rede darauf kam, und sein Freund Karlchen Maier, der für ihn eine unbegrenzte Hochachtung hegte, bemerkte, es sei doch schade, daß Heinz keine Braut gefunden habe, sagte dieser ärgerlich, daß das nur an seinem eignen Willen liege. Karlchen Maier stimmte dem natürlich ganz bei; aber der Flachskopf, er hieß Willi Schulze und rivalisirte immer mit Heinz, meinte daß sich dieser allerdings auffallende Umstand ja möglicherweise auch dadurch erklären lasse, daß keines der Mädchen mit Heinz etwas zu thun haben wolle. Heinz fragte ihn darauf in heftigem Tone, ob er ihm wohl Diejenige namhaft machen wolle, die seiner Meinung nach Heinzens Begleitung zurückweisen würde, und als ihn nun sein Gegner mit boshaftem Lächeln fragte, ob er es wohl wagen würde, die hübsche Martha nach Hause zu begleiten, so verpflichtete sich Heinz in seinem Zorne nicht nur dazu, sondern er gelobte auch vor allen Zeugen, der hübschen Martha auf offener Straße einen Kuß zu geben.

Dieses Gelöbniß erregte das größte Aufsehen, denn einmal war die hübsche Martha gegen alle Knaben äußerst kühl, dann aber ging sie nie allein nach Hause, sondern wurde immer von einer erwachsenen Schwester abgeholt. Zum Ueberflusse pflegten die Bergianer keineswegs ihre Bräute zu küssen, sondern sie beschränkten sich durchaus nur auf eine kurze Unterhaltung mit ihnen.

Kaum war Heinzens Heftigkeit ein wenig verraucht, so that ihm auch sein leichtsinniges Versprechen überaus leid, aber er war zu eitel, um den Spott des Flachsköpfigen über sich ergehen zu lassen und den Nimbus einzubüßen, den er sich durch zähes Festhalten an dem einmal

gegebenen Worte in den Augen der Kameraden erworben hatte. Als er nun gar hörte, wie in der russischen Stunde, in der es immer etwas laut herging, sich zwischen Karlchen Maier und Robert Steinheil ein zwar leise geführter, aber überaus heftiger Streit darüber entspann, ob denn Heinz wirklich tollkühn genug wäre, auch in diesem Falle sein Wort zu halten, war sein Entschluß gefaßt, alle Folgen der That auf sich zu nehmen und sein Versprechen zu erfüllen.

Die Mädchen wurden fünf Minuten früher entlassen, als die Knaben; aber da die hübsche Martha ganz am Ende der Hauptstraße wohnte, so konnte man sie immer noch einholen. Kaum waren daher die täglichen Aufführungskarten unter die Knaben vertheilt und damit das Signal zum Aufbruch gegeben, als auch schon Heinz, Karlchen Maier, Willi Schulze und Robert Steinheil in raschem Laufe die Hauptstraße hinabeilten, bis sie die hübsche Martha, die, nichts Böses ahnend, harmlos neben der Schwester herging, erreicht hatten. Die Zeugen blieben nun zurück und Heinz schloß sich, mit hochklopfendem Herzen freilich, den Beiden an.

„Was willst Du, mein Junge?" fragte das junge Mädchen verwundert, als sie sah, daß Heinz sich an Martha's Seite drängte und neben ihr herschritt, als ob er zu ihr gehöre.

Heinz erwiderte mit stockender Stimme, daß er die Absicht habe, sie nach Hause zu begleiten. Das junge Mädchen, dessen Verwunderung mit jedem Augenblicke wuchs, blieb nun stehen und fragte ihn, wie er dazu käme, ihnen seine Begleitung aufzudrängen, während die kleine Martha, die jetzt den seiner Streiche wegen übelberüchtigten Flachsköpfigen und seine Gefährten bemerkt hatte und instinktiv ahnen mochte, daß es auf eine Ungezogenheit abgesehen sei, sich ängstlich an die Schwester anschloß. Heinz aber, der in diesem Augenblick die Freunde, die sich an den rathlosen Gesichtern der Schwestern ergötzten, hinter sich lachen hörte, und bei dem in Folge dessen die gepreßte Stimmung reinem Uebermuthe wich, ergriff mit beiden Händen das Gesicht der heftig erschrockenen Martha, zog es an sich und drückte einen lauten Kuß auf ihren Mund. Dann ließ er sie fahren und sprang lachend davon, während die beiden Schwestern, die eine vor Schmerz und Scham, die andere vor Zorn weinend, nach Hause eilten.

Auch Heinz war bald das Weinen näher als das Lachen. Zwar, als ihn die Kameraden beglückwünschten, als Karlchen Maier triumphirend immer wieder ausrief: „Seht Ihr! Habe ich es nicht gesagt?“ als Alle ihn einen enorm fixen Kerl nannten und selbst Willi Schulze ihm sagte, er sähe nun wohl, daß man Heinz glauben müsse, war er sehr stolz gewesen, aber als die Kameraden sich nun von ihm getrennt hatten und er allein dem väterlichen Hause zuwanderte, war ihm gar trübselig zu Muth. Er mußte sich sagen, daß ihn jedenfalls eine sehr strenge Strafe treffen würde; er sah voraus, in welchen Zorn der Vater gerathen mußte und wie böse die Mutter sein würde, denn wie sehr auch Heinz der Augapfel der Mutter war, so verhielt sie sich doch ihm gegenüber keineswegs schwach, und wußte, wo sie es für nöthig hielt, auch streng zu sein. Das Schlimmste aber war die anklagende Stimme in der eigenen Brust, die ihm sagte, daß er durch seine unvernünftige That das kleine Mädchen schwer gekränkt habe.

Zu Hause wurde er von der größten Unruhe geplagt. Er konnte bei Tische, obgleich es seine Lieblingsspeise gab, nur mit der größten Mühe ein wenig essen und sein Gebahren verrieth der kundigen Mutter bald, daß ihm irgend ein Abenteuer zugestoßen sein müsse. Ehe sie jedoch Zeit fand, ihn zu offenherziger Beichte zu bewegen, kam Besuch und sie mußte ihr Vorhaben aufschieben. Heinz versuchte es nun, sich die Gedanken an das Geschehene aus dem Sinne zu schlagen; aber er fand nirgend Ruhe, und kaum hatte er an Annettchens Seite ein Dutzend Erbsenschoten gebulstert, so trieb es ihn fort zu Emma, die am Fenster des Leutezimmers saß und an einem Kleide nähte. Aber auch hier konnte er heute nicht, wie er wohl sonst zu thun pflegte, behaglich neben ihr sitzen und beschaulich der blanken Nadel folgen, wenn sie, wie ein Maulwurf, durch das schwarze Zeug fuhr, sondern mußte rasch wieder aufspringen und davoneilen. Er suchte nun Weinthal auf, sah eine Zeitlang zu, wie dieser die Geschirre wusch und ging dann hinab in den Hof, aus dem Hofe in den Garten, aus dem Garten an den Canal. Dann kehrte er wieder um und ging zu Tante Agathe. Dieser, der sein unruhiges Wesen auffiel, und die ihn nach der Ursache desselben fragte, sagte er in seiner Verlegenheit, daß er Kopfschmerzen habe und die gute Dame wollte ihn nun durchaus dazu bewegen, zu Bette zu gehen, da er aber sich gleich wieder der Lüge

schämte, so machte er einen Scherz daraus und sagte mit erzwungenem Lachen, er habe nur gespaßt, machte sie dadurch jedoch erst recht aufmerksam. Sie merkte wohl, daß er etwas auf dem Gewissen habe und drang in ihn, sich ihr mitzutheilen; aber er ließ sich auf nichts ein, und als sie ihm gar zu sehr zusetzte, lief er davon, dem Wohnhause zu. Da blieb er plötzlich ganz entsetzt mitten auf dem Hofe stehen, denn er sah deutlich Fräulein Berg aus dem Hause in den Thorweg treten und rasch davon gehen.

In seiner Bedrängniß eilte er nun zu Tante Agathe zurück, und theilte ihr unter einem Strome von Thränen das Ereigniß mit. Allein hier fand er schlechten Trost, denn kaum war er bis zum Kusse gekommen, als die Tante in den äußersten Zorn gerieth, ihn mit Scheltworten überhäufte und ihm erklärte, daß er augenblicklich ihre Wohnung verlassen sollte, da sie mit einem so ungezogenen Jungen nichts zu thun haben wolle.

Tante Agathe schoß bei dieser Gelegenheit, wie wohl mitunter, über das Ziel hinaus und gewährte ihrem Liebling eine, in diesem Augenblick durchaus nicht beabsichtigte Erleichterung, denn da sie in ihren Vorwürfen alles Maaß überschritt, verwandelte sich der in Reue zerfließende Knabe vor ihren Augen in einen trotzigen Jungen, der, die Zähne übereinander pressend, ihr zurief, daß er ihre Wohnung sofort verlassen werde, um nie wieder zurückzukehren, und so in aufgerichteter Haltung aus dem Zimmer eilte. Nun, da er erst einmal im Kampfe gewesen, war er feuerfest und ging, verhältnißmäßig ruhig und entschlossen das Kommende erwartend, dem Hause zu und sogleich in das Zimmer des Vaters. Der Doctor, der an seinem Tische saß und in einem Buche las, schien ihn durchaus nicht zu bemerken, hatte also wohl noch nichts erfahren. Heinz ging nun zur Mutter; aber auch bei ihr wurde ihm eine große Enttäuschung zu Theil. Er hatte erwartet, daß auch sie ihn mit harten Scheltworten empfangen, ja ihm wohl gar die Thür weisen werde, aber davon geschah nichts. Sie blieb ruhig und unbeweglich bei ihrer Arbeit sitzen wie der Vater, obgleich Heinz beim ersten Blick auf die Röthe ihrer sonst so bleichen Wangen, sah, daß sie um Alles wußte. Als er nun ungewiß und zögernd stehen blieb, sagte sie mit ruhiger Stimme, als ob nichts geschehen wäre: „Du mußt nun Deine Arbeiten machen, Heinz," und setzte sich dann, ohne scheinbar

sein verweintes Gesicht, und die Aufregung, die alle seine Glieder beben machte, zu beachten, wie gewöhnlich neben ihn, um ihm zu helfen. Heinz war völlig rathlos. Was sollte dieses Verfahren bedeuten? War es die Windstille vor dem Sturme? Wollte die Mutter ihn erst seine Arbeiten machen lassen, um ihn dann zum Vater zu führen zur Execution? Aber warum that sie das nicht lieber gleich? Er entschloß sich endlich zum Reden, aber kaum hatte er begonnen, als die Mutter mit einem: „Laß das, Heinz!" abbrach. Dabei war ihr Wesen so merkwürdig, so traurig und doch so kalt, und das stimmte gar nicht zusammen, denn sonst war sie nie zärtlicher gegen den Sohn, als wenn sie traurig war. So blieb es den ganzen Abend über, die Mutter blieb zurückhaltend, für den Vater war er nicht vorhanden. Als er es endlich nicht mehr aushielt und die Mutter geradezu fragte, was sie denn mit ihm vorhätten, erwiderte sie in demselben traurigen Tone, in dem sie den ganzen Abend über gesprochen, daß er morgen seine Strafe erhalten solle, und ging dann, gegen ihre Gewohnheit, ohne ihm gute Nacht gesagt zu haben, davon.

Als Heinz sich endlich in den Schlaf geweint hatte, träumte er lauter schreckliche Dinge und befand sich in den fürchterlichsten Lagen, indem er bald von seinem Vater, bald von Fräulein Berg, bald von dem Flachskopf und der hübschen Martha auf's Schlimmste mißhandelt wurde. Er wachte am Morgen vor den Eltern auf und da seiner entschlossenen Natur lange Ungewißheit unerträglich war, beschloß er, durch sein Aufstehen die Eltern zu wecken, obgleich er nicht anders glaubte, als daß unmittelbar nach ihrem Erwachen irgend eine unerhörte Execution an ihm vollstreckt werden würde. Statt dessen blieben die Eltern ihrem gestrigen Verfahren getreu. Der Vater beachtete ihn nach wie vor nicht im mindesten, die Mutter blieb traurig wie am Tage vorher, ja, als er seinen Kaffee getrunken hatte, hieß es wie gewöhnlich, die Uhr sei nun halb neun und er solle zur Schule gehen. Da durchzuckte ihn ein entsetzlicher Gedanke. Wie, wenn er in der Schule bestraft werden sollte? Oeffentlich, vor allen Mitschülern? Aber nein, das konnte nicht sein, das würde der Vater nie zugeben.

Trotz dieses beruhigenden Gedankens betrat Heinz doch die Schule in der größten Aufregung, und die Aeußerungen staunender Bewunderung, die hie und da fielen, fanden bei ihm heute ein sehr gleich-

giltiges Ohr. Auch als die Schule begann, ohne daß sich irgend etwas ereignet hätte, das auf sein Vergehen Bezug gehabt, blieb er noch äußerst gespannt, denn daß irgend eine Strafe seiner harrte, sagte ihm sein Gewissen.

Die erste Zwischenstunde kam, die zweite, — es geschah nichts. Seine Spannung wurde immer größer. Er bat Karlchen Maier, sich womöglich darüber zu unterrichten, ob die hübsche Martha in der Schule sei oder nicht, und dieser brachte die Kunde, sie sei nicht da. Das war ein schlimmes Zeichen! Endlich kam die dritte, die lange Zwischenstunde, und jetzt ging plötzlich Fräulein Berg durch den Saal und hinter ihr alle Mädchen. Dann wurden auch die Knaben gerufen und mußten sich im Vordergrunde des Zimmers aufstellen. Alle flüsterten mit einander und sahen auf Heinz, dem sich die Haare sträubten vor Angst und Aufregung. Also der Vater hatte ihn doch im Stich gelassen. Wohlan, er war fest entschlossen, sich nicht leichten Kaufes zu ergeben, und sich mit Händen, Füßen und Zähnen bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen.

Fräulein Berg trat nun vor die Kinder und sagte mit zitternder Stimme, daß am gestrigen Tage von einem Schüler ihrer Schule ein Exceß begangen sei, wie er bisher in derselben nicht vorgekommen. Heinz Eichenstamm habe sich nicht entblödet, die kleine Martha Fink auf offener Straße zu überfallen und zu küssen. Obgleich sie nun zwar überzeugt sei, daß er sich der Schlechtigkeit seines Verfahrens nicht bewußt gewesen und mehr leichtsinnig als schlecht gehandelt habe, so könne doch sein Vergehen natürlich nicht ungestraft bleiben. Sie wolle indessen, da sie ihn bisher immer als einen anständigen und gut gesitteten Knaben gekannt habe, ihn für dieses Mal noch mit einer leichteren Strafe davon kommen lassen, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß er sich seiner Schuld bewußt sei und blindlings gehorche. Sie wisse, daß er verständig und muthig genug sei, eine als verdient erkannte Strafe geduldig hinzunehmen, um dann nicht nur in den Augen seiner Kameraden, sondern auch in seinen eigenen Augen wieder gereinigt dazustehen. „Du wirst Dich," so schloß sie ihre Rede, „jetzt gleich in die Mädchenclasse begeben und dort die ganze Woche über an dem Unterricht theilnehmen, denn da Du Dich ja selbst auf der Straße an die Mädchen drängst, so ist es recht und billig, daß Dir

Gelegenheit gegeben werde, auch die Schulzeit über mit ihnen zusammen zu sein."

Heinz stand wie betäubt da. Das also war es! Zu den Mädchen sollte er! Sein erster Gedanke war der, sich zu widersetzen; aber die Appellation an seine Einsicht, seinen Muth hatte seinem Trotz Muskeln und Sehnen durchschnitten. Er fühlte sich schuldig, die öffentliche Meinung war wider ihn, und mit Recht. Willenlos ließ er sich von Fräulein Berg in das Zimmer der Mädchen führen. Noch flackerte in ihm die Hoffnung auf, die Mädchen würden ihn necken dürfen, und dann würde er seinen Trotz wiederbekommen haben, das wußte er, aber Fräulein Berg wußte das auch und hatte dafür gesorgt, daß kein spottendes Wort fiel. Fünf Minuten vor dem Schlusse der Schule holte ihn Weinthal ab, damit er auf dem Wege nach Hause keiner unangenehmen Berührung ausgesetzt sei. So blieb es zwei Tage hindurch. Zwei Tage hindurch weinte Heinz vom Morgen bis zum Abend, dann ward ihm verziehen. Am Morgen des dritten Tages schloß ihn die Mutter wieder in ihre Arme und sagte: „Das thust Du mir nie wieder, Herzensjunge, nicht wahr?" Am Morgen des dritten Tages zog ihn der Vater an sich und sprach: „Das war brav von Dir, daß Du Dich geduldig der verdienten Strafe unterwarfst. Ein Junge kann wohl einmal einen unartigen Streich ausgehen lassen, aber dann muß er auch den Muth haben, die darauf gesetzte Strafe männlich auszuhalten." Am Morgen des dritten Tages führte ihn endlich Fräulein Berg wieder in die Knabenclasse: „Heinz," sprach sie, „hat nun seine Strafe erhalten und ihm thut seine Unbesonnenheit leid. Wer noch mit einem Worte des Handels erwähnt, bekommt es mit mir zu thun." — Das ist die Geschichte von der hübschen Martha.

Heinz durfte, wie wir schon erwähnten, das Elternhaus fast nur zur Schulzeit verlassen, denn der Doctor, der selbst nur dann, wenn sein Beruf es verlangte, ausging, dachte ihn so am sichersten vor Zerstreuung und Genußsucht zu bewahren. Aus demselben Grunde erlaubte er ihm auch keinerlei Verkehr mit den Kameraden und beschränkte ihn durchaus auf den Umgang mit den Eltern und den Rechbergs. Dann suchte der Doctor vor Allem drei Dinge bei seinem Sohne durchzusetzen: Wahrheitsliebe, Ordnungssinn und Fleiß, welche in seinen Augen die weitaus vorzüglichsten Tugenden waren. In

dieser Beziehung erlebte er Freude an seinem Kinde. Im Uebrigen ließ er Heinz viel Freiheit, verdarb aber alles durch die stets wieder hervortretende Absicht, den in dem Knaben liegenden Trotz mit Gewalt zu brechen. Obgleich er sich seit jener zu Anfang geschilderten Scene bemühte, solche Auftritte zu vermeiden, so ging es doch vorkommenden Falles stürmisch genug zwischen Vater und Sohn her, und Frau Agnes hatte genug zu thun, das Verhältniß wenigstens einigermaßen leidlich zu erhalten. Außer dem bewußten, übte übrigens der Vater einen viel größeren unbewußten Einfluß auf Heinz aus. Sein absprechendes, selbstherrisches Wesen erschienen dem Knaben als nothwendige Attribute der Männlichkeit, sein Stolz und sein Hochmuth als berechtigtes Selbstgefühl, seine Herrschsucht als natürliche Aeußerung der Kraft. Der Doctor hatte eine scharfe Zunge, vor seiner Kritik bestand nicht leicht Etwas, und da er, der so oft in seinem Leben Gelegenheit gehabt hatte, die Menschen von der verächtlichsten Seite kennen zu lernen, eine wahre Virtuosität darin besaß, für ihre Handlungen möglichst schlechte Motive zu finden, so wurde Heinz, der ihm oft genug zuhörte, mit den irrigsten und einseitigsten Vorstellungen von den Menschen und vom Leben erfüllt. Dazu fehlte dem Doctor für die schönsten und beglückendsten Seiten des menschlichen Lebens, für Poesie und Kunst, jeder Sinn.

Da war es denn gut, daß andere Einflüsse den seinigen das Gleichgewicht hielten. Am meisten wirkte ihm, oft unbewußt, Frau Agnes entgegen. Zwar auf Wahrheitsliebe, Ordnungssinn und Fleiß hielt sie eben so sehr, als ihr Mann, aber im Uebrigen gingen sie weit auseinander. Die noch junge Frau führte ein wunderbar zweifaches Leben. Sie war unter lauter positiv denkenden, ungemüthlichen, oft rauhen und herrischen Menschen aufgewachsen, hatte dann ihren Onkel geheirathet, der genau so dachte und handelte wie jene, sie wußte es daher nicht anders, als daß die Menschen heftige, nüchterne, unverträgliche Geschöpfe seien, deren Blick, so scharf ihr Auge auch immer sein mochte, doch nie über die Erde hinaussehen kann. Daneben aber regte sich in ihr ein anderes, phantastisches Leben, das nicht von dieser Welt war, das lauter Wesen erfüllten, die sich zärtlich liebten, die sanft und edel waren, und mehr mit Gott und seinen Engelein, mit Sonne, Mond und Sternen zu thun hatten, als mit der

Erde und ihren Bewohnern. Frau Agnes hielt diese beiden Leben streng auseinander. Wenn sie bei ihrem Manne oder sonst unter Menschen war, erschien sie als eine nüchterne, kluge Frau, zwar sehr freundlich, aber doch ein wenig kalt, wenn sie aber allein war, oder in der Gesellschaft ihres Heinz — dann lebte sie das andere Leben, dann wurde Alles um sie her lebendig und gewann Sprache, was für andere Leute todt und leblos ist, Sonne, Mond und Sterne kamen zu ihr herab in's Zimmer, die Bilder an den Wänden thaten den Mund auf und redeten mit ihr. Sie lag dann auf der Couchette, die fast handbreiten braunen Flechten ihres weichen Haares drängten sich zu beiden Seiten unter ihrem Kopfe hervor, ihre großen dunklen Augen blickten Heinz unverwandt an, und die Finger ihrer ungewöhnlich weißen Hände hatten die Hand Heinzens erfaßt, der auf dem Rande der Couchette saß. Es war, als ob sie auch körperlich Fühlung behalten wollte mit der Seele ihres Kindes. Wenn das, was sie erzählte, nun gar zu hübsch wurde, wenn seine Spannung und Aufregung den höchsten Grad erreichte, — dann saß er da wie eine Bildsäule, die Augen weit geöffnet. Er lernte in solchen Augenblicken die Geschichte, die sie eben erzählte, durchaus nicht nur aus ihren Worten kennen, er las sie aus ihren bald feurig glühenden, bald träumerisch verschleierten, bald wieder schelmisch blitzenden Augen, er las sie aus dem wechselnden Mienenspiel ihres Gesichts. Es war eine wunderbare Poesie in den Phantasien der kranken Frau, eine phantastische Poesie, die mit der Welt und ihren Erscheinungen ein willkürliches Spiel trieb. Ihre Erzählungen waren meist frei erfunden, gingen vom Nächstliegenden aus und endeten in endloser Ferne, oder sie lehnten sich auch an irgend ein Märchen aus Tausend und einer Nacht, das sie dann noch viel phantastischer ausspann. Kam dann der Doctor oder sonst Jemand dazu, dann versanken plötzlich die sonnigen Gärten der Poesie, der wonnige Rausch war zu Ende, und der Knabe schlich trübselig davon, um in der Welt, die ihn umgab, und die ihm dann recht schaal und leer erschien, der Wirklichkeit zu leben.

Andere, in ihrer Art kaum weniger phantastische Eindrücke empfing Heinz bei Tante Agathe. Von Feen und Kalifen wußte sie freilich nicht zu erzählen, aber trotzdem hatte, was sie aus ihrer Jugendzeit erzählte, kaum weniger Märchenhaftes; wenn sie von dem Herzoge

Peter sprach, fast wie von einem noch Lebenden, indem sie zwar tadelnd sein etwas träges Temperament und seine allzugroße Neigung zu schönen Frauen erwähnte, aber dabei doch immer einen loyalen Ton festhielt, wenn sie die schöne Dorothee schilderte, die in ihren Erzählungen immer ein rosaseidenes Kleid mit weißem Futter und einer langen Schleppe trug, wenn sie von der blauen und grünen Garde redete, und von den beiden Howen, Vater und Sohn, welchen letzteren sie immer französisch: Monsieur l'Oberburggrave de Hoven nannte, und die ihr beide gleich sehr verhaßt waren, — so schien das dem Knaben kaum anders, als wenn seine Mutter den Tisch sprechen ließ, an dem er saß, und das Bettchen, in dem er lag. Die alte Dame griff häufig noch weiter zurück, denn sie hatte in ihrer Jugend, als sie selbst, wie sie sagte, noch kein Fräulein, sondern eine Demoiselle war, viele Eichenstamms gekannt, die damals schon so weißes Haar hatten, wie sie jetzt, und wenn Heinz ihr Liebling war, den sie allen ihren anderen Neffen und Großneffen vorzog, so geschah das nicht nur, weil er ihrer Agnes Sohn war, sondern auch, weil er ihrer Meinung nach große Aehnlichkeit mit dem alten Oberrath Eichenstamm hatte. Der hatte auch Heinrich geheißen, und war von Ernst Johann, trotzdem er bürgerlich war, zum Oberrath ernannt worden, obgleich die Ritterschaft darüber auf's Heftigste sich beschwert hatte. Er war dann während der Verbannung des Herzogs ein eifriger Anhänger desselben geblieben, hatte treu zu den Ernestinern gehalten und war eben im Begriffe gewesen, ein Buch zu vollenden, in dem er nicht nur das völlig ungesetzliche Verfahren der Karoliner bewiesen, sondern auch die Rechte des Herzogs ein für allemal festgestellt haben würde, als ihn der Tod abrief.

Diesen Plan wieder einmal aufzunehmen, traute Tante Agathe unserem Heinz zu und erwartete, daß er, sobald er erwachsen, nichts Besseres zu thun haben würde, als ein Buch zu schreiben, in welchem er die Regierungsrechte der rechtmäßigen Herzöge Ernst Johann und Peter feststellen würde. Er sollte auch sonst nach ihrer Ueberzeugung werden wie jener Heinrich Eichenstamm, von dem erzählt wurde, er habe, als der damalige Erbprinz Peter seinen Töchtern nachstellte, also zu demselben gesprochen: „Durchlaucht stehen meinerseits drei Dinge zur Verfügung, nämlich mein Leben, mein Haus und mein Gut (das bür-

gerliche Lehn Versemünde habe ihm gehört); aber drei Dinge nicht, nämlich meine Frau nicht, meine Agathe nicht und meine Agnes nicht!" Darauf habe der Erbprinz ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: „Er ist ein braver Mensch, Eichenstamm, aber er hat mich mißverstanden, denn ich will weder die ersten drei, noch die letzten drei." Tante Agathe pflegte dabei zu bemerken: „Ja, ja Heinz, ein rechter Literat muß auch gelegentlich dem Herzoge die Zähne weisen können." Auch die übertriebene Vorstellung, welche Tante Agathe von der Bedeutung der Familie Eichenstamm hatte, der anzugehören in ihren Augen das größte Glück war und deren Vorzüge sie nicht müde wurde, vor ihrem Großneffen zu entwickeln, mußte höchst schädlich auf Heinz wirken.

Eine ganz andere Welt bot sich Heinz dar, sobald er den Kanal überschritt und das Rechbergsche Haus betrat. Da war es so still und friedlich, an dem einen Tage wie am andern. Der Doctor sprach immer nur mit großer Verachtung von den beiden Rechbergs, die er Weiber in Hosen nannte, Leute, die das Siegel der Knechtschaft auf der Stirn trügen, und Heinz wäre geneigt gewesen, ihm blindlings nachzusprechen, wenn es ihm da nicht gar so sehr gefallen, wenn er den Großvater zumal nicht gar so lieb gehabt hätte. Wie sollte er ihn nicht lieben, den Mann, an dessen Seite er so glückliche Stunden verbrachte. Wenn die ersten Frühlingstage kamen, dann ging der Alte mit Lelia und Heinz hinaus in's Freie, setzte sich mit ihnen an den Rand eines Feldes, und alle drei lauschten schweigend dem Jubelliede der Lerche, schauten hinaus auf die grünen, sprossenden Felder und freuten sich der warmen, belebenden Sonnenstrahlen. Wenn der Sommer gekommen war mit seiner Gluth, saß der Alte mit Beiden auf der Bank im Gärtchen, und alle drei athmeten langsam die wonnige Abendluft ein, fühlten den Hauch der leise nahenden Sommernacht auf ihren Wangen und verfolgten aufmerksam den zitternden Mondstrahl in dem Laube der Linde. Wenn der Herbst rasselnd durch das gefallene Laub schritt, eilten sie wieder hinaus in die weiten Felder, in die frische klare Luft, sahen den Spinngeweben zu, wie sie blitzend und glitzernd an den Stoppeln hingen, folgten mit den Blicken dem niederflatternden Blatt, oder schauten Abends zum Himmel empor, zu den viel tausend funkelnden Sternen. Wenn es Winter

wurde, wenn der Sturmwind sausend ums Haus fuhr, dichter Regen an's Fenster schlug, Finsterniß die Straßen deckte, saßen die drei in der halb dunklen Stube zusammen, schmiegten sich fest an einander und horchten auf das unheimliche Tosen da draußen. Im Frühling aber und Sommer, im Herbst und Winter, immer fühlten sie sich in solchen Stunden wunderbar eins mit einander, mit der Natur und mit Gott. Sie alle drei, der Greis wie die Kinder, empfanden gleich in solchen Augenblicken. Sie dachten nichts, sie fühlten nur, daß sie lebten, nicht sie allein, tausend und abertausend Wesen mit ihnen, Menschen und Thiere, Pflanzen und Steine, und leben war fühlen, fühlen — lieben.

Auch sonst war er so lieb, der alte Mann! Er kannte die schönsten Melodien und sang lange Lieder nach ihnen, schwermüthige, langgezogene, Herz und Gemüth ergreifende Lieder. Wie war er so sanft und gut! Nie unterließ er, wenn ein hartes Wort gegen einen Abwesenden fiel, ihn zu entschuldigen. Wie war er so geduldig!

Aber nicht immer waren es Harfenklänge, die im Rechberg'schen Haus an Heinzens Ohr klangen, oft genug tönten die Saiten seines jungen Herzens gellend und disharmonisch. Er hatte ein wildes, störrisches Temperament, ein Temperament, das Herr sein will, der ausschließliche, alleinige Herr. Es erregte seinen heftigsten Zorn, sein innerstes Wesen empörte sich dagegen, wenn er sah, wie Lelia gegen alle Welt so freundlich und herzlich war. Was hatte ihre Freundlichkeit gegen ihn für Werth, wenn er sie theilen mußte mit Allen und Jedem! Was hatte dann ihr „liebes Heinzchen," das er so liebte, für einen Sinn? Es machte ihn halb toll, wenn er ansehen mußte, wie sie den kleinen Hahn, das unvernünftige, garstige Thier, so herzlich küßte und an sich drückte. Er überhäufte sie dann mit Vorwürfen, bis er sah, daß er sie betrübt hatte, und nun machte es ihn wieder halb toll, sie traurig zu sehen. Er hatte sie einige Mal durch sein jähes Aufbrausen auf's Aeußerste erschreckt, und er fühlte jetzt instinktiv, daß sie ihm gegenüber nicht mehr die Alte war. In Folge dessen wurde sein Wesen nur noch unleidlicher, und Lelia fing alles Ernstes an, sich vor ihm zu fürchten.

Die Geschichte vom kleinen Hahn.

Heinz war in lichter Verzweiflung aus der Schule zurückgekehrt. Er war unterwegs mit Knaben, welche eine andere Schule besuchten, in Streit gerathen, und da ihrer drei gegen einen waren, hatte er unterliegen müssen. Er war laut weinend zur Mutter gekommen, hatte ihr unter heftigem Schluchzen sein Mißgeschick geklagt und wiederholt versichert, daß er sich jedenfalls rächen werde; daß er seine Gegner schon noch einmal finden wolle, Mann gegen Mann, und daß es nicht an ihm liegen würde, wenn die Unglücklichen mit dem Leben davon kämen. Frau Agnes hatte ihn ruhig angehört, hatte ihn sich tüchtig austoben lassen, und dann nach der Veranlassung des Haders gefragt. Als sich nun dabei erwies, daß Heinz den Streit veranlaßt, hatte sie ihm sein Unrecht deutlich zu machen gesucht, und es war ihr das denn auch so ziemlich gelungen. Heinz war nun dadurch aber keineswegs besser gestimmt worden, sondern ging recht verdrießlich auf den Hof hinaus. Spielen mochte er nicht, da kam ihm der Gedanke, zu Lelia hinüber zu gehen; aber das war leichter beschlossen, als gethan, denn er war in letzter Zeit so häufig drüben gewesen, daß es mehr als zweifelhaft erschien, ob die Mutter in die heutige Excursion willigen würde. Allein er konnte ja auch zu Lelia gehen, ohne die Mutter um Erlaubniß zu bitten! Es wäre das freilich das erste Mal gewesen, daß er ohne ihr Wissen das Haus verließ, und durch das Thor und über die Straße konnte es nicht geschehen, weil Heinz dann von den Dienstboten bemerkt worden wäre; es gab jedoch noch einen anderen Weg. Ueber den Kanal waren ja die dicken Stangen gelegt; über die mußte man gehen können! Freilich, der Kanal war ein unheimliches Gewässer, das nicht nur unergründlich tief sein sollte, sondern das, wie Weinthal versicherte, noch allerlei gewaltig große Fische enthielt, ja in dem sich selbst todte kleine Kinder befinden sollten.

Heinz ging an den Kanal und schaute nach dem Rechberg'schen Garten hinüber. In dem befand sich zwar Niemand, aber aller Wahrscheinlichkeit nach war Lelia im Hofe, den Heinz nicht sehen konnte. Heinz sah sich um nach dem Hofe des väterlichen Hauses; dort war Niemand sichtbar; er schaute wieder hinüber nach dem Garten, und seine Sehnsucht wuchs mit jedem Augenblicke. Er blickte hinab in den Kanal. Er konnte sich an der Einfassung hinablassen, so daß seine Füße die Querstangen berührten, und er sah, daß er auch auf der andern Seite würde hinaufklettern können. Er sah aber auch das schwarze, unheimliche Wasser und sagte sich, daß er sich im Betretungsfalle eine harte Strafe zuziehen würde, denn nichts war ihm so streng verboten, als allein auch nur den Rand des Kanals zu betreten.

Lange kämpften Furcht und Verlangen in ihm, endlich siegte das letztere. Er ließ sich von der Brüstung hinab, balancirte, als er festen Boden unter den Füßen hatte, rasch über das schmale Gebälk, und kletterte dann, froh über das gelungene Wagniß, an der andern Seite wieder empor. Wie wird Lelia erschrecken, dachte er, wenn sie hört, daß ich über den Kanal gekommen bin, wie wird sie staunen!

Er fand sie im Hofe auf der Bank sitzend, wie gewöhnlich von Hühnern und Tauben umgeben, den kleinen Japanesen im Schooße. Als sie Heinz gewahr wurde, stieß sie wirklich einen Schrei des Schreckens aus. „Wo kommst Du her, Heinzchen, rief sie!"

„Ueber den Kanal," sagte Heinz kühl, und erwartete nun Bewunderung, gemischt mit zärtlicher Besorgniß.

Es kam aber anders. Lelia sprang auf, machte ihm die lebhaftesten Vorwürfe über seinen Leichtsinn, schalt auf seinen Ungehorsam, verlangte, er solle sogleich auf dem gewöhnlichen Wege nach Hause zurückkehren, und erklärte, indem sie den Hahn, den sie im Aufstehen hatte fallen lassen, wieder auf den Schooß nahm und sich setzte, daß sie jetzt auf keinen Fall mit ihm spielen würde. Das verdroß Heinz.

„Ich will doch einmal sehen, ob Du nicht mit mir spielen wirst," sagte er trotzig und setzte sich neben sie auf die Bank.

„Nein," erwiderte sie.

Heinz, dem noch der Aerger über das früher Erlebte in allen Gliedern steckte, stieg das Blut zu Kopf.

„Wirf den Hahn weg," herrschte er sie an.

„Was fällt Dir ein, Heinzchen!?“ fragte Lelia.

„Wirf die Bestie weg,“ schrie Heinz außer sich, indem er aufsprang und mit dem Fuße stampfte. „Nenne mich nicht Heinzchen; ich bin für Dich kein Heinzchen; Heinz heiße ich, Heinz! Wenn Du nicht mit mir spielen willst, so sollst Du mich auch nicht Heinzchen nennen!“

Lelia sprang erschrocken auf und ließ den Hahn fallen. Sie war ganz bleich geworden und zitterte heftig. Sie hatte noch nie einen Menschen so recht in Wuth gesehen und fürchtete sich vor Heinz. Voll Angst kehrte sie ihm den Rücken und eilte dem Hause zu. Heinz folgte ihr nicht, aber sein Zorn sah sich nach einem Opfer um, und sein Auge fiel unglücklicherweise auf den kleinen Hahn, der ganz keck vor ihm stehen geblieben war. „Wenn Du nicht mit mir spielen willst,“ knirschte Heinz, „so sollst Du wenigstens an mich denken!“ ergriff den Hahn und preßte ihn zwischen seine Kniee. Der Hahn sträubte sich und schrie laut. Heinz wurde nur noch wüthender. In blinder Wuth drückte er den Hals des Thieres, bis es leblos zu Boden sank.

Kaum war die That geschehen, so faßte Heinz eben so eisiges Entsetzen, wie vorher heiße Wuth; eine furchtbare Angst ergriff ihn, mit einigen Sprüngen war er am Kanal und in wenigen Augenblicken hatte er ihn überschritten. Als er auf der anderen Seite emporkletterte, starrte ihm Weinthals erschrecktes Gesicht entgegen.

Weinthal wurde kaum weniger bleich, als Heinz es war. Erschreckt ließ er das kleine Ding fallen, das er in der Hand hatte. Endlich fand er die Sprache.

„Jungherrchen sind rein toll!“ rief er. „Jungherrchen haben verdient, ordentlich ausgepeitscht zu werden! Jungherrchen werden im Kanal ertrinken! Jungherrchen werden gleich bei gnädigem Herrn kommen! Nicht geraisonnirt, Jungherrchen, gehorcht und geschwiegen! So'n Jungherrchen! Das ist doch keine Art nicht, daß Jungherrchen sich ertränken thun will, und wo soll die gnädige Frau ein anderes Jungherrchen herkriegen thun? Nicht geraisonnirt, gehorcht und geschwiegen! Zu Vater kommen und ausgepeitscht werden!“

Die Gefahr gab Heinz seine Besinnung wieder. „Lieber, guter Weinthal,“ bat er, „sagen Sie Vater nichts davon. Ich bin ja nicht ertrunken.“

„Wie, nicht ertrunken? Ist denn das kein Ertrinken nicht, wenn so ein kleines Jungherrchen geht allein bei Wasser?“

„Lieber Weinthal!"

„Ich bin kein lieber Weinthal nicht, ich bin dem gnädigen Herrn sein Weinthal. Jungherrchen geht bei Wasser und Weinthal geht bei gnädigen Herrn. Der gnädige Herr werden es schon Jungherrchen zeigen und gnädiger Herr werden ihn schon trocknen!"

Heinz bat nur noch flehentlicher, und obgleich Weinthal lange widerstand, ließ er sich endlich doch erbitten, und versprach zu schweigen, wenn Heinz ihm seinerseits gelobe, nie wieder an den Kanal zu gehen.

Weinthal hob nun den kleinen Gegenstand, der ihm vorhin vor Schreck entfallen war, und der bisher auf der Erde hingekrochen, und bisweilen jämmerlich gequiekt hatte, wieder auf und sprach: „So, nun wollen wir die Katz' aufsuchen, und ihr ihr Kindchen geben."

Während Weinthal die Katze suchte, um ihr das verlaufene Junge zu bringen, brach Heinz in stürmisches Weinen aus. Weinthal wandte sich sogleich von der Katze ab und Heinz zu; aber vergeblich drang er in das Kind, ihm die Ursache seines Schmerzes mitzutheilen, vergeblich liebkoste er Heinz, wie die Katze ihr Junges, er brachte nichts aus ihm heraus, als heftiges Schluchzen. „Ich kann es nicht sagen, ach ich bin so schlecht! Ich kann es nicht sagen!" stieß Heinz endlich, halb erstickt, hervor.

Weinthal schaute eine Weile nachdenklich vor sich nieder, dann sagte er mitleidig: „Jungherrchen können es nicht sagen, wo der alte Weinthal sieht Jungherrchen. Jungherrchen werden es sagen können, wenn Weinthal und Jungherrchen sind im Dunkeln. Wir wollen auf den Boden gehen! Ja? Sollen wir?"

Heinz sah Weinthal nicht an, aber er nickte. Sie stiegen nun beide auf den Boden, auf dem es ziemlich dunkel war.

Weinthal setzte sich auf einen umgestürzten Zuber, und nahm Heinz, der sich Hilfe suchend an ihn schmiegte, auf seinen Schooß. Er legte nun seinen Mund dicht an Heinzens Ohr, daß seine Nase des Knaben Wange berührte und flüsterte so leise, als wären sie von Spähern umstanden: „Was haben Jungherrchen gethan?"

„Ach Weinthal, ich kann es nicht sagen!"

„J, wo werden Jungherrchen es n
herrchen es haben thun können!"

„Ach, ich bin so schlecht gewesen!"

„J, wo werden Jungherrchen so schlecht gewesen sein!"

Es trat eine Pause ein.

„Weinthal!"

„Nu, Jungherrchen!"

„Sie werden sehr böse sein, Weinthal!"

„J, wo wird denn der alte Weinthal auf sein Jungherrchen sehr böse sein! Was können denn Jungherrchen bei gnädigem Herrn sein Schwager Böses gethan haben! Jungherrchen werden doch Keinen nicht umgebracht haben!"

„Ja, Weinthal!"

Weinthal fuhr zurück.

„Jungherrchen werden doch nicht das kleine Fräulein umgebracht haben?" —

„Nein, Weinthal, nicht sie, sondern ihn!"

„Wen? Den gnädigen Herrn seinen Schwager?"

Heinz mußte trotz seines Kummers lachen.

„Nein, Weinthal, den Hahn!"

„Was für einen Hahn?"

„Lelia's Hahn!"

„J, wie werden denn Jungherrchen dem kleinen Fräuleinchen ihren Hahn umgebracht haben!"

„Ach Gott, ja!"

Heinz erzählte nun, wie Alles gekommen war, und obgleich sein Bericht von den heftigsten Selbstanklagen unterbrochen wurde und sich daher nicht eben durch Klarheit auszeichnete, errieth Weinthal doch ungefähr den Zusammenhang der Sache. Er schalt nun Heinz tüchtig aus, schloß aber mit der Bemerkung, daß jedenfalls noch vor Sonnenuntergang ein neuer Hahn herbeigeschafft werden müsse, und daß es wohl gelingen werde, Lelia dadurch zu versöhnen. Allein sein Trost machte Heinz nur noch unglücklicher.

„Ich habe keinen Kopeken Geld!" jammerte er, „wie soll ich da einen Hahn kaufen!" — Wie ward ihm aber, als Weinthal erwiderte: „J, wo haben denn Jungherrchen kein Geld nicht! Wenn der alte Weinthal Geld haben thut, thut Jungherrchen auch Geld haben!" — Heinz fiel ein Stein vom Herzen und er dankte Weinthal mit tausend Küssen. Sie gingen nun beide in den Hof hinab. Weinthal verfügte

sich zu der Doctorin und bat sie um die Erlaubniß, Heinz mitnehmen zu dürfen, wenn er zum Bäcker nach Brod gehe. Diese wurde, wie gewöhnlich, ertheilt, und Weinthal und Heinz liefen nun in der Stadt umher, bis sie endlich von einer Jüdin einen Hahn erstanden, der Beiden sehr viel hübscher erschien, als der kleine Japanese. Trotzdem sagte Heinzen eine Ahnung, daß Weinthals Einkauf keineswegs den Ermordeten würde ersetzen können, und als sie nun ihre Schritte nach der Schmiedestraße lenkten, blieb Heinz mehrmals ganz verzweifelt stehen und konnte nur durch Weinthals energisches Zureden dazu bewogen werden, weiter zu gehen. Heinz wußte sehr wohl, warum ihm so untröstlich zu Muthe war; er wußte sehr gut, daß es nicht auf den Hahn ankam, er fühlte, daß die rasche That Lelia tödtlich gekränkt habe, und er wußte und ahnte voraus, daß sie nun immer Furcht vor ihm haben würde. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er das Gefühl, daß sich unsere Thaten oft nicht wieder gut machen lassen, daß das Geschehene — geschehen ist, und alle Reue die Folgen unserer Handlungen nicht aufheben kann.

Der Notar öffnete den Beiden, die das Hofthor verschlossen gefunden hatten, die Thür. Er wußte um das Geschehene und es freute ihn, den Hahn auf Heinzens Arm zu sehen. „Das ist brav, mein Junge, daß Dir Dein Unrecht leid thut," sagte er sanft, indem er Heinzens Kopf streichelte, und sah ihn recht mitleidig an. Heinz sah auch wirklich so zerknirscht aus, daß man sich seiner erbarmen konnte. Seine Augenlider waren geschwollen vom vielen Weinen, er bebte am ganzen Körper und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Nun komm zu Lelia und bitte sie um Verzeihung!" sagte der Notar, indem er mit Weinthal einen lächelnden Blick austauschte, Heinz an die Hand nahm und ihn in den Garten führte.

Als Lelia damals vor Heinz geflohen, war sie in der Hausflur stehen geblieben und hatte einen Augenblick mit sich gekämpft. Sie hatte sich dann ihrer Furcht geschämt und zu Heinz zurückkehren wollen, allein sie hatte ihn nicht mehr vorgefunden, und als sie sich nach ihm umgesehen, war ihr Blick auf den getödteten Hahn gefallen. Ihr stand das Herz still vor Entsetzen und Kummer! Also das hatte Heinz gethan! So schlecht war er gewesen! Ja schlecht! Zum ersten Male wurde sie sich des Schlechten bewußt, fühlte sie, daß es etwas

Schlechtes gab in der Welt. In dem Schmerze, der ihr kleines Herz zerriß, flüchtete sie sich an die Brust des Großvaters. „Ach, Großvater, rief sie schluchzend, „Heinz hat mein kleines Hahnchen getödtet, weil ich unfreundlich war gegen ihn."

Der Großvater wollte es nicht glauben; sie gingen auf den Hof und fanden das todte Thierchen.

„Das hätte ich von Heinz nicht geglaubt!" sagte der Großvater traurig und schüttelte den Kopf.

„Großvater, ob das Hahnchen nicht wieder lebendig werden wird?" fragte Lelia weinend.

„Nein, mein Kind," erwiderte der Alte und wandte sich ab. Sie gingen nun Beide wieder in's Zimmer und setzten sich still auf's Sopha. Der Vater kam herein, das Vorgefallene wurde ihm erzählt und er suchte Heinz zu entschuldigen. „Das arme Kind ist so heftig, wie sein Vater!" sagte er und verließ das Zimmer.

Die Beiden saßen eine Zeitlang bei einander. Der Großvater war sehr traurig darüber, daß es so stürmische, leidenschaftliche Menschen gab, und Lelia weinte darüber, daß ihr liebes, kleines Hahnchen todt war.

„Komm, wir wollen das Thierchen begraben," sagte der Großvater, und stand auf.

Lelia küßte ihm dankbar die Hand und holte eine Schaufel herbei. Mit der grub der Großvater im Garten unter dem großen Birnbaum ein kleines Loch und fütterte es mit Blättern. Auf dieses weiche Lager bettete Lelia nun den Hahn, den sie bis dahin traurig gestreichelt hatte und strich ihm noch einmal die Federn glatt. Dann warf der Großvater das Loch wieder zu und glättete die Stelle. „Hier kannst Du nun ein Paar Blümchen pflanzen!" sagte er. Lelia wurde nun ruhiger. Es that ihr so wohl, daß ihr kleines Hahnchen ein anständiges Begräbniß bekommen hatte, und sie dachte nun darüber nach, was für Blümchen sie auf sein Grab pflanzen solle.

Da kam der Vater mit Heinz. Als Lelia letzteren sah, war ihr erstes Gefühl das der — Furcht, tödtlicher Furcht und sie klammerte sich voll Angst an den Rock des Großvaters! Heinz bemerkte das; er sah in diesem Augenblick in die Zukunft; es schien ihm, als ob sich diese Furcht Lelia's nie wieder ganz geben würde.

Der Vater redete nun Lelia zu, Heinz zu verzeihen, und auch der Großvater that es, da er Heinzens Zerknirschung bemerkte. Sie blieb auch nicht unversöhnlich, gab ihm die Hand und sagte ihm, daß sie ihm verzeihe und nicht mehr böse auf ihn sei, ja, sie nahm sogar den Sühnehahn an, dankte Heinz für ihn und lobte seine Schönheit; aber sie nannte Heinz nicht mehr Heinzchen, und er fühlte deutlicher als sie, daß sie das Geschehene nicht würde vergessen können.

Heinz blieb noch eine kleine Weile da, aber da ihm der Hals wie zugeschnürt war und er kein Wort hervorbringen konnte, so ging er bald mit Weinthal fort. Der Großvater sah ihm mitleidig nach: „Armer Junge!“ seufzte er. Weinthal fragte Heinz, ob nun wieder Alles in Ordnung sei, aber dieser konnte vor Kummer nicht reden, und nur, um sich vor ferneren Fragen zu schützen, nickte er mit dem Kopfe. Zu Hause ging er geradeswegs zur Mutter, kniete an ihrer Couchette nieder, und erzählte ihr Alles. Frau Agnes, die in seinem Herzen las, wie in ihrem eigenen, suchte ihn auf jede Weise zu trösten. Sie sagte ihm, daß, wenn er sein Unrecht einsehe und recht bereue, man wohl hoffen könne, nicht nur Gott, der ja bei aufrichtiger Reue stets verzeihe, sondern auch die Menschen zu versöhnen. Lelia sei viel zu gut, um ihm seine That nachtragen zu können und zu jung, um sie nicht früher oder später zu vergessen. Sie sagte ihm das zum Troste, obgleich sie es selbst nicht recht glaubte. Sie sagte ihm ferner, daß gewiß auch der Großvater verzeihen werde, wenn er künftig seinen unsinnigen Jähzorn besser beherrschen lerne. Sie sagte ihm endlich, er solle an sie denken, wenn der Zorn wieder einmal in ihm mächtig werde, nicht nur so lange sie lebe, sondern auch nach ihrem Tode, und als sie das sagte, zitterte ihre Stimme ein wenig. Das erschütterte Heinz nur noch mehr, und er zerfloß in Thränen. Er weinte so lange, bis er in Schlaf versank und nicht merkte, wie Weinthal ihn in's Schlafzimmer brachte, entkleidete und zu Bett legte.

Frau Agnes aber, die an diesem Abend allein war, weil der Doctor einer Commissionssitzung wegen abwesend sein mußte, saß noch lange am Bette ihres Kindes und murmelte leise, indem sie mit der Hand über sein weiches Haar fuhr: „Mein armes, leidenschaftliches, gutes, böses Kind! Wie viele solcher Stunden wirst Du noch erleben müssen!“

Veränderungen.

Am folgenden Morgen weckte der Doctor Heinz und befahl ihm, so leise als möglich das Schlafzimmer zu verlassen und sich in seinem Schreibzimmer anzukleiden; die Mutter sei in der Nacht erkrankt. Heinz zog ganz in des Vaters Zimmer hinüber und wurde, so sehr er auch bat, nicht zur Mutter gelassen. Trotz seiner Unerfahrenheit merkte er doch, daß ihre Krankheit eine gefährliche sein müsse. Tante Agathe war ganz herübergezogen und blieb Tag und Nacht bei der Kranken, und am Abend kamen auch noch abwechselnd Frau Irene oder Frau Adelheid und blieben die Nacht über da. Täglich kam auch Onkel Konrad, und wenn er bei der Kranken gewesen war, ging er mit dem Doctor in dessen Zimmer und schloß sich mit ihm ein. Der Doctor selbst war finsterer und rauher denn je, und die Dienstboten sahen alle sehr traurig aus und blickten Heinz so mitleidig an. Fräulein Berg war in der Schule wo möglich noch freundlicher gegen ihn als sonst, und wenn er nach Hause ging, redete ihn wohl dieser oder jener fremde Herr an und fragte, wie es seiner Mutter gehe.

Dann kam eine Zeit, in der die Straße mit Stroh bedeckt wurde, damit das Wagengerassel nicht gehört werde; eine Zeit, wo alle Hausbewohner nur auf den Fußspitzen gingen und nur mit einander flüsterten. Die Tanten, die Dienstboten und Fräulein Berg wurden noch herzlicher gegen Heinz; allerlei Verwandte vom Lande kamen zur Stadt gefahren und besuchten den Doctor, und Morgens fanden sich fremde Diener und Dienstmädchen ein, um sich im Namen ihrer Herrschaften nach dem Befinden der Frau Doctorin zu erkundigen. Wie ein Alp lag es auf des Knaben Brust. Er brachte die Geschichte mit dem Hahn in Zusammenhang mit der Mutter Krankheit, und er war fest davon überzeugt, der liebe Gott werde, um ihn zu strafen, die Mutter sterben lassen. Ja, sie wird sterben, zweifellos! Hatte er doch gehört, wie der Onkel Konrad zu Tante Irene sagte: „Gott helfe

Heinrich den Schlag überleben; sterben wird sie! Wir Eichenstamms überstehen nie ein Nervenfieber." „Ja, sie wird sterben!" Der Knabe weiß nicht, was es heißt: sterben; aber er weiß, daß es etwas Schreckliches ist, er weiß, daß, wenn Jemand stirbt, man ihn nie wieder sieht, und wenn er daran denkt, daß er seine Mutter nie wieder sehen soll, geräth er in Verzweiflung. Aber noch lebt sie ja. Er muß sie sehen, obgleich die Tante seine Bitte, zur Mutter gehen zu dürfen, rund abschlägt. Er muß zur Mutter! Er wartet tagelang auf eine günstige Gelegenheit; endlich kommt sie. Tante Agathe verläßt auf einen Augenblick das Krankenzimmer und er schlüpft unbemerkt hinein.

Das Zimmer ist sehr dunkel, aber sein Auge gewöhnt sich an die Dunkelheit. Ist die Gestalt dort im Bette seine Mutter? Kaum erkennt er sie. Wie ist sie hager geworden, wie abgezehrt ist ihr Gesicht, wie treten die Augen aus den Höhlen hervor, mit wie unheimlich loderndem Glanze starren sie ihn an! Sie heißt ihn nicht willkommen, sie ruft ihn nicht heran, drückt ihn nicht an's Herz. Die Lippen ihres Mundes sind so eigenthümlich verzerrt, ihr Leib windet sich so seltsam unter der Decke. Das ist der Tod, der schreckliche, entsetzliche Tod! Namenlose Angst faßt ihn, Angst vor ihr, der Mutter! Tante Agathe kommt herein und führt ihn aus dem Zimmer. Er folgt ihr willenlos. Das also ist der Tod, und er hat ihn verschuldet! Er erzählt der Tante, was er gethan. Sie tröstet ihn und versichert, daß die Mutter auch erkrankt wäre, wenn der Hahn noch lebte; sie sagt ihm, daß es nicht unmöglich sei, daß Gott die Mutter noch erhalte. Er glaubt ihr nicht, er glaubt ihr beides nicht. Er weiß, daß die Mutter sterben wird, er weiß auch, daß er sie getödtet hat.

Es folgt wieder ein Tag, ein langer Tag, an welchem Heinz nicht in die Schule geschickt wird. Er soll zur Hand sein, falls die Mutter zur Besinnung käme und nach ihm verlangte. Der Tag ist sehr lang, — endlich kommt der Abend. Als er eben anbricht, kommt Tante Irene laut schluchzend aus dem Krankenzimmer. Sie zieht Heinz an sich, küßt ihn und überströmt ihn mit ihren Thränen. Er weiß nun, daß die Mutter todt ist. Nach einiger Zeit wird auch er in das Zimmer der Mutter geführt. Das Zimmer ist jetzt ganz hell und am Bette kniet der Vater. Neben ihm stehen die Tanten und der Onkel

Konrad. Die Mutter liegt noch immer im Bett, aber sie sieht Heinz nicht mehr an, ihre Lippen bewegen sich nicht mehr, ihr Leib windet sich nicht mehr. Ihre Augen sind geschlossen, sie liegt unbeweglich. Die Züge ihres Gesichtes sind kalt und scharf. Das ist nicht das freundliche Gesicht seiner Mutter, sie gleicht jetzt ganz dem Vater, sieht aus wie die andern Eichenstamms auch, kalt, klug, energisch. Die Lippen sind so fest aufeinander gepreßt, die Brauen leicht zusammengezogen, wie sich's für des Doctors Nichte gehört.

Die Tanten und der Onkel sehen Heinz verwundert an und begreifen nicht, wie er die Leiche so kalt betrachten kann. Sie wissen nicht, daß diese kalte Frau nicht seine weiche Mutter ist, daß sie für ihn jetzt nichts ist, als eine Eichenstamm, vor der er Furcht hat, in deren Nähe ihn friert.

Das Gesicht des Vaters kann Heinz nicht sehen. Es ist tief in die Kissen des Bettes begraben, aber er sieht, wie sein Körper von Zeit zu Zeit bebt. Dann gehen die Tanten hinaus und nehmen Heinz mit sich. Er geht gern. Die Frau da mit den eisigen Zügen kann ja seine Mutter nicht sein! Das Ganze muß ein Traum sein, ein schrecklicher Traum, aus dem ihn die Mutter mit einem warmen Kuß und lächelndem Scheltwort erwecken wird. Die Mutter wird ihn nicht mehr erwecken, er wird ihr nicht mehr in die leuchtenden Augen sehen, wird nie mehr ihr holdes: „Mein Herzens-Heinz" hören, wird ihr nie mehr sein volles Herz ausschütten können. Sie wird ihm kein Mährchen mehr erzählen, sie wird nicht mehr mit ihm arbeiten, nie mehr mit ihm lachen und mit ihm weinen. Aber darum hat er sie doch nicht auf ewig verloren. Wenn er älter geworden sein wird, wird sie wieder bei ihm sein; wenn er wird sündigen wollen, wird ihr Bild zwischen ihm und der Sünde stehen; wenn die Reue ihm wird an's Leben wollen, wird sie ihn schützen gegen sich selbst; wenn der Tod endlich an ihn herantreten wird, — wird sie ihm winken und er wird ihr freudig folgen.

Nach drei Tagen begrub man Frau Agnes, und sie fand ein Begräbniß, wie eine Eichenstamm es sich nur wünschen konnte. Ein Eichenstamm hielt ihr die Grabrede, sechs Eichenstamms trugen sie zu Grabe, und ihr Grab lag unter lauter Eichenstamm'schen Gräbern. Aber keiner der Eichenstamms, unter denen sie gelebt hatte, wußte,

daß Frau Agnes noch etwas Anderes gewesen, als eine pflichttreue, verständige, häusliche und gehorsame Frau, daß sie dahingegangen war, ohne erfahren zu haben, wonach sie sich täglich so heiß gesehnt: warme, selbstlose, freundliche Liebe; daß sie gelebt hatte und gestorben war mit einem Herzen voll ungestillter, halb unbewußter Sehnsucht. Keiner wußte das, als der kleine Knabe, der jetzt vereinsamt an ihrer Gruft stand und dem unheimlichen Gepolter der Erdschollen, die auf ihren Sarg fielen, lauschte, und auch der wußte es nicht, — er ahnte es nur.

Der Doctor war am Beerdigungstage sehr gefaßt, es schien ihm selbst der Verlust der Frau nicht eben nahe zu gehen. Er unterhielt sich unbefangen mit Diesem und Jenem, ja, er machte wohl gar gelegentlich eine seiner schneidigen Bemerkungen. Sein Benehmen machte auf die nicht zur Verwandtschaft gehörigen Anwesenden einen sehr unangenehmen, auf die Rechbergs einen sehr schmerzlichen Eindruck. Die Verwandtschaft fand es ganz in der Ordnung — jeder der Eichenstamms hätte in gleicher Lage genau so gehandelt. Ein rechter Mann darf wohl Schmerz empfinden, aber er darf das nicht merken lassen. Wenn Gott die Eichenstamms geißelt, so sollen sie so wenig einen Schrei ausstoßen, wie spartanische Knaben im Tempel der Artemis. Ein Eichenstamm soll nie das Recht in Anspruch nehmen dürfen, einmal weich, einmal erschüttert zu sein. Weil das nie der Fall ist, darum trägt ja die Familie den Kopf so hoch. Ein Eichenstamm kann schlimme Dinge begehen, wenn der Zorn ihn überwältigt, wenn die Leidenschaft ihn beherrscht; aber er kann nie feig und verzagt sein. Wenn er von echter Art ist, wird er mit dem Tod in der Brust noch scherzen.

Der Doctor bestand die Probe und die Seinigen sind sehr stolz auf ihn. Tante Adelheid, Tante Irene und Onkel Konrad sind es am meisten, denn sie wissen, wie es im Herzen des Mannes aussieht, der so unbefangen scherzt. Sie sehen von ihm auf Heinz, und ihr Auge ruht mit Wohlgefallen auf dem Knaben. Sie glauben, er gleiche dem Vater nicht nur äußerlich; sie verstehen Heinz eben so wenig, wie sie seine Mutter verstanden haben. Nicht sein Wille macht ihn so ruhig, sondern völlige Betäubung. Wenn er aus ihr erwachen wird, nach Tagen — dann wird er sich so unsinnig benehmen, wie

nur je ein leidenschaftlicher, heißblütiger Knabe, der zum ersten Male einen unersetzlichen Verlust erlitten hat.

Im Hause des Doctors änderte sich vorläufig nichts, als daß Tante Agathe jetzt viel mehr im großen Hause war und sich mehr mit Heinz beschäftigte als früher. Von Frau Agnes sprach der Doctor nie, und die einzigen Umstände, die darauf schließen ließen, daß er sie nicht vergessen hatte, fanden in der Beobachtung, die Weinthal gemacht haben wollte, ihren Ausdruck: „Der gnädige Herr lesen jetzt immer auf der Couchette liegend, was der gnädige Herr sonst nie gethan haben," und: „Der gnädige Herr sind jetzt gegen die alten Weiber im Lazarus (so hieß das städtische Armenhaus) so freundlich, wie sonst gegen keinen Menschen nicht."

So blieb Alles bis zum August. Der Doctor sprach weniger denn je; Heinz plauderte in den Freistunden mit den Dienstboten oder saß irgendwo auf dem Hofe und hing einsam seinen Träumen nach, in denen er ein großer Herr war und mit Lelia in einem prachtvollen Schlosse lebte. Alle Welt gehorchte da seinen Winken, und auch Lelia that, was er wollte.

In den ersten Tagen des August fuhr der Vater auf einen ganzen Tag fort und kam erst spät Abends nach Hause. Am andern Morgen ließ er Heinz rufen und theilte ihm in seiner kurzen Weise mit, daß Heinz zum Onkel Konrad auf's Land solle, um dort mit dessen Söhnen erzogen zu werden. Dieser Onkel Konrad, ein jüngerer Bruder des Doctor Heinrich, war Pastor in Parkhof. Er war eine selbstherrische Eichenstamm'sche Natur, aber ein rechtschaffener, pflichttreuer, thätiger Herr. Wenn er nicht der Neffe eines kinderlosen Pastors gewesen wäre, so hätte er wahrscheinlich nicht Theologie studirt; aber da er einmal Pastor war, so that er auch eifrig seine Pflicht als solcher, und wenn er nicht gerade unter der Herrschaft des Jähzornes stand, in welchem Fall er sich nicht in der Gewalt hatte, gab er sich erfolgreiche Mühe, seiner Gemeinde als Geistlicher, Landwirth, Vater und Mensch ein gutes Beispiel zu geben. Alles freilich, was mit dem Gemüthsleben des Menschen zusammenhing, war ihm fremd und unverständlich, jede Aeußerung des Gefühls im höchsten Grade widerwärtig. Pflichttreue, Verständigkeit, Sparsamkeit waren die Worte, die in seinen Reden beständig wiederkehrten. Seiner religiösen Gesinnung

nach war er orthodox im Geiste des 17. Jahrhunderts, seinem Aussehen nach ein schöner, stattlicher Mann.

Aus den Worten des Doctors: „Ich will mit dem Kinde meiner Agnes in Frieden leben, und wenn wir zusammen bleiben, wird es nicht geschehen," hörte der Pastor heraus: „Der Junge muß scharf gehalten werden." Dazu hatte Frau Irene viel davon erzählt, wie trotzig und leidenschaftlich Heinz sei und wie sehr ihn die Mutter verwöhne, und darauf hin beschloß der Pastor, dem Wunsche des Bruders nachzukommen. Wenn der Doctor von Heinzens Seite Widerstand gefürchtet hatte, so irrte er. Seit die Mutter todt war und Lelia sich so zurückhaltend gegen ihn zeigte, war ihm die Welt, in der er bisher gelebt, gleichgültig geworden. Er sehnte sich hinaus aus dem stillen Hause, fort von dem kalten, finsteren Vater. Er hatte soeben die ganze Langeweile einsam verbrachter Ferien durchgekostet; es lockte ihn die Aussicht, künftig mit Altersgenossen zusammen zu sein. Tante Agathe that dazu das Ihrige, ihm die Zukunft in möglichst rosigem Lichte erscheinen zu lassen, und erzählte ihm, daß alle Eichenstamms von jeher auf dem Lande erzogen seien und daß man nur auf dem Lande ein echter Eichenstamm werden könne. Freilich, die Trennung von den Dienstboten war ein hartes Stück, und als nun die Scheidestunde schlug, war es Heinz kein geringer Trost, daß Weinthal ihn nach Parkhof bringen sollte.

Er nahm einen thränenreichen Abschied von Tante Agathe, Annettchen, Emma und Ziep, küßte dem Vater ziemlich gleichgültig die Hand, schaute noch einmal mit einer gewissen Abneigung in dessen ehernes Gesicht, hörte sein kaltes: „Lebe wohl, Heinz, und sei fleißig," und stieg dann getrost mit Weinthal in den Wagen, während Tante Agathe, Annettchen und Emma dem Wagen noch lange nachblickten und ihn mit Segenswünschen begleiteten.

Die getroste Stimmung hielt bei Heinz nicht lange an. Als der Wagen am Friedhofe vorüberfuhr, auf dem die Mutter ruhte, und von dem die schwarzen und weißen Kreuze herüberwinkten, faßte ihn das Heimweh, und Weinthal gab sich vergebens alle Mühe, ihn bei gutem Muthe zu erhalten. Je näher sie dem Pastorate kamen, um so banger wurde es Heinz um's Herz. Bei jedem Gesinde fragte er ängstlich, ob das schon Parkhof sei, und als des Doctors Falben jetzt

rechts abbogen, durch eine kurze Birkenallee trabten und nun der Wagen vor der Veranda des Pastorates hielt, stand ihm das Herz fast still vor Furcht und Erwartung. Von der Veranda aus winkte ihm die Tante freundlich zu; die beiden kleinen Vettern starrten ihn verwundert an und der Pastor kam die Stufen herab, um ihm aus dem Wagen zu helfen.

„Komm' her, mein Jungchen!" rief die Tante mitleidig, „Du sollst nun an mir eine zweite Mutter haben."

Die freundlichen Worte und die herzliche Umarmung brachten Heinz volles Herz zum Ueberfließen; er brach in lautes und heftiges Weinen aus.

„Frau, verwöhne mir den Jungen nicht!" rief der Pastor ärgerlich; „seine selige Mutter hat ihn ohnehin verwöhnt."

„Und Du, Bursche," wendete er sich rauh zu Heinz, „hörst mir augenblicklich mit dem Weinen auf! Augenblicklich! Hörst Du? Ein Junge darf nicht weinen, wenn man ihm den Kopf abreißt, und hier ist gar kein Grund, sich so zu geberden. Scenen machen und Komödiespielen dulde ich nicht in meinem Hause, das merke Dir ein- für allemal. Wer bei mir Komödie spielen will, bekommt die Ruthe!"

„Du mußt das Kind nicht so einschüchtern, Konrad," sagte die Tante. „Komm, Heinz!" fuhr sie dann fort, „ich will Dir Deine kleine Kommode zeigen. Da kannst Du dann mit Hülfe von Heinrich und Friedrich Deine Sachen hinein legen."

Damit nahm die Tante Heinz an die Hand, die Vettern folgten, und sie kamen, nachdem sie eine Treppe hinaufgestiegen, in ein großes, freundliches Zimmer, in dem drei Betten standen.

„So, Heinz!" hieß es, „hier ist Euer Zimmer; das da Dein Bett, dies Deine Kommode. Sei nun recht ordentlich und fleißig, so wirst Du uns ein lieber Sohn werden."

Sie hatte diese Worte mit weicher Stimme gesprochen, um ihm aber gleichsam zu beweisen, daß nicht einmal die Gattin eines Eichenstamms fünf Minuten hindurch in weicher Stimmung bleiben könne, fügte sie nun in scheltendem Tone hinzu: „Ja, ein besserer Sohn als der Schlingel, der Heinrich da! Hältst Du schon wieder Deine Hände in den Hosentaschen, Du Taugenichts!" — Dabei gab sie ihrem Sohne einen derben Schlag.

Nach diesem Ausbruche wurde die Tante wieder freundlich, nahm Heinz wieder an die Hand und klopfte an eine geschlossene Thür. Diese wurde rasch geöffnet, Heinz fühlte sich von der Tante in ein Zimmer geschoben, in das sie ihm nicht folgte, und sah sich nun einem kleinen, untersetzten Manne gegenüber, den er nie zuvor gesehen hatte. Der Mann trug eine Brille, hatte schwarzes, stark gelocktes Haar und war in einen grauen Schlafrock gehüllt.

„Ach, Du bist wohl der kleine Neffe aus der Stadt?" fragte der Mann, indem er Heinz vom Kopfe bis zu den Füßen musterte. „Nun, Du siehst mir nicht aus, wie Einer, der gern arbeitet, aber wir wollen Dir das schon beibringen. — Nicht wahr, Frau Pastorin?" rief er überlaut.

„Gewiß, Herr Candidat!" antwortete die Tante aus dem Nebenzimmer. „Sie werden aber Anfangs etwas Nachsicht mit ihm haben müssen; er ist übermäßig verwöhnt."

„Ich liebe keine verwöhnten Kinder," fuhr nun der Candidat, mit zornigem Stirnrunzeln gegen Heinz gewandt, fort. „Verwöhnte Kinder sind mir ein Gräuel! Nicht wahr, Frau Pastorin?" hieß es nun wieder laut.

„Gewiß, Herr Candidat!" schallte es zurück; „aber Sie sind der Mann dazu, sie zu entwöhnen."

Herr Stabmeister, so hieß der Candidat, schmunzelte über das Wortspiel als über ein Compliment und wandte sich dann, indem er eine lange Pfeife aus einem, auf dem Tische stehenden Tabakskasten langsam füllte, wieder zu Heinz.

„Das merke Dir von vornherein, kleiner Mann, verwöhnt wird hier Niemand. Dann noch eins! Der Herr Pastor hat mir gesagt, daß Du Scenen liebst und nicht gern gehorchst. Davon sind wir hier keine Freunde, und Fräulein Schlank — er wies dabei auf eine schlanke Reitgerte, die unter einer grünen Mütze und einem alten Rappier an der Wand hing — würde Dir die Lust dazu bald austreiben. Vor der nimm Dich überhaupt in Acht. Und nun geh' und sei mir ein gehorsamer, fleißiger Schüler!"

Es wäre vergeblich, den Kummer und die Verzweiflung, die sich in der letzten Viertelstunde Heinzens bemächtigt hatte, schildern zu wollen. Er kam sich so trostlos vereinsamt und verlassen vor, eine

so namenlose Angst schnürte ihm die Kehle zu, die Zukunft erschien ihm so entsetzlich, daß er sogar die Fähigkeit zu weinen verlor. Aber bald wich die Betrübniß der Erbitterung. Was hatte er denn gethan, daß man so zu ihm sprechen durfte? War er nicht bei Fräulein Berg immer seines Fleißes wegen gelobt worden? — Sein Herz schloß sich fest zu vor diesen Leuten, die ihn verurtheilten, ehe sie ihn kannten; sein Trotz bäumte sich auf gegen die in Aussicht gestellten Züchtigungen.

Wie wenig wissen die Erwachsenen oft, was im Kinderherzen vorgeht — und sind doch alle selbst Kinder gewesen! Sie waren durchaus keine bösen Menschen, diese Drei, und meinten es treu und redlich mit Heinz, und doch verdarben sie ihn im ersten Augenblicke gründlich und für lange Zeit, verschlossen sich muthwillig selbst den Zugang zu seinem Herzen. Einmal mit dem, was jetzt in seiner Brust wogte, fertig geworden, einmal daran gewöhnt, die Regungen seines, im Guten wie im Bösen stürmischen Herzens zu unterdrücken und für Sentimentalität zu halten, — wird der Knabe bald hieb- und schußfest werden, und alle Zwangsmaßregeln werden sich als vergeblich erweisen. Sie meinten es so gut und handelten doch so thöricht; sie meinten ein verwildertes Kind zu veredeln — und sie verwilderten ein edles Kind!

Heinz stand noch immer in des strengen Herrn Lehrers Zimmer und starrte ihn düster an. „Du kannst jetzt gehen!" wiederholte der Lehrer ungeduldig.

„Komm', Heinz, wir wollen Deine Sachen einkramen," rief die Tante. Er hörte ihre Worte, aber er verstand sie nicht, und erst als ein Vetter Heinrich ihn am Arme nahm und mit sich aus dem Zimmer zog, folgte er ihm, um theilnahmlos dabei zu stehen, während die Tante und die Vettern seine Wäsche, Kleider und Spielsachen aus dem Mantelsacke nahmen und in die Schubladen der Kommode legten.

Von Zeit zu Zeit, wenn irgend eine recht hübsche Spielsache zum Vorschein kam, stießen die Knaben ein lautes „Ach!" aus und sahen verwundert den unbegreiflichen Vetter an, der im Besitze solcher Herrlichkeiten so traurig aussehen und so stumm und regungslos dastehen konnte.

„Höre, Friedrich," sagte Heinrich, „der Heinz hat fast noch schönere Sachen als Horace! Dies Pferd hier hat sogar wirkliche Mähnen."

„Ach geh'!" war die Antwort; „Horacens Sachen sind zehnmal hübscher. Ein Pferd kann Jeder haben, aber Horace hat auch einen Stall. Das macht es!"

„Höre, Heinz, bist Du auch katholisch?" fragte Heinrich.

„Was ist das, katholisch?" brachte Heinz mühsam heraus.

„Nun das, was Horace ist."

„Nein," antwortete für den Gefragten die Tante lachend, „Heinz ist ein Eichenstamm, und die sind, Gottlob, alle lutherisch. Gott bewahre! Nein, Heinz ist durchaus lutherisch! Es hat nie einen Eichenstamm gegeben und wird nie einen geben, der nicht lutherisch wäre."

„Sind nur die Edelleute katholisch?" fragte Friedrich.

„Nein, wie kommst Du darauf? Unsere Edelleute, die guten, alten Edelleute, sind alle lutherisch, so gut wie die Eichenstamms!"

„Aber, Mama, Horacens Vater war doch auch ein Edelmann?"

„Der? Der war so wenig ein Edelmann, als der Parkhöf'sche Krüger. Er war nicht einmal ein Landeskind, sondern ein hergelaufener Fremder!"

Damit ließ die Tante die Kinder stehen und ging hinunter. Heinz stand noch eine Weile da und sah stumm vor sich nieder, dann war sein Entschluß gefaßt.

„Könntet Ihr mich nicht zu Weinthal führen?" bat er die Vetter. Diese gingen mit ihm hinab in's Leutezimmer, wo sie Weinthal fanden.

„Ich will hier nicht bleiben," sagte Heinz, indem er Weinthals Arm ergriff; „ich werde wieder mit Ihnen fahren."

„Das geht nicht, Jungherrchen, das geht nicht. Jungherrchen müssen hier bleiben. Ich kann Jungherrchen nicht wieder mitnehmen, das erlauben Jungherrchen sein gnädiger Herr Vater nicht!"

„Sie werden mich aber doch wieder mitnehmen, denn hier bleibe ich auf keinen Fall!"

„Jungherrchen werden doch keine Geschichten nicht machen. J, wo werden Sie denn nicht hier bleiben!"

„Nein, Weinthal, wenn Sie mich nicht mitnehmen, laufe ich zu Fuß nach Hause."

„Bist Du toll, Heinz!" riefen Heinrich und Friedrich wie aus einem Munde.

„Ich bin nicht toll," schrie Heinz laut, „ich will nicht hier bleiben! Nach Hause will ich!"

Höre, Heinz, nimm Dich in Acht, daß Papa Dein Geschrei nicht hört," warnte Friedrich, „es könnte Dir sonst übel ergehen."

Das war Oel in's Feuer gegossen.

„Glaubst Du, ich fürchte mich vor Deinem Papa?" schrie er nur noch lauter. „Was kann er mir thun? Ich will nach Hause und ich werde nach Hause. Ja, ja, ja!" Heinz stampfte mit dem Fuße und schrie immer fort „ja," obgleich Niemand ihm widersprach und Alle voll Angst, der Pastor könne durch das Geschrei herbeigerufen werden, dastanden.

So geschah es denn auch. Der Pastor kam herbei und sein Zorn entzündete sich an des Knaben ungeberdigem Wesen so rasch wie ein Strohdach an einem Kienbrande. Es kam zu einem heftigen Kampfe zwischen dem Pastor und Heinz, der natürlich mit der Niederlage des Letzteren endigte. Der Pastor packte ihn am Kragen, trug ihn die Treppe hinauf und sperrte ihn in einen dunklen Bodenraum, dessen Thür er von außen verschloß.

Heinz tobte wie ein wildes Thier an den Wänden des Verschlages; aber dieser war fest und wich nicht. Dazwischen betete er wilde, gottlose Gebete gegen den Onkel — aber auch sie machten ihn nicht frei.

Stunden vergingen so, nichts rührte sich um ihn. Sein Zorn war verraucht, sein Trotz blieb fest. „Sie mögen thun, was sie wollen," knirschte er, „ich werde doch nach Hause. Nimmt mich Weinthal nicht mit, so gehe ich allein!"

Endlich kam der Pastor. „Wirst Du jetzt artig sein?" fragte er.

„Ich werde doch nach Hause," erwiderte Heinz trotzig.

Der Pastor ging, ohne ein Wort zu sagen, wieder davon und ließ Heinz lange Zeit, über sein Verhalten nachzudenken. Dieser sah ein, daß es so nicht ging. Als der Pastor wiederkam, sagte er, er wolle dableiben, war jedoch fest entschlossen, davon zu laufen. Er verbarg von jetzt an seine Gedanken so sorgfältig, daß es ihm am dritten Tage, an dem man ihn nicht mehr beobachtete, gelang, die Landstraße zu erreichen.

Heinz hatte beim Abschiede vom Hause von Tante Agathe einen

Rubel geschenkt bekommen und hoffte durch denselben einen vorüberfahrenden Bauern oder Juden willig zu machen, ihn mitzunehmen. Er mochte eine Meile gegangen sein, als er einen mit vier Schwarzschecken bespannten herrschaftlichen Wagen hinter sich herkommen sah. In dem Wagen saßen ein Herr mit einem langen, weißen Schnurrbart und ein kleines, lichtblondes Mädchen. Als sie Heinz erreicht hatten, wendeten sie sich Beide verwundert nach ihm um, dann ließ der Herr halten.

„Bist Du nicht ein kleiner Eichenstamm?" fragte er den Knaben.

„Ja," erwiderte Heinz.

„Ein Sohn vom Pastor?"

„Nein, mein Vater ist Doctor in der Stadt."

„Nun, und wie kommst Du denn hier auf die Landstraße?" fragte der Herr weiter.

„Ich gehe von Parkhof zur Stadt," erwiderte Heinz.

„Aber das ist doch wirklich unverantwortlich," meinte der Herr, ein Kind so weite Wanderungen allein machen zu lassen. Hast Du denn keine Furcht, so allein daher zu gehen?" wandte er sich wieder an Heinz.

„Ich habe einen Rubel," erwiderte Heinz, „und hoffe damit einen Bauern zu bewegen, mich mitzunehmen!"

Der Baron, denn ein solcher war der Herr, lachte.

„Nun, spare Deinen Rubel und setze Dich zu uns in den Wagen," sagte er. „Rücke etwas bei Seite, Duding," *) wandte er sich an die Tochter.

Diese, die unterdessen Heinz mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte, machte bereitwillig Platz und Heinz setzte sich zu ihnen.

Als sie weiter fuhren, fragte ihn der Baron über seine Verhältnisse aus, und Heinz machte ihm kein Hehl daraus, daß er seinem Onkel davongelaufen sei. Der Baron, der in seinem Aeußeren etwas ungemein Vertrauenerweckendes hatte, lachte darüber, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten und setzte ihn schließlich vor der Thür des väterlichen Hauses ab, indem er ihm noch zurief: „Sage Deinem Vater, wenn er nach mir fragen sollte, daß es der Baron Gustav Schweinsberg war, der Dich nach Hause brachte."

*) Lettisch: Täubchen.

Als Heinz das Haus betrat, kam er zu einem neuen Entschlusse. Daß ihn der Vater nicht bei sich behalten könne, sah er ein; er wollte also gegen das Zurückgeschicktwerden von vornherein nichts einwenden und sich damit begnügen, daß er sein Wort: „Ich werde doch nach Hause!“ gelöst und seinen Willen durchgesetzt habe.

In der Stadt erschreckte er durch seine Ankunft Tante Agathe auf's Aeußerste, denn sie wußte durchaus nicht, wie sie seine Rückkehr dem Doctor mittheilen sollte, ohne ihren Liebling einer harten Züchtigung auszusetzen. Wider Erwarten nahm der Doctor ihren Bericht ziemlich kaltblütig auf, erklärte aber Heinz entschieden, daß er zurück müsse. Heinz weigerte sich auch nicht, und als einige Stunden nach seiner Ankunft der Pastor in großer Aufregung eintraf, erklärte er sich bereit, ihn zu begleiten und kehrte mit dem festen Entschlusse nach Parkhof zurück, sich stets bis auf's Aeußerste zu widersetzen.

Unterdessen dachte der Pastor zornig darüber nach, wie er es wohl anfangen könne, den unerhörten Trotz des Knaben zu brechen, und der Doctor ging zu Hause unruhig auf und ab, nagte an der Unterlippe und dachte voll schwerer Sorge an den Sohn.

Auf dem Lande.

Die Jahre gingen nun ihren Gang und Heinz blieb für die Dauer in Parkhof. Anfangs sollte sein Eigenwille noch durchaus gebrochen werden, und Pastor und Pastorin, Lehrer und Vetter arbeiteten fleißig daran; aber vergebens wurden alle Strafmittel altüberlieferter Pädagogik in Bewegung gesetzt; sie bewirkten nichts, als daß Heinz im Ertragen von Hunger und Durst, von Scheltworten und Schlägen eine wahre Virtuosität erlangte. Sein Eigenwille blieb ungebrochen, sein Trotz sehnte sich stets nach einer Gelegenheit, sich geltend zu machen. Kein Wunder! Sah er doch bald, daß ihm sein Wesen bei aller Welt zu einer gewissen Achtung verhalf. Jedermann, der Pastor und der Lehrer nicht ausgenommen, vermied es gern, mit ihm anzubinden, da er aus jedem Streite gewissermaßen als Sieger hervorging. Die Vettern wie die Dienstboten klagten zwar oft über sein herrisches Wesen, aber sie thaten bald, was er wollte, und sprachen oft mit Staunen von der Festigkeit seines Willens. Dazu beging man die unglaubliche Thorheit, wenn Besuch aus der Nachbarschaft da war, gegen diesen in Heinzens Gegenwart über seine Hartnäckigkeit und seine Herrschsucht zu klagen, worauf dann die Gäste einen zwar tadelnden, aber doch auch neugierigen Blick auf den jungen Sünder warfen, der bald erkannte, daß er in der Gegend zu einer Person geworden, um die sich ein Kreis von Mythen bildete.

Heinzens Verkehr mit dem Vater beschränkte sich auf kurze Besuche, die derselbe in Parkhof machte, denn Heinz mußte auch die Ferien auf dem Lande zubringen. Kam dann der Doctor einmal heraus und hörte die ewigen Klagen über den Sohn so bestand ihr Beisammensein meist nur darin, daß ersterer den letzteren heftig schalt, während der Sohn ebenso heftig widersprach. War dann der Streit bis zu einem gewissen Punkte gediehen, und fühlte der Doctor

den Jähzorn in sich aufsteigen, so brach er plötzlich ab und hieß den Knaben gehen. Er hatte sich an der Leiche seiner Frau das Wort gegeben, dem Knaben gegenüber nie mehr seiner Heftigkeit freien Spielraum zu gestatten, und er hielt es. Dazu kam, daß, wie unzufrieden man auch mit des Sohnes Aufführung war, dessen Fortschritte in der Schule nichts zu wünschen übrig ließen. Von der Natur mit einem wunderbar guten Gedächtniß und hinreichendem Verstande ausgestattet, lernte er fast spielend, was seine Lehrer ihm boten; es war überdies nicht allzuviel. Drei Lehrer hatte er hintereinander. Sie waren alle drei Candidaten der Theologie; sie waren alle drei nur mit dem größten Widerwillen Lehrer; sie hatten alle drei ihre Schulkenntnisse ziemlich vergessen, als sie es unternahmen, sie Andern mitzutheilen. Von einer bestimmten Methode wußte Keiner etwas. Man ging zur Mitte über, ehe noch der Anfang begriffen, und zum Ende, ehe nur die Hälfte der Mitte verstanden war. Ehe die Knaben richtig schreiben gelernt hatten, mußten sie Aufsätze machen, und sie sollten die Befreiung der vereinigten Staaten von Amerika schildern, ehe sie recht wußten, wer die Amerikaner seien und wer ihre Bedrücker. Alles war unsicher, nichts fest. Von Allem wußten die Kinder, aber sie kannten nichts genau.

Von einem Zusammenleben, von einem Einflusse der Lehrer auf die Schüler war nicht die Rede, denn alle drei benutzten die Zeit, die nicht vom Unterricht in Anspruch genommen war, dazu, spazieren zu gehen, oder dem edlen Waidwerk obzuliegen. Da blieb denn den Knaben viel freie Zeit, und wenn es ihnen gelungen war, sich mit der betreffenden Stelle aus Cornelius Nepos, Cäsar und Ovid soweit bekannt zu machen, um sie erträglich in's Deutsche übertragen zu können, wenn sie mit dem Wortlaut einer Regel einigermaßen vertraut waren, ohne auch gerade ihren Sinn ganz verstanden zu haben, so konnten sie so ziemlich ihren Liebhabereien leben.

Der Pastor war im Besitz einer leidlich guten belletristischen Bibliothek, und wenn diese auch den Knaben verschlossen bleiben sollte, so gab es doch immer stille Dämmerstündchen, in denen man sich in das Bibliothekszimmer schleichen und sich mit einigen Bänden Walther Scott, Cooper oder Willibald Alexis versorgen konnte. Heinz verlebte mit diesen Büchern köstliche Stunden. Am Waldessaum, unter den

Birken des Parkes, oder am grünen Ufer des Flusses gelagert, war er in der Gesellschaft von Elisabeth und Maria Stuart, von Robin Hood und König Richard, oder er war mit Incas im jungfräulichen Urwald auf dem Kriegspfade, oder lauerte in der sandigen märkischen Haide auf den vorüberziehenden Krämer, bis er das Buch fort warf und zurückgelehnt, das Auge zum blauen Himmel gerichtet, selbst neue Märchen erfand und als Ritter, Räuber, Corsar oder Indianer unerhörte Dinge vollführte. Alle diese Träume bewegten sich neben seiner Person, als um ihr Centrum, um die Gestalten Lelia's und seiner Mutter. Dies Träumen selbst verbarg er vor den Augen aller anderen Menschen so sorgfältig, wie nur immer seine Mutter ihr Phantasieleben vor den Augen ihres Gatten verborgen hatte, und Niemand im Pastorate hatte auch nur eine Ahnung davon, was für köstliche Stunden Heinz auf diese Weise verbrachte.

Auf der andern Seite war dafür gesorgt, daß dieses Phantasieleben nicht Körper und Geist angriff und erschlaffte. Die Einsamkeit des Landlebens stählte beide nicht wenig. Benutzten doch die Knaben ihre Mäntel nur auf den Fahrten, während sie gewöhnlich, auch wenn es 20 Grad fror, in der einfachen Wandjacke sich stundenlang in Schnee und Frost umhertummelten; lernten sie doch sich behaglich fühlen ohne allen Verkehr mit der Außenwelt.

Und nicht ohne Freuden war jene Zeit, dafür sorgte der Fluß. Wenn um die Weihnachtszeit der Frost ihn in seine eisigen Arme genommen, ihn zugedeckt hatte mit seiner bläulichen, silberglänzenden Decke, wenn die Strahlen der kalten Wintersonne sich in Millionen von glitzernden, funkelnden Brillanten wiederspiegelten und dumpf dröhnend das Hohleis am Ufer einstürzte, — dann ging es hinaus in die frische, kräftige Winterluft, und pfeilschnell flog das leichte Schlittchen das steile Ufer hinab. Nicht ungelenkt und ungeleitet darf es sein, denn in jähem Laufe biegt es sonst ab von seiner Bahn, der durch Tannenreißer bezeichneten offenen Stelle zu. Vergeblich drückt sonst die kleine Rechte ablenkend auf das spröde, glatte Eis, nur rasch vom Schlitten herab, denn schon springt dieser leicht über das vorgelagerte Eis hinweg, hinein in das dunkele, schwarze Wasser. — Dumpf donnert die Eisdecke, wenn das Pferd rasch darüber hin eilt; der Schnee knistert und mächtige Schneekugeln wirft des Thieres trabender Huf

den kleinen Kutschern ins Angesicht. Nur vorwärts! In scharfem Trabe, in gestrecktem Galopp so dahineilen durch den schneidenden Frost, das ist echt nordische Luft!

Wärmer werden die Strahlen der Sonne und zu der zarten Schneeflocke gesellt sich der derbe Regentropfen. Schon schmilzt der Schnee auf Feldern und Wiesen, sammelt sich an zu tausend und abertausend unscheinbaren Bächlein, ergießt sich als kleiner Bach in die tiefen Gräben und eilt, murmelnd und gurgelnd, in kleinen Kataraften das steile Ufer hinab, dem Flusse zu. Aber den bedeckt noch das Eis. Nicht mehr das schimmernde, blitzende Jugendeis. Nein, grau mit Falten bedeckt, liegt es morsch und lebensmüde auf den steigenden Gewässern. Jetzt ist auch das Aufwasser verschwunden, die Passage gehemmt, — da setzt es sich endlich in Bewegung; aber nur langsam und zögernd.

Noch bleibt es allaugenblicklich wieder stehen, und dann steigt das Wasser mit rasender Geschwindigkeit höher und immer höher, bis es sich brausend weithin über das Ufer ergießt, das Land weit und breit überschwemmend. Und nun wühlt es und bricht es und splittert und tobt es im Flußbette. Dort wird eine gewaltige Scholle aus dem Gewühle geworfen, mannshoch aufgerichtet schleift sie über die überschwemmte Wiese daher. Wehe! Wie mit scharfer Pflugschaar reißt sie die Grasnarbe vor sich hinweg, bis sie endlich plump und ungefüge festsitzt im seichten Wasser, während die kleineren, dünneren Schollen zwischen den größeren hindurcheilen, neckisch an sie stoßen, um dann verdoppelt weiter zu treiben. Diese nun sind der Knaben Freunde. So streng es auch verboten ist, auf ihnen wie auf Böten einher zu fahren, jeder unbewachte Augenblick wird benutzt, und die lange Stange in der Hand, treiben sie jubelnd einher auf dem Wasser. Freilich, der Nordwind bläst eisig kalt und gebrechlich ist das Fahrzeug! Plötzlich, — geräuschlos und ohne alle vorhergehende Warnung, geht die Scholle mitten auseinander, und bis an den Hals versinkend, rettet nur das Schwimmen die Knaben von sicherem Tode. Was thut es, sie können eben schwimmen, und könnte denn dies volle, warme Leben in ihnen aufhören! Wichtiger ist es hier, den nassen, anklagenden Zustand der Kleider vor den Augen der gestrengen Hausfrau zu verbergen, und auch schwieriger ist es, denn sie haben keinen

anderen Anzug zur Verfügung und zur Mahlzeit müssen sie unten erscheinen. Da kauern sie denn zähneklappernd vor dem brennenden Ofen, bis das wohlthätige Feuer die Kleider getrocknet und den Leib erwärmt hat.

Das Eis ist fort und nur noch auf den halb trockenen Wiesen verwittern einzelne gestrandete Schollen, aber schon bringt der noch volle Strom andere Gäste. Gewaltige Flöße führt er aus dem Oberlande herab, ungefüge Fahrzeuge mit zwei Balken als Steuer und Ruder zugleich. Auf einem aus Rasenstücken errichteten Heerde flackert ein kleines Feuer, und an ihm wärmen sich die breitschultrigen Oberländer und plaudern in ihrem derben Lettisch; das klingt, als äßen sie während des Sprechens. Die nehmen die Knaben gern auf, und geräuschlos gleiten sie eine halbe Stunde den Fluß hinab, an den fischenden Bauern vorüber, und während die Dunkelheit schnell hereinbricht und der Mond das Bild beleuchtet, erzählen die Flößer von den oberländischen Wäldern und der gefährlichen Passage dort oben bei der Stadt, und daß das geflößte Holz bald kommt.

Und kaum sind die Flöße verschwunden, so kommt auch schon das Holz den Fluß hinabgeschwommen, und zugleich mit ihm kommt der alte Förster in's Pastorat, die Buschwächter in den Gesinden umher. Nun stehen die Knaben am Ufer, den Bootshaken mit der eisernen Spitze und dem Widerhaken in der Hand, und harpuniren die vorübereilenden Holzstücke; sie und die Knechte des Pastorates, bis sie die dreißig Faden, die dem Pastor zukommen, herausgezogen und sauber aufgeschichtet haben. Dazwischen hat denn der eine oder der andere einen unberechtigten Holzfischer erwischt und bringt ihn vor das Gericht des gestrengen Herrn Försters. Der läßt nun nachdenklich den rothen Backenbart durch die Finger gleiten, während die Jugend ängstlich aufgeregt ihn harrend umsteht, und der Dieb immerfort seine Unschuld versichert, als könnte er, so lange er spricht, nicht verurtheilt werden. Doch mit gebundenen Händen wird er endlich in die Kleete gesperrt, und am andern Morgen bringt ihn ein Buschwächter in seinem Wägelchen zum Gemeindegericht.

Das Holz ist fort und liegt nun, von langem Seile festgehalten, vor der Stadt, bis man es herausgezogen und in langer Fadenreihe aufgestapelt hat.

Schon folgt ein anderes Jugendvergnügen; der Fang der Neunaugen, die nun in ganzen Schwärmen stromaufwärts ziehen. An der Spitze des schmalen, leichten Bootes kauert, den rechten Arm entblößt, die Hand mit einem wollenen Handschuh bedeckt, um den glatten Fisch leichter fassen zu können, der eigentliche Fischer, während im Hintertheil des Bootes der Steuermann aufrecht steht und mit einer langen Stange das Boot geräuschlos stromaufwärts stößt. Ein Wink des Armes und das Boot steht unbeweglich. Dort, wo um den gewaltigen Block, dessen oberen Theil das Wasser nicht deckt, der Strom eine kleine Erhöhung von Sand und Kieselsteinen angeschwemmt hat, liegen die Fische dicht beieinander, als erwarteten sie selbst nichts Anderes, als nur eben gefaßt zu werden, und wenn der eine, noch mit dem Steinchen im Maul, woran er sich festgesogen, herausgeholt wird, bleiben die andern ruhig liegen!

Kalt ist der Wind, kälter das Wasser; aber die Leidenschaft erwärmt die halbnackten Knaben, und jubelnd kehren die Durchfrorenen schließlich mit den gefangenen Fischen nach Hause zurück.

Nun kommt der Sommer in's Land, der kurze, nordische Sommer, und Morgens, Mittags und Abends nimmt er die Knaben auf, der kühle Strom, in dem sie schwimmend und untertauchend sich ihrer Kraft und Geschicklichkeit freuen. Wenn dann die Sonne hinter dem Horizonte versank, dann geht es nach eingenommenem Mahle wieder hinab an den Fluß, und kaum wird es dunkel, so flackern hier und dort am Ufer die Flammen der Kienspähne auf, und nun geht es den Krebsen an's Leben. Die Gefangenen werden auf schnell errichtetem Feuer gekocht und behaglich verzehrt, während seltsam gestaltete Nachtschmetterlinge das Feuer umschwärmen und umflattern.

Hat dann im Herbste die Büchse fleißig geknallt, und hat dann wieder der Frost das Wasser mit leichter Eisdecke überzogen, daß man hinabsehen kann durch das dünne Eis fadentief, dann sind die Knaben wieder auf dem Flusse. Unter ihren Füßen biegt sich das Eis und kracht bedenklich rings um sie her, sie achten nicht darauf. Ihr Blick dringt in die Tiefe und sucht den Wolf der Gewässer, den schnellen Hecht. Da ist er! Regungslos liegt er da, er lauert auf Beute. Dumpf fällt jetzt das Beil auf's Eis, gerade über dem Fisch einen weißen Stern bildend, und langsam kommt er herauf, den weißlichen Bauch

nach oben gekehrt. Ein Paar Schläge mit der Axt und aus der Oeffnung zieht man den Betäubten.

Und wieder nach ein Paar Tagen gleiten die Knaben auf leichten Schlittschuhen jauchzend dahin, und Niemand ist glücklicher als sie.

Wie bist Du so lieb, Du prosaischer und doch so poetischer Fluß! Bist Du doch ein rechtes Bild unseres heimathlichen Seins und Wesens. In guten Tagen, wenn kein Widerstand Dich reizt, keine Last Dich drückt, dann fließest Du so träge und behaglich dahin, daß kein Fremder Dir ansehen kann, daß Du überhaupt ein Fluß bist, und hier und da versumpfst Du wohl auch gar. Behaglicher Lebensgenuß ist Deine Freude, und statt wie ein echter, deutscher, fleißiger Fluß Mühlen zu treiben und Maschinen zu bewegen, oder schwere Barken auf Deinem Rücken zu tragen — umkräuselst Du neckisch die Steine in Deinem Bett, und spielst mit Schilf und Rohr am Ufer. Ist es aber wirklich Noth, stellt sich das Eis Dir in den Weg, schwer lastend Dein Wasser hinab zu drücken, — dann erwacht Deine Kraft, dann sprengst Du jedes Hinderniß, wirfst spielend die mächtige, lästige Scholle ins Wasser, und überschwemmst zum Ueberflusse noch weithin die Ufer. Noch hat kein Deich Dich gelehrt, den Ueberfluß der Wasserfülle zurück zu behalten für die Zeit der Wassernoth; aber sie werden errichtet werden, diese heilsamen, unbequemen Dämme, sie werden Dich einengen und die Bewohner Deiner Ufer, und dann wird man freudig sehen, welche Kraft in Euch Beiden steckt!

Die Valtevilles.

Wenn die Knaben ihren oft wilden und gefährlichen Vergnügungen nachgingen, dann geschah es wol, daß ein kleiner, schmächtiger Knabe ihnen aus einiger Entfernung halb sehnsüchtig, halb ängstlich zusah und sich wohl gar mit der Bitte, an ihren Spielen auch theilnehmen zu dürfen, an seinen eleganten Gouverneur wandte, obgleich er im Voraus wußte, daß er die Erlaubniß dazu nimmermehr erhalten würde. Dieser Knabe war Horace de Valteville. Mitunter, wenn auch nur sehr selten, kam er mit seinem Franzosen in's Pastorat hinüber, und die Jungen hatten den höflichen, mädchenhaften Knaben nicht ungern, wenn sie ihn gleich mehr wie ein Spielzeug als wie einen Spielkameraden behandelten. Mitunter gingen denn auch die Bewohner des Pastorates hinüber in den Edelhof, aber diese Besuche machten den Kindern wenig Freude, denn die Frau von Valteville mit ihrem steifen, ungemüthlichen Wesen und ihrem steten: «Mais taisez-vous donc, mes enfants!» und das ganze Corps von Aufsehern, das aus Bonne, Gouvernante, Diener und Gouverneur bestand und den Kindern auf Schritt und Tritt folgte, machte diesen den Aufenthalt zur Qual. Dazu hatten sie in dem höchst elegant eingerichteten, parquetirten Hause immer das Gefühl, als schritten sie auf Glas und müßten durch jede freie Bewegung Unheil anrichten. So gingen sie denn jeder Veranlassung, Parkhof zu besuchen, gern aus dem Wege, obgleich es dort etwas gab, was unter andern Umständen nicht verfehlt haben würde, eine Anziehungskraft auf sie auszuüben. Dieses Etwas war die kleine Madeleine, Horacens Zwillingsschwester, die ihm so glich, wie ein Ei dem andern, und die so hübsche braune Augen, einen so rosigen kleinen Mund und einen so zierlichen Wuchs hatte, wie er. Nur der Ausdruck des Gesichtes war ein anderer, war energischer. Sie schaute immer so keck und lachlustig drein, daß die Knaben meinten, sie habe mehr Muth im Leibe, als der Bruder. Aber sie vermutheten es nur,

denn Madeleine wurde vor ihnen gehütet, wie Eis vor Sonnenschein, ja es kam nie vor, daß sie mit einem von ihnen auch nur ein Wort gesprochen hätte. Alle diese Umstände und der spöttelnde Ton, der im Pastorate angeschlagen wurde, sobald die Rede auf die Balteville kam, verhinderten, daß Madeleine in den jungen Herzen der Vetter Unheil anrichtete.

Ueber den Ursprung, die Herkunft und die Bedeutung der Herren von Balteville gab es im Lande zwei ganz verschiedene Versionen. Nach der unter ihnen selbst cursirenden Tradition stammten sie aus dem altehrwürdigen, in der Auvergne ansässigen Geschlechte der Balteville du Lys, und hatten einen so schmucken und interessanten Stammbaum aufzuweisen, wie nur eines der altadeligen, loyalen Geschlechter Frankreichs. Und loyal waren sie immer gewesen, von den Tagen Ludwigs des Heiligen an bis zum Schreckensjahre 1789. Einer von ihnen war die rechte Hand des Kardinals von Lothringen; ein Anderer fiel vor Rochelle, sein Bruder bei Ivry, ein Dritter zeichnete sich im Kriege der Fronde aus und fiel von der Hand Condé's. In späterer Zeit trugen mehr die Frauen zum Glanze der Familie bei. Marie de Balteville war die Maitresse des Herzogs-Regenten, ihre schöne Nichte Ninon gar die des vielgeliebten Königs.

Beim Ausbruche der Revolution gingen auch die Schlösser der Baltevilles in Flammen auf, und wer von ihnen nicht von den ergrimmten Bauern erschlagen wurde, starb durch die Guillotine. Nur einem von ihnen, dem noch sehr jungen Henri de Balteville, gelang es, zu entkommen und in russischen Kriegsdiensten Ehre und Reichthum zu erlangen. Nachdem er in hohem Alter eine Polin geheirathet, kaufte er Parkhof, und sein Enkel, der Sohn seines Jules, war eben unser Horace. So erzählten die Baltevilles und gelegentlich zeigten sie auch wohl dem Hausfreunde Stammbaum und Adelsbrief, so daß auch das schärfste Auge des Heraldikers und Genealogen an dem Adelsbeweise der Herren von Balteville weder Stäubchen noch Flecken entdecken konnte.

Eine völlig andere Version über Herkunft und Stammbaum der Baltevilles cursirte aber im Lande und obgleich sie sich auf keinerlei Beweise stützte, wurde sie doch allgemein weiter erzählt und geglaubt. Diese Version aber lautete so: Henri de Balteville war allerdings der

letzte Erbe des Namens und der Titel der uralten Baltevilles du Lys, auch war er wirklich nach Rußland gereist, um dort in die Armee einzutreten, doch war ihm dies nicht gelungen, und zwar aus dem Grunde nicht, weil er in einer stürmischen Novembernacht in einem Kruge am Nervenfieber erkrankte und nach wenigen Wochen starb. Freilich erschien er ein Jahr darauf wieder in einem russischen Linienregimente. Damit sollte es folgende Bewandtniß gehabt haben. Der N.'sche Krüger Jurre Baltewille (zu deutsch: weiße Wolle) hatte einen Taugenichts von Sohn, Namens Jndrik, der sich eben damals bei seinem Vater aufhielt. Dieser Jndrik nun, ein unternehmender Bursche, streifte den bäurischen, lettischen und lutherischen Jndrik ab und wurde der altadelige, französische und katholische Henri de Balteville, und als er in hohem Alter als Besitzer von Parkhof und als voller General starb, war sein Geheimniß zwar in aller Leute Mund, aber Niemand wollte oder konnte ihm seine ungewöhnliche Metamorphose nachweisen. Wie dem auch sei, die Baltevilles waren reiche Leute und stattliche Herren, und hätte Jules de Balteville anders geheirathet, so hätte die Familie schließlich wol noch im Lande heimisch werden können.

Mit Jules Heirath aber war es folgendermaßen zugegangen: Jules war als Kind in eines der Cadettencorps Rußlands gesteckt worden, war dann in die Garde eingetreten und hätte ohne Zweifel eine glänzende Carrière gemacht, wenn er nicht so schön gewesen wäre und über etwas mehr Energie hätte verfügen können. So aber hatten es ihm die Frauen angethan, und seine hohe Begabung wie sein wirklich liebenswürdiges und gutes Temperament gingen in zahllosen Liebschaften und im elendesten Geckenthum unter.

Als der tadellose Gentleman und alternde Adonis Obrist geworden war, machte er die unangenehme Entdeckung, daß er mit dem väterlichen Vermögen so ziemlich fertig war und ihm von Parkhof fast nichts mehr gehörte. Verschiedene günstige Heirathsaussichten zerschlugen sich, und er befand sich in einer recht fatalen Lage, als er auch keinen einigermaßen annehmbaren Käufer für Parkhof finden konnte. Er eilte nun selbst nach Hause, um seine Verhältnisse einmal genau zu übersehen. Innerlich und äußerlich dem Lande vollständig fremd, sah er sich nach einem geschäftskundigen Berather um und fand den in

dem Kaufmann Knochenhauer, den der alte Balteville seinerzeit vielfach mit Geld unterstützt hatte und der noch von jener Zeit her eine warme Anhänglichkeit für den Sohn seines Wohlthäters empfand. Knochenhauer hatte sich durch den Kleinhandel mit Häringen, Getreide, Flachs u. s. w. ein bedeutendes Vermögen erworben und war ein sehr ungebildeter, aber kreuzbraver Mann, der in der Regel Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte.

Beides war freilich arg verschoben, als er den Plan faßte, seine einzige Tochter und Erbin Amanda an den Herrn von Balteville zu verheirathen, aber ein unseliger Zug zu Vornehmheit und die Aussicht auf die Möglichkeit, einen Baron zum Schwiegersohne zu bekommen, ließen den sonst so praktischen, nüchternen Mann nicht sehen, in welches Elend er seine Tochter stürzte.

Was für ein Glück konnte Jules de Balteville, der tadelloseste Gentleman und Lion der Residenz, Amanda Knochenhauer bereiten? Sie war ein gutes Mädchen, diese Amanda, sie war pflichttreu, fleißig und brav, aber nicht nur hatte sie von dem, was man savoir vivre nennt, auch nicht den entferntesten Begriff, sondern es fehlte ihr auch eigentliche höhere Bildung. So ließ denn ihre Eitelkeit sie leidenschaftlich auf die Pläne ihres Vaters eingehen, und das um so mehr, als Jules nicht mit Unrecht der schöne Jules hieß.

Amanda hatte ihr Lebelang für Vornehmheit geschwärmt, jetzt raubte ihr die Möglichkeit, Frau von Balteville zu werden, allen Verstand.

Als Balteville merkte, wo die Anspielungen seines Geschäftsfreundes aus der Häringsbude hinaus wollten, entsetzte er sich in tiefster Seele, und Amanda's gemein klingendes Deutsch, sowie ihre starknochige Gestalt, die breiten Backenknochen ihres Gesichtes und ihre rothen Hände ließen ihn nicht weniger eine Verbindung mit ihr verabscheuen, als ihre plebejische Herkunft. Bald hatte er jedoch die Ueberraschung zu bemerken, daß ihm eine Heirath mit ihr nicht mehr so völlig unmöglich erschien, und das Ende vom Liede war, daß er nach mehrmaliger Flucht nach Petersburg, zum Entsetzen seiner dortigen Freunde und Freundinnen, die ihn zärtlich liebende Amanda, nach dem nunmehr ihr gehörigen Parkhof als seine Gattin heimführte. Die Arme! Nur zu kurzem Glücke zog sie in den Edelhof, denn so sehr sie

ihren Mann liebte und so stolz sie auf ihn war, so abscheulich fand er sie und so sehr schämte er sich ihrer. Nach dreimonatlicher Ehe kam er zu der Ueberzeugung, daß ihm nur die Wahl blieb, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, oder seine Frau zu verlassen und jene Kreise wieder aufzusuchen, in denen er nicht nur allein glücklich sein, sondern überhaupt nur bestehen und leben konnte.

Er wählte das Letztere, nicht ohne das Weib zu bedauern, das er so leichtsinnig an sich gefesselt. In einer Nacht schlich er davon, indem er seiner Frau einen Brief zurückließ, in welchem er ihr offen bekannte, daß ein ferneres Zusammenleben mit ihr ihm unerträglich sei. Er bekannte ferner, daß er ihr gegenüber sehr unrecht gehandelt habe, stellte ihr frei, sich von ihm auch kirchlich scheiden zu lassen und versprach ihr, falls sie es wünsche, Alles zu thun, um ihr die Scheidung zu erleichtern. In Petersburg nahmen seine Freunde und Freundinnen den Flüchtling mit offenen Armen wieder auf und verbreiteten mit Erfolg das Gerücht, daß an der Nachricht von seiner Verheirathung nichts wahr sei, daß es vielmehr nur ein Liebeshandel mit einer Gräfin gewesen, der ihn in die Provinz gerufen. Der schöne Jules ließ sie stillschweigend gewähren, und da es ihm nach und nach gelang, sich Geldmittel zu verschaffen, so war er nur bemüht, die Parkhöfer Episode möglichst rasch zu vergessen. Das wurde ihm in sofern leicht gemacht, als Amanda nur selten etwas von sich hören ließ.

Das erste Mal schrieb sie gleich nach seiner Flucht, verzichtete auf eine kirchliche Scheidung und stellte ihm ihre Kasse nach wie vor zur Verfügung. Das zweite Mal theilte sie ihm mit, daß sie ihm Zwillinge geboren habe und daß sie denselben, wenn er nichts dagegen habe, in der Taufe die Namen Horace und Madeleine geben werde. Der schöne Jules antwortete auf keines dieser Schreiben und war wieder ganz der alte Elegant.

So kam es denn, daß bald nur noch sehr Wenige wußten, daß dieses Mustereremplar eines Gentleman, dieser graziöseste aller Junggesellen, der schöne, ewig junge Don Juan, der mustergültige Elegant daheim ein Weib hatte, ein unschönes, nicht repräsentables und sehr unglückliches Weib. Wie überrascht war man daher, als, nachdem der schöne Jules nach einigen Jahren muthig und mit Anstand gestorben war, plötzlich dieses Weib in Petersburg erschien und nun den

als Todten mit sich nahm, nach dem als Lebenden sie sich so heiß, so feurig gesehnt hatte. Da hielten ihm seine Petersburger Freundinnen folgende Grabrede:

« Savez-vous, chère Lise, que la femme du colonel était à St. Petersbourg? »

« Mais non! »

« Mais oui! Cette provinciale est horriblement laide. »

Und seine Petersburger Freunde sprachen durch den Mund des Fürsten P.:

« Le colonel de Balteville était un chevalier sans peur et sans reproche, un gentilhomme tout à fait comme il faut. C'était un homme d'esprit, de talent, de courage et de sang-froid. »

Damit war er denn für Petersburg auch wirklich und ganz und gar todt. Sein Weib aber, sein unschönes Weib sprach zu sich, als es die Leiche in Parkhof unter Blumen bestattete: „Schlummere sanft, Du lieber, theurer Mann! Es mag unrecht gewesen sein von mir, der einfachen, so unendlich hinter Dir zurückstehenden Frau, daß ich Dein begehrte; aber da ich es that, da hoffte ich, Du würdest mich trotzdem allmälig liebgewinnen, Du würdest mich zu Dir hinaufziehen und mich zu einer wahrhaft vornehmen Frau heranbilden. Ach, es kam anders! Aber darum will ich Dein Andenken doch in Ehren halten und was in meinen schwachen Kräften steht, will ich thun, damit, wenn Dein unsterblicher Geist aus dem Jenseits auf uns hernieder schaut, er sich meiner nicht zu schämen brauche und auf die Kinder Segen herabsende!"

Man sieht, daß Eitelkeit und Liebe hier dazu verschmolzen, etwas sehr Vornehmes zu Stande zu bringen, und wirklich wurde Frau von Balteville seit jenem Tage gewaltig vornehm und die Nachbaren hatten lustige Tage. Es wollte sich mit der Vornehmheit durchaus nicht recht fördern, und so stattlich sich auch das Sechsgespann, die Kalesche, die Livreen der Diener und diese selbst ausnahmen, so elegant und comfortabel auch Haus und Hof, Garten und Park des Gutes waren, so gemessen, würdig und steif sich auch die Hausfrau zeigte — den rechten Chic hatte es nicht, und der selige Jules de Balteville wäre aus dem jetzigen Parkhof und vor seiner Besitzerin ebenso geflohen, wie vor dem früheren Parkhof. Diese sprach jetzt fast nur französisch,

obgleich sie, da sie kein Sprachtalent hatte, es darin nicht eben weit brachte. So wurde denn Valteville'sches Französisch bald in der ganzen Hauptmannschaft sprichwörtlich, und die Dienerschaft hieß auf den Gütern allgemein nur noch die Diligence, weil Frau von Valteville einmal gesagt haben sollte: « Mais il faut donc, qu'on ait des appartements pour les diligences, » und damit ihre Dienerschaft gemeint haben sollte.

Sonst aber war die „Parkhöf'sche Frau," diese angenehme Bezeichnung wurde Amanda jetzt zu Theil, eine praktische, thätige Frau, die Gut und Gesinde in Ordnung hielt und trotz alles Repräsentirens jährlich ein hübsches Stück Geld bei Seite legte. Darin wurde sie von dem einzigen Freunde, den sie hatte, dem Herrn von Schweinsberg, einem benachbarten Gutsbesitzer und liebenswürdigen Manne, nach Kräften unterstützt. Sorgte Amanda so für das materielle Fortkommen ihrer Familie, so sollten alle die Franzosen und Französinnen in ihrem Hause die Kinder mit dem nöthigen vornehmen Schliff ausstatten, damit sie einmal im Stande wären, des Valteville'schen Stammbaumes würdig aufzutreten.

Wieder daheim.

Sechszehn Jahre zählte Heinz, als der Aufenthalt im Pastorate sein lange und heiß ersehntes Ende erreichte und er nun nach Hause sollte, um dort in die Secunda des Gymnasiums einzutreten. Er war mittlerweile ein großer, breitschulteriger Bursche geworden und das Auge eines Malers oder Bildhauers hätte mit Wohlgefallen auf ihm geruht, denn nicht nur die Eichenstamm'sche Stirn und Nase, sowie der Mund mit den festgeschlossenen Lippen, sondern auch die dichten, hellbraunen Locken, schöne, tiefe Augen und ein kühn und scharf geschnittenes Profil machten ihn zu einer ungemein anziehenden Erscheinung.

An einem schönen Augustabende, dem letzten, den er im Pastorate verbrachte, ging Heinz mit den Vettern, die ja nun auch in die Stadt sollten, noch einmal durch die Felder, nahm Abschied von den Knechten, die eben die letzten Wagen beluden, glättete noch einmal die großen, bunten Kühe, und wechselte herzliche Scheideworte mit der Hofmutter und ihrem Manne, einem alten, verwachsenen Taugenichts, der aber nach Art der Taugenichtse im persönlichen Verkehre sehr liebenswürdig war, und eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Anfertigen von Vogelschlingen und Aufstellen von Iltisfallen besaß. Dann ging es noch einmal hinab an den Fluß. Ein Abschiedsbad wurde genommen und erst mit sinkender Sonne in's Haus zurückgekehrt. Den jungen Herzen war doch ganz eigenthümlich weich zu Muthe, und die Thränen waren ihnen näher, als sie selbst glauben mochten. Sie hatten eigentlich wenig Liebes in diesem Hause erfahren und hingen auch, wenigstens Heinz, durchaus nicht an seinen Bewohnern, und doch wurde ihnen der Abschied gewaltig schwer. Der Abschied von Garten und Wiese, von Feld und Wald, vor allem vom Flusse. Sie ahnten, daß es vielleicht lange währen würde, bis sie wieder ganz auf dem Lande würden leben können, ganz in und mit der Natur, und sie

ahnten, wie sehr sie das vermissen würden. Auf der andern Seite freuten sie sich trotzdem auf die Schulzeit. Heinz schlich sich noch spät Abends allein hinab in den dunklen Garten, setzte sich dort auf eine Bank und überließ sich dann ganz jenen unbestimmten, wunderbaren, halb schmerzlichen, halb freudigen Gefühlen, die begabten Naturen in diesem Alter eigenthümlich sind. Er dachte an das Vaterhaus, das ihn nun wieder in seinen Mauern aufnehmen sollte, und in dem, wie er wußte, alles unverändert geblieben war; er dachte mit warmer Liebe an Weinthal, und freute sich auf sein künftiges Zusammenleben mit ihm, er dachte an seine todte Mutter. Er nahm sich vor, sehr gut und sehr berühmt zu werden. Er wollte einmal der Stolz seines Heimathlandes sein. Er betrachtete das wie eine Art Monument, das er seiner Mutter errichten wollte. Wenn er berühmt geworden und die Leute ihn mit Staunen und Ehrfurcht betrachteten, dann wollte er ihnen mit Stolz sagen: „Ich wurde so, weil ich eine solche Mutter hatte!" Er dachte auch an Lelia. Die mußte ein großes Mädchen geworden sein in der langen Zeit, in der er sie nicht gesehen. Er wollte auch um Lelia's willen sehr gut und sehr berühmt werden. Auch sie sollte auf ihn stolz sein dürfen, sein müssen. Die Beiden gehörten einmal unzertrennlich zusammen, seine Mutter und Lelia. Die Beiden und die Dienstboten im väterlichen Hause waren bisher die einzigen Menschen gewesen, die er wirklich lieb hatte, an denen sein Herz hing.

Am andern Tage fuhr der große Stuhlwagen vor, und die ganze Familie begab sich in die Stadt. Der Morgen war hell und klar, die Pferde griffen scharf aus, man fuhr in die weite, weite Welt hinein und war voll Wagluft und Uebermuth, und Onkel und Tante drückten die Augen zu bei allerlei ausgelassenen Streichen und Reden. Man sang Studentenlieder, band mit den Bauern an, die auf den Feldern am Wege die Ernte besorgten, sprang aus dem Wagen, lief eine Strecke neben ihm her, wie um die rasende eigene Lebhaftigkeit los zu werden, und kletterte dann wieder hinein. Dann rasselte der Wagen über das schlechte Pflaster der Stadt und hielt endlich vor dem Hause des Doctors, wo Heinz abgesetzt wurde, während die Uebrigen zu Conrad Eichenstamm fuhren, in dessen Hause die Vettern bleiben sollten.

„Jungherrchen, mein Jungherrchen!“ rief Weinthal und umarmte Heinz aber und abermals: „Jungherrchen, unser Jungherrchen!“ jubelte auch Annettchen und Emma, welche letztere übrigens, obgleich sie mittlerweile nicht jünger geworden war, über den Kuß, den ihr Heinz gab, sehr verschämt that.

Selbst der Kutscher, obgleich er sonst kein Freund von Scenen war, kam eilig herbei, küßte Heinz die Hand und brummte dazu verhältnißmäßig laut. Er war eine verschlossene Natur und gestattete eigentlich nur seinen Pferden einen Einblick in sein Gemüthsleben, daher begab er sich denn auch jetzt gleich wieder in den Stall. Dort aber faßte er die große Fuchsstute mit beiden Händen um's Maul, küßte sie und sagte zärtlich: „Fuchschen, mein Luderchen, weißt Du auch, daß der Jungherrchen wieder zurück ist?“

„Wie der Jungherr groß geworden ist!“ sagte Emma dort im Thorwege, wo die drei Heinz umstanden und ihn mit leuchtenden Augen musterten.

„J, wo wird denn mein Jungherrchen nicht groß geworden sein!“ meinte Weinthal und betrachtete ihn mit Stolz.

„Und hübsch!“ rief Annettchen und brach in ein überlautes Gelächter aus, in das die zwei Andern mit einstimmten.

„J, wie wird denn mein Jungherrchen nicht hübsch geworden sein!“ — keuchte endlich Weinthal.

„Jungherrchen kann schon heirathen!“ meinte Annettchen.

„Nein, Annettchen,“ ruft Heinz. „Sie und Emma sind älter als ich, Sie müssen mir mit gutem Beispiele vorangehen.“

Neues, schallendes Gelächter. Jungherrchen ist offenbar als ein sehr witziger Mensch in's Vaterhaus zurückgekehrt. Die Küche ist mit Jungherrchen sehr zufrieden und bekräftigt nur noch den ohnehin längst gefaßten Entschluß, für Jungherrchen durch Feuer und Wasser zu gehen.

Nun kam auch der Doctor in den Thorweg, um den Sohn zu begrüßen. Er hatte sich vorgenommen, es in recht herzlicher Weise zu thun, aber er hatte Herzlichkeit so lange nicht geübt, daß er sie nicht mehr zeigen konnte, und so fiel denn wider seinen Willen der Empfang frostig genug aus. Dazu verstimmte der Umstand, daß mit des

Doctors Erscheinen die Leute sich sogleich scheu zurückzogen, Vater und Sohn.

„Komm herein, Heinz!" sagte der Doctor. Er wollte das wieder recht freundlich sagen, aber diese Absicht war vielleicht der Grund, daß seine Worte so herrisch klangen wie sonst, wenn er Heinz in sein Zimmer rief, um ihn hart zu züchtigen.

Heinz folgte dem Vater schweigend in dessen Schreibzimmer. „Setze Dich, mein Sohn," sagte der Doctor und nahm selbst Platz. Heinz setzte sich dem Vater gegenüber und sah ihm schweigend in das kalte, finstere Gesicht. Beiden war dieses vis-à-vis gleich peinlich.

„Du bist nun ein großer Mensch geworden, Heinz!" unterbrach der Doctor das Schweigen.

Heinz hörte die Worte wohl, aber ohne ihren Sinn zu verstehen. Er dachte daran, wie unendlich hochmüthig der Mann da aussah.

„Ich erlaube mir, mit Dir zu sprechen," sagte der Doctor laut und verneigte sich mit höhnischem Gesicht.

„Ich höre!" war die Antwort.

Der Doctor merkte, daß sie gleich im ersten Augenblicke ihres Zusammenlebens im Begriffe standen, sich dasselbe gründlich und für lange Zeit zu verderben und brach daher ab.

„Ich will Dir nur," sagte er in ganz geschäftsmäßigem Tone, „sagen, was Du künftig von mir zu erwarten hast, und was ich meinerseits von Dir zu erwarten mich für berechtigt halte. Du wirst zur Bestreitung Deiner Ausgaben, für Kleidung, Vergnügungen u. s. w. jährlich von mir 150 Rubel erhalten. Wie Du damit auskommst, wie Du Deine Ausgaben eintheilst, ist Deine Sache, darüber hinaus erhältst Du keinen Kopeken von mir. Du wirst ferner in Bezug auf Dein Kommen und Gehen völlig ungehindert sein, denn ich wünsche Dich früh selbstständig zu sehen. Ich stelle nur zwei Bedingungen: Erstens, daß Du keine Schulden machst, und zweitens, daß Du von 11 Uhr Abends an zu Hause bist. Hast Du vielleicht noch irgend einen Wunsch?"

„Nein!"

„Nun gut, dann wissen wir also vorläufig, was wir von einander zu erwarten haben und können unsern Geschäften nachgehen. Du wirst es einmal leichter haben als ich, denn Du wirst auf meinen Schultern

stehen, Du wirst dort fortfahren, wo ich aufhörte. Wenn Du nur die Augen stets offen und auf den Weg gerichtet hältst, so wirst Du einmal viel können und ein wichtiger Mann werden. Nimm nun noch zu guter Letzt ein Paar Rathschläge mit 'in's Leben, die der ältere Mann Dir ertheilt: Vergiß nie, daß Du ein Eichenstamm bist, und Du wirst stets muthig, zurückhaltend und nobel sein; vergiß nie, daß es nur einen Weg zum Herrschen giebt, und daß der nur, wenn man einen Geldbeutel in jeder Hand trägt, durchmessen werden kann, und Du wirst lernen sparsam sein; vergiß ferner nie, daß neben dem Gelde nur noch das Wissen uns zu Macht gelangen lassen kann, und Du wirst fleißig sein. Verlaß Dich nie auf der Menschen Liebe, denn sie ist ein zerbrechlich Rohr, gieb nichts auf ihre Achtung, denn sie kommt und sie geht wie ein Wechselfieber. Bist Du einmal reich, — wird man Dich achten und lieben, bist Du arm, — so werden Dich selbst die Hunde vor den Thüren beißen und die zweibeinigen Gesellen werden es ihnen nachthun nach Kräften. Beachte die Menschen nicht und zeige ihnen das bei jeder Gelegenheit, das ist der beste Weg, ihre sogenannte Achtung zu erlangen. Behalte stets im Auge, daß jeder Mensch nur einen wahren Freund hat: sich selbst. Verlasse Dich nie auf einen Andern, baue stets nur auf die eigene Kraft. Bändige Deinen Jähzorn, denn er ist ein schlimmer Feind unserer Familie. Nur wer mit kaltem Blute spielt, gewinnt, nur wessen Auge ungetrübt ist, thut keinen Fehltritt! — So, und nun auf Wiedersehen bei Tische. Ich hoffe, Du bist dann Secundaner!"

Der Doctor stand auf und Heinz verließ das Zimmer. Das war ein Empfang gewesen, wie er ihn eigentlich immer erwartet hatte, und doch fühlte er sich durch ihn in tiefster Seele verletzt. Er war von Natur edler geartet, als der Vater, und er war jung, — kein Wunder, daß die erhaltenen Rathschläge keinen Anklang bei ihm fanden. Herrschen wollte auch er, aber er hatte dabei ein anderes Gebiet im Sinne, als sein Vater. „Was kannst Du mir bieten," dachte er und lächelte verächtlich. „Wollte ich Deine Wege wandeln, ich brächte es vielleicht zum Geheimrath, vielleicht zum Minister. Pah! Was will das sagen! Ich käme dann einmal durch alle Arbeit so weit, wie mancher Hans Narr von vornehmer Geburt ohne alle Anstrengung, und nach einer Reihe von Jahren wäre ich vergessen. — Ich strebe nach höherem

Ziele. Ich will ein Leben, meinetwegen in einer Dachstube verbracht, eintauschen gegen unsterblichen Ruhm. Der Name Eichenstamm soll leben, so lange es Menschen giebt, die das Gute und Edle lieben, dankbar soll er einst genannt werden durch Hunderte von Generationen. Was gälte mir alle Macht, aller Reichthum, wenn ich mir sagen müßte, daß mein Name einst erlöschen werde im Gedächtniß der Menschen! Wie dürfte ich sterben, ohne daß man wüßte von meiner Mutter, von Lelia, von mir!" — Diese Gedanken, die Heinz bewegten, während er dem Gymnasium zuschritt, waren ein zweischneidig Ding; es waren Gedanken, wie sie aufsteigen in dem Kopfe großer Menschen, aber erst das Leben zeigt, ob sie zum Guten führen, oder zum Bösen, ob aus dem ehrgeizigen Knaben ein großer Mann wird, oder ein Bösewicht!

In der Vorhalle des Gymnasiums wurde er sogleich aus der fernen Zukunft in die Gegenwart zurückgerufen, denn kaum hatte er sie betreten, als er sich auch schon von einem Gymnasiasten auf's Heftigste umarmt und vielmals geküßt fühlte.

„Wahrhaftig, da bist Du, Heinz!" rief der Jüngling, ein untersetzter, stämmiger Bursche, mit einem so gutmüthigen, breiten Gesichte, einer so regelrechten Stupnase und so rasch blinzelnden Aeuglein, wie sie eben nur Karlchen Maier haben konnte. „O, Heinz, in der That, ich bin überaus erfreut, Dich zu sehen! In der That, sehr, sehr erfreut! O ja! O! Mein lieber Heinz! Dein Vater sagte mir, Du wärest nun wieder in der Stadt und kämest zu uns. O, ja, in der That, das ist herrlich! Natürlich!"

Heinz freute sich auch, den treuen, braven Burschen wieder zu sehen, er freute sich auch, als bald darauf Willi Schulz, Robert Steinheil und mehrere Andere auf ihn zukamen und ihn herzlich begrüßten. Er hatte sie so lange nicht gesehen; trotzdem erkannte er die Meisten von ihnen.

„Wie Du groß geworden bist!" sagte Robert Steinheil. „O, das ist herrlich," erwiderte Karlchen Maier, „das ist sehr gut, in der That! Als ob Heinz nicht immer der Größte von uns gewesen wäre! O, ich entsinne mich ganz genau. O, ja, ich habe ein sehr gutes Gedächtniß!"

„Wie Du neulich bewiesen hast, da Du glaubtest, Eumäios sei der Vater des Odysseus gewesen," warf Willi Schulz sarkastisch ein.

„O, ich bitte Dich! Man kann sich doch versprechen! Nicht wahr, Heinz, man kann es? Laßt Heinz sagen, ob man sich versprechen kann! Bitte, Heinz, sag' es ihnen!"

„Gewiß kann man sich versprechen," meinte Heinz; „wenn Ihr Euch davon überzeugen wollt, braucht Ihr ja nur in die Kirche zu gehen und die Aufgebote anzuhören."

Seine Zuhörer brachen in ein schallendes Gelächter aus, und Karlchen Maier speciell krümmte sich vor Lachen wie ein Regenwurm im Sommerregen. „O, das ist herrlich! Charmant! Ganz der alte Witz! Ein Calembourg in der That, ein richtiger Calembourg. O, Ihr werdet sehen, Ihr werdet noch Wunder an ihm erleben! Ich kenne ihn! Er ist eine galvanische Batterie! O, ja!"

„Komm Heinz," sagte endlich Robert Steinheil, „Du mußt in die Classe gehen, die Examina werden gleich beginnen. Wie ist Dir zu Muthe? Ist Dir nicht etwas eklig zu Muthe?"

„O, Du kennst ihn nicht so wie ich," antwortete Karlchen Maier für Heinz. „Wie soll ihm eklig zu Muthe sein? Ich bin überzeugt, er könnte mit Leichtigkeit das Examen für Prima machen, wenn das erlaubt wäre. Nicht wahr, Heinz, für Prima?"

Heinz war wirklich etwas „eklig" zu Muthe, aber Karlchen Maier's Zuversicht richtete ihn nicht wenig auf. Nichts giebt uns mehr Muth, als wenn unsere Umgebung uns für muthig hält.

„Ich denke, es wird gehen," sagte er zuversichtlich.

O, das ist herrlich! Das ist köstlich!" rief Karlchen Maier. „Er kann mit Leichtigkeit für Prima das Examen machen, und sagt, er denke, es wird für Secunda gehen!"

Karlchen Maier's Zuversicht wirkt nicht nur auf Heinz, auch Robert und Willi fangen an, Heinz für sehr gelehrt zu halten.

Heinz wurde nun in eine Classe geführt, in welcher die Secundacandidaten des großen Augenblickes harrten, da sich ihnen die Thore des Gymnasiums öffnen und sie ihr schlichtes Gewand mit der Gymnasiastenuniform vertauschen sollten. Die Knaben aus den städtischen Privatschulen schauten keck und wagelustig drein; die, welche vom

Lande kamen, sahen meist verlegen vor sich hin. Heinz bemerkte auch Horace unter den letzteren und setzte sich neben ihn.

„Wie geht es, Valteville?" fragte er.

„Ich danke," erwiderte Horace, sich verneigend, „ich fürchte mich nur vor dem Lateinischen. Wenn Sie mir vielleicht darin behülflich sein könnten, so würden Sie mich sehr verbinden. Auch in der Geschichte ist mein Wissen nicht ohne Lücken, und in der Mathematik bin ich vielleicht nicht so ganz zu Hause, wie Monsieur Bertrand zu glauben die Güte hat. In der Geographie ist mir mein schlechtes Gedächtniß ungemein hinderlich und in der deutschen Grammatik bin ich leider nur sehr oberflächlich bewandert. Sie kennen solche Besorgnisse wohl nicht? Ich vermuthe, Sie sind sehr kenntnißreich. Man hat mich versichert, daß Sie bereits den Horaz gelesen und sich mit der sphärischen Trigonometrie beschäftigt haben. Ist dem so, wenn ich fragen darf? Aber vielleicht fallen Ihnen meine Fragen lästig! Bitte, dann beantworten Sie sie doch ja nicht!"

Heinz sah sich das zierliche, höfliche Männchen neben sich schmunzelnd an. Sein Muth wuchs immer mehr. Er fing jetzt an, sich selbst sehr kenntnißreich vorzukommen und erwiderte mit einer Protectormiene: !

„Ich bin gern bereit, Ihnen, wenn es irgend geht, zu helfen. Bei wem sind Sie hier in Pension?"

„O, bei Niemand. Mama würde sich, glaube ich, nicht dazu entschließen, mich in eine Pension zu geben, und dann ginge das doch auch Monsieur Bertrand's wegen nicht an. Monsieur Bertrand liebt das Familienleben sehr und würde es, glaube ich, nicht entbehren können. Darum ist Mama jetzt ganz zur Stadt gezogen!"

„Herr Bertrand ist ihr Lehrer?" fragte Heinz. „Oui, certainement. Ja! Ach, und wir lieben ihn so sehr, Madeleine und ich! Er ist so amüsant und gut, und so nobel!"

Horacens Augen leuchteten, als er so von Herrn Bertrand sprach. Es that ihm offenbar sehr wohl, der Bewunderung, die sein Herz erfüllte, einmal gegen einen Fremden Ausdruck verleihen zu können.

Das Examen begann nun und Heinz hatte viel Glück. Auch Horace gelang es, dasselbe, wenn auch nur herzlich schlecht, schließlich doch zu bestehen. Die Vettern kamen ebenfalls durch, und der Jubel

darüber war groß. Ueber dieser Prüfung hatte überhaupt ein glückliches Geschick gewaltet: die große Mehrzahl hatte das Examen bestanden.

Alles eilte nun hinaus in den Vorsaal, in dem Heinz erst von dem Pastor und dem Onkel Conrad, dann von den Schulkameraden beglückwünscht wurde.

„Jetzt mußt Du das „Verderben" kennen lernen," sagte Robert Steinheil, und faßte Heinzens Arm. „Jungen," wandte er sich an die Andern, „ich setze fünf Flaschen Bier."

„O, herrlich, charmant, ich setze zehn Flaschen," rief Karlchen Maier. „Wahrhaftig, wenn es nöthig ist, auch mehr. Ich freue mich ungeheuer, daß Heinz wieder hier ist. O, in der That, ich freue mich riesig! Natürlich!"

Heinz, den es trieb einen anderen Ort aufzusuchen, machte sich nur mit Mühe und nur unter dem Vorwande, das erste Mittagsessen im elterlichen Hause doch nicht gut versäumen zu können, von den Kameraden los, indem er ihnen versprach, am nächsten Tage gewiß das „Verderben" (so hatte der Schulwitz eine Kneipe, in der sich die Gymnasiasten gelegentlich einmal einzufinden pflegten, benannt) zu besuchen, und dann recht lustig zu sein.

Heinz ging zunächst zu Tante Agathe, aber wenn er sich sagte, daß er doch verpflichtet sei, sogleich die alte Freundin aufzusuchen, so verschwieg er sich, daß es ihn noch aus einem anderen Grunde zu deren Wohnung zog. Lag sie doch, wie wir gesehen haben, dicht neben dem Kanal, und der war ja für einen erwachsenen Menschen leicht zu überschreiten. Tante Agathe erkannte, obgleich sie mittlerweile sehr alt, und in vieler Beziehung schon recht kindisch geworden war, Heinz doch gleich bei seinem Eintritte und hieß ihn mit Jubel willkommen. Immer und immer wieder küßte und herzte sie ihn, streichelte ihn mit ihren feinen, in roth ausgenähten, grauen Theehandschuhen steckenden Händen und betrachtete ihn wohlgefällig vom Kopfe bis zu den Füßen. „Ja, ja!" rief sie ein über das andere Mal, „ganz der Oberrath, ganz der Oberrath! Ich habe mir immer gedacht, daß meiner Agnes Sohn einmal das Buch schreiben wird, daß Sr. Durchlaucht zu seinem Rechte verhelfen muß! 'Und jetzt stehst Du so vor mir! Freilich! Gedacht habe ich mir das längst. Nun, jetzt gleich wirst Du natürlich das

Buch nicht schreiben, das weiß ich wohl, aber Du wirst es jedenfalls einmal thun, und das ist die Hauptsache.

Heinz mußte ihr nun vom Examen erzählen, und sie that ganz vernünftige Fragen und Bemerkungen. Unter die ersten rechnete Heinz auch die Frage, ob er schon bei Rechbergs gewesen sei, und unter die letzteren den Rath, doch gleich zu ihnen zu gehen. „Ich weiß, Dein Vater kann die Leute nicht leiden," fügte die alte Dame hinzu, „und von seinem Standpunkt aus hat er Recht. Eichenstamms sind sie freilich nicht, aber doch sonst ganz liebe Menschen, und die Lelia ist wirklich ein herziges Kind, wenn sie auch leider mehr ihrem Vater gleicht als ihrer Mutter. Trotzdem weiß sie, was man einer alten Tante schuldig ist. Geh' hinüber, Heinz, geh' hinüber. Der da drüben ist doch immerhin Dein Onkel, und da er nun einmal zur Familie gehört, so muß er auch als Familienglied behandelt werden! Wenn Dir die Lelia zu weichlich vorkommt, so kannst Du sie ja, wenn Du sie geheirathet hast, abhärten. Das wird sich dann schon finden. Die Frauen nehmen immer viel von ihren Männern an, und da sie doch einmal schon Deine Cousine ist und Ihr gleichsam zusammen aufgewachsen seid, so werdet Ihr doch wohl ein Paar werden. Du mußt sie aber anfangs etwas weich anfassen und darfst nicht vergessen, daß sie nur eine halbe Eichenstamm ist. Vergiß das nicht, Heinz!"

Als Heinz die Tante verließ, mußte er über das seltsame Gemisch von Thorheit und Verstand in ihren Worten staunen. Er war überhaupt voll der verschiedensten Eindrücke, die alle dahin wirkten, seinem Hochmuthe neue Nahrung zuzuführen. Daß der Vater ihn so selbstständig stellte und ihn wie einen Erwachsenen behandelte; daß Karlchen Maier voraussetzte, es liege nur an Heinzens Willen, wenn er sich nicht für Prima examiniren ließe; daß Tante Agathe endlich über seine künftige Ehe mit Lelia mit ihm sprach, als sollte sie noch heute geschlossen werden, das Alles erschien ihm ganz in der Ordnung. Jemand, der eben sein Examen für die Secunda des Gymnasiums so vortrefflich bestanden hat, ist kein Knabe mehr. Er ist ein junger Mann, mit dem man verständig über seine Zukunft spricht.

Heinz ging an den Kanal. Der floß noch immer so träge zwischen den Gärten und Höfen hin, wie damals, als Heinz ihn zum letztenmale gesehen hatte, und auch in dem Garten da drüben sah noch

alles aus wie vordem. Er balancirte jetzt leicht über die Querstangen und dachte freudig daran, daß er das jetzt offen und furchtlos thun dürfe. Ein „Erwachsener" darf ja eben Alles. Als Heinz auf den Hof gelangt war, fielen ihn ein Paar große Neufundländer so heftig an, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Das waren offenbar Kinder der alten Korah. Er erkannte das an dem weißen Streifen, der über ihre Stirn lief. Das Gebell der Hunde rief den alten Großvater herbei. Er erkannte Heinz sogleich und umarmte ihn herzlich.

„Mein lieber Heinz," sagte er, „wie Du groß geworden bist, und wie Du deinem Vater gleichst! Nur die Augen hast Du von der Mutter. Sei mir herzlich willkommen. Ich hoffe, Du hast auch Deiner Mutter weiches Herz und ihre Güte geerbt!"

Dann kam auch der Notar, und endlich auch Lelia in Begleitung eines jungen, hübschen Mädchens, das man auf den ersten Blick als eine Eichenstamm erkannte, obgleich sie schwarze Augen hatte, was sonst in der Familie nicht vorkam. Heinz wollte Lelia umarmen und küssen, aber er unterließ es, einmal, weil ihn ganz plötzlich eine unangenehme Blödigkeit überkam, dann weil ihn der spöttische Ausdruck im Gesichte der Fremden verwirrt machte. Lelia legte ihre Hand in die seinige und hieß ihn unbefangen mit einigen schlichten Worten willkommen. Sie stellte ihm dann ihre Gefährtin als seine Cousine, als eine Nichte von Frau Irenens Mann, vor, die ihrer Ausbildung wegen, und um die Verwandten kennen zu lernen, in's Land gekommen sei.

Adelheid, so hieß die Cousine, begleitete Lelia's Worte mit lautem Lachen. „Du stellst mich ja dem Vetter so förmlich vor," rief sie, „als wären wir wildfremde Leute. Ich werde Dir zeigen, wie man das machen muß!" Sie ließ Lelia's Arm fahren, schob ihren Arm in den Heinzens, verneigte sich gegen ihn und sagte: „Ich heiße natürlich Adelheid, und Du natürlich Heinrich. So, und nun stehe nicht so einfältig da, das läßt Dir gar nicht gut!" Damit gab sie ihm dann ganz plötzlich einen Kuß, lief ein Paar Schritte fort und lachte, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen.

Heinz stand anfangs ganz verdutzt da, während der Notar und der Großvater mißbilligende Gesichter machten, und Lelia erröthete. Adelheid aber ließ Niemand zur Besinnung kommen, sondern umarmte nun heftig der Reihe nach den Großvater und den Onkel, schob dann,

ohne sich im Mindesten darum zu kümmern, daß ihre Scherze den beiden Männern keineswegs angenehm zu sein schienen, ihren Arm in den des Onkels und rief, indem sie sich mit diesem gegen das Haus hin in Bewegung setzte: „Wie Ihr verdutzt seid! Es ist köstlich, wie Ihr verdutzt seid!“

Als dann alle in's Haus gegangen waren, wandte sie sich wieder zu Heinz. „Du bist ja nun, wie ich höre, ein Tintenbube geworden,“ sagte sie. „Wohin bist Du doch gekommen? Nach Quarta, nicht wahr?“

Das war zu stark. „Ich weiß nicht, ob Du noch ein Tintenmädchen bist,“ sagte Heinz zornig, „wenn ich es auch glaube, aber jedenfalls muß ich Dich bitten, höflicher zu sein und mich mit Ausdrücken, wie Du sie soeben brauchtest, zu verschonen.“

Sein Zorn ergötzte die fremde Cousine auf's höchste. Sie konnte aus dem Lachen gar nicht herauskommen und rief endlich: „Allerliebst Vetter! Höre, Vetter, da mußt Du noch einmal sagen! Du siehst wirklich gar zu possirlich aus, wenn Du böse bist. Das wird köstlich sein! Ich werde Dich, so oft wir uns sehen, böse machen.“

Heinzens Zorn verrauchte, noch ehe er recht in ihm aufstieg. Böse konnte man über Adelheids Wesen offenbar ebensowenig werden, als man einem Füllen darüber zürnen kann, daß es ausschlägt. „Wie alt bist Du, Cousine?“ fragte Heinz spöttisch.

„Nun, nachgerade alt genug, um Deine Mutter sein zu können.“

Der Großvater unterbrach beinahe heftig den Zwist, und man sprach nun von Heinzens Examen, von der Einrichtung, die für ihn im Hause des Vaters getroffen worden, und von der Verwandtschaft. Darüber kam denn die Mittagsstunde und Heinz ging nach Hause. Er erzählte dort dem Vater von seinem Examen und sprach auch von Adelheid.

„Ein albernes Ding,“ sagte der Doctor, „aber ein fixes Mädchen. Nicht so eine Kopfhängerin, wie die Lelia!“

In der auf diese Ereignisse folgenden Nacht träumte Heinz tausenderlei Dinge, machte im Traume irgend ein unerhörtes Examen und küßte dazwischen ein großes, schönes Mädchen mit lodernden, kecken Blicken, während ein schlankes, schwermüthiges Kind dabei stand und ihn aus sanften, ruhigen Augen traurig ansah.

Der erste Ball und seine Folgen.

Es war ein eigenthümliches Leben, das Heinz jetzt im Vaterhause führte. Das düstere Wesen des Doctors hatte dem ganzen Hause seinen Stempel aufgedrückt, das so geregelt, aber auch so kalt und anmuthslos verlief wie ein Uhrwerk. Aengstliche Stille, peinliche Ordnung herrschten in dem großen Gebäude, das sich nie gastlich öffnete, in dem kein Klavieraccord erklang, kein fröhliches Kinderlachen ertönte. Kalt und frostig lagen die Zimmer da, die Möbel selbst sahen so steif und schwer aus, als wären sie von Marmor, und Emma mochte, und das war ja nun schon seit Jahren ihre einzige Arbeit, noch so viel kehren, bohnen und Staub wischen, traulich konnte sie die fast nie betretenen Gemächer nicht machen.

Der Doctor verließ sein Arbeitszimmer fast nur zu den Mahlzeiten, die er mit dem Sohne gemeinsam einnahm. Dabei ging es still her. In den ersten Tagen hatten sie noch miteinander gesprochen, aber seitdem sie einmal über eine ganz gleichgültige Sache heftig aneinander gerathen waren, schwiegen Beide und oft vergingen Wochen, ohne daß sie ein anderes Wort als „guten Morgen" oder „guten Abend" mit einander gewechselt hätten.

Der Doctor hatte schwere Sorgen. Wie in dem Herzen jedes unserer Landsleute als tiefster, mächtigster Wunsch die Hoffnung lebt, einmal der Besitzer eines, wenn auch noch so kleinen Stückchens der heimathlichen Erde zu sein, so hatte auch dem Doctor seit seiner frühesten Jugend der Gedanke lockend vorgeschwebt, einmal Gutsbesitzer zu werden. Diese Hoffnung hatte ihn aufrecht erhalten in den trüben Universitätsjahren, ihn in Moskau nicht verlassen. Vor einigen Jahren nun war diese Hoffnung Wirklichkeit geworden; der Doctor besaß ein Gut. Er hatte es gegen den Rath aller seiner Verwandten gekauft, das Grundstück sehr theuer bezahlt, und so kam denn, was jene vorausgesagt — das Gut trug die Zinsen nicht. Vielleicht hätte sich durch

Umsicht und Sparsamkeit noch Manches erreichen lassen, aber Heinrich Eichenstamm war nicht der Mann, der guten Rath annahm. Er war immer seinen eigenen Weg gegangen und war weit gekommen; er hatte Niemand um Rath gefragt, da er am Morgen nicht wußte, wo er das Stück Brod hernehmen würde, dessen er zur Stillung des Hungers bedurfte; wie sollte er es jetzt thun, da er ein vermögender Mann geworden war. Er hatte im Leben Vieles durchgeführt, was Andern nicht möglich gewesen wäre; wie sollte er jetzt mit anderer Leute Maaßstab messen? Die Leute verstanden es nur nicht, die Landwirthschaft im Großen zu betreiben. Er that das, und die undankbare heimische Erde vergalt ihm die leidenschaftliche Liebe, die er zu ihr hegte, wie sie schon so manchem ihrer Söhne vergolten, der das in saurer Arbeit, im Laufe eines langen Lebens ersparte Geld nun dem heimischen Boden anvertraute. Der Doctor verdoppelte seine Ausgaben für das Gut — es trug die Zinsen erst recht nicht. Er mochte noch so häufig hinausfahren, er mochte noch so sorgfältig controlliren, noch so eifrig selbst im Garten arbeiten — das Gut trug nichts ein. Die Verwandten, zum Theil Sachverständige, wollten ein wenig nach dem Rechten sehen, er wies sie schroff zurück. War Heinrich Eichenstamm dazu gemacht, sich bevormunden zu lassen? Er ging allein seines Weges.

Heinz ging auch allein seines Weges. Er verkehrte mit einem Dutzend gutmüthiger Burschen und fand es selbstverständlich, daß sie sich ihm in Allem fügten und ihn bewunderten. Er machte seine Schularbeiten gut genug, um vor unangenehmen Conflicten mit den Lehrern sicher zu sein; er las auch viel historische und geographische Bücher, aber seine Seele war nicht dabei. Wie blaß mußte ihm das Schulleben erscheinen neben den Gebilden seiner Phantasie! Da, in seiner Phantasie, war er bald ein Alles überwältigender Eroberer, bald ein verwegener Seeheld, dessen Flagge im Teifun wirbelte, bald ein kühner Conquistador, der, den Degen in der Faust, mit einer Handvoll Menschen Tausende in die Flucht schlug. Heinz hatte zu viel Verstand, um sich nicht mitunter zu sagen, daß er ein thörichter Träumer war, daß seine Träumereien ihn stumpf machten gegen alle Freuden des wirklichen Lebens, daß sie seine Energie lähmten. Allein solch ein Traumleben ist wie das Opiumrauchen; wer einmal von dem süßen Gifte genossen, der mag es nicht mehr missen, er erliegt immer wieder

dem lockenden Reiz, Zeit und Raum und des Menschen eng gebundenes Dasein abzustreifen, wie ein Gott zu schalten mit der Welt und ihren Bedingungen, frei vom Körper und seinem Banne. So ging Heinz auch allein seines Weges.

Heinz mochte etwa seit zwei Jahren auf der Schule sein, als eines Tages Karlchen Maier ihn in einer Zwischenstunde bei Seite nahm und ihm mit wichtiger Miene zuflüsterte:

„Heinz, Freitag giebt es bei uns einen Ball!"

„Was? Giebt Deine Mutter eine Tanzgesellschaft?"

„Natürlich, ja, aber nun heißt es schlau sein. Ich bitte Dich, Heinz, wen sollen wir einladen?"

Die wichtige Angelegenheit wurde nun gründlich berathen; Willi Schulz und Robert Steinheil wurden zugezogen und endlich, nicht ohne Mühe, eine geeignete Liste von Tänzerinnen und Tänzern angefertigt. Karlchen Maier durchlief noch einmal die Liste und war entzückt.

„Köstlich, Heinz, ganz köstlich! Du kannst Alles, Heinz; ich bitte Euch, Robert, Willi, was kann Heinz nicht? Du bist auf dem Parquet so gut zu Hause, wie im Livius. Was? Nicht? Natürlich! Nun, Du wirst die Anglaise prächtig anführen. Vergiß nur die Räthsel nicht, hörst Du? Ich habe schon ein prächtiges für Paulinchen. Die soll sich einmal freuen! Natürlich!"

Als das Ballcomité sich bereits auseinander begeben hatte, eilte Karlchen Maier noch Heinz nach, faßte ihn so fest am Arme, daß er fast laut aufschrie, stieß ihn zu besserer Verständigung noch mit dem Ellenbogen in die Seite und sagte hastig:

„Heinz, ich habe etwas Prächtiges für die Kleine; aber Dein Wort, daß Du schweigst. Nicht wahr?"

„Nun, was ist's?"

„Ich habe mir einen Orden besorgt, Heinz, aus Silberpapier. Die Inschrift lautet: ‚Bild meines Engels'. Hebt man die Decke auf, so ist unten ein Spiegel. Ist das nicht köstlich? Wie? Was? Natürlich!"

Heinz lachte. „Gut ausgedacht, Karlchen, sehr gut! Paulinchen wird Dir dafür dankbar sein."

„Wird sie? O, also Du meinst, sie wird? Ich sage Dir, Heinz, ich liebe sie fürchterlich! Ich will eben nur symbolisch verfahren. Der

Spiegel soll ein Fenster sein, durch das sie in meine Brust sehen kann, in mein glühendes Herz. Ich habe nun schon sieben Photographien von ihr, dreizehn Schleifen und zwei Haarlocken. Ist das nicht gut? Ist das nicht sehr gut? Natürlich!"

Karlchen Maier fuhr noch eine Zeitlang in seinen Versicherungen fort.

Als sich die Freunde getrennt hatten, begab sich Heinz gleich zu Lelia. Sie war mit Karlchen Maiers Schwester flüchtig bekannt und stand nebst Adelheid auch auf der Liste. Es galt nun, sie dazu zu bewegen, die Einladung auch anzunehmen. Heinz stand zu ihr ganz eigenthümlich. Sie war gegen ihn so freundlich und liebenswürdig, wie gegen jeden andern Menschen, aber ein instinktives Gefühl sagte ihm, daß in ihrem innersten Herzen, vielleicht ihr selbst unbewußt, eine gewisse Abneigung gegen ihn vorhanden war. Derselbe Instinkt sagte ihm auch, daß er durchaus nicht den richtigen Weg einschlug, diese Abneigung auszurotten, aber sein Temperament spielte ihm einen Streich über den andern. Die alte Kinderliebe war wieder in alter Stärke in ihm erwacht und mit ihr die alte Eifersucht, die das Kind bereits gequält hatte, und das war schlimm, denn Lelia war, wie die Sonne ihre Strahlen ausgießt über Gerechte und Ungerechte, liebevoll gegen Große und Kleine, gegen Bekannte und Fremde.

Er fand Lelia allein und setzte sich neben sie. Er schob seinen Stuhl sehr nahe an den ihrigen, sie rückte ein wenig weg.

„Ich werde Dir nichts thun, Lelia," sagte er bitter.

„Was solltest Du mir denn auch thun, Heinz?" fragte sie und sah ihm voll in's Gesicht.

„Warum rückst Du denn Deinen Stuhl fort?" fragte er heftig.

„Weil Du mir zu nahe kamst, Heinz. Außerdem ist das ja auch ganz gleichgültig."

„Mir ist es durchaus nicht gleichgültig, ob man mich flieht wie ein wildes Thier," erwiderte Heinz.

„Was willst Du nur, Heinz?"

„Einerlei, laß es sein, Lelia. Ich kam her, um Dich um eine Gefälligkeit zu bitten. Willst Du sie mir erweisen?"

„Gewiß, was willst Du? Ich will Dir sehr gern gefällig sein."

Heinz brachte nun sein Anliegen vor. „Geh' mir zu Liebe hin," bat er schließlich.

„Was kann Dir daran gelegen sein?" fragte Lelia. „Du weißt, daß Vaterchen es nicht liebt, daß ich tanze, und da lasse ich es denn. Auch Großvaterchen sieht es ungern, daß ich ausgehe, wenn er es auch nicht zugiebt. Adelheid wird gewiß hingehen und es wird dort auch sonst gewiß nicht an Tänzerinnen fehlen."

„Ob Adelheid hingeht oder nicht, ist mir ganz gleichgültig, meinetwegen mag sie sein, wo der Pfeffer wächst."

„Wie kannst Du so von Deiner Cousine sprechen, Heinz! Adelheid ist ein sehr liebes, gutes Mädchen."

Heinz sprang zornig auf. „Lieb und gut, gut und lieb, andere Urtheile hört man von Dir nie. Ich glaube, wenn der Teufel selbst zu Dir käme mit Pferdefuß und Hörnern, Du würdest ihn ein liebes, gutes Männchen nennen. Ich kann es nicht ansehen, wie dies freche Geschöpf, die Adelheid, mit Dir umgeht, ohne daß mir die Galle überläuft, und Du nennst sie ein liebes, gutes Mädchen!"

„Ja, Heinz, so nenne ich sie, denn sie verdient es, wenn sie auch in ihrer Lebhaftigkeit zuweilen etwas zu weit geht. Du darfst nicht so schlecht von ihr sprechen, Heinz; sie hat Dich sehr lieb."

„Was geht das mich an, ob sie mich lieb hat oder nicht," rief Heinz, der immer heftiger wurde, „ich kann sie nicht leiden, nicht sehen mag ich sie. Sie ist die hochmüthigste und unverschämteste Person, die mir je vorgekommen ist und geht mit Dir um, als wenn Du ein Gänsemädchen wärest, das nicht bis drei zählen kann."

„Du übertreibst," erwiderte Lelia sanft; „übrigens ist sie auch wirklich viel klüger als ich."

„Ob sie klüger ist als Du," schrie Heinz überlaut, „weiß ich nicht; aber daß sie nicht so mattherzig, so weichlich ist wie Du, das weiß ich ganz genau."

So war denn Heinz wieder einmal so weit, wie schon so oft, und hatte wieder einmal aus lauter Liebe für Lelia das zarte Mädchen bis in's innerste Herz gekränkt. Sie brach, durch sein lautes Schreien und seine Worte erschreckt, in Thränen aus, und er eilte, von den widerstrebendsten Gefühlen erschüttert und gepeinigt, aus dem Hause.

Uebrigens ging Lelia doch auf den Ball. Heinz hatte sich hinter

den Großvater gesteckt und dieser hatte den Sohn und die Enkelin bewogen, Heinzens Bitten nachzugeben. Er hatte das eigentlich gegen seinen Willen, aus Gutmüthigkeit und Gefälligkeit gethan.

Frau Maier, Karlchens Mutter, war die gutmüthigste und dickste Person in der ganzen Stadt, wenn sie in ersterem nicht von Karlchen und seiner Schwester Hulda übertroffen wurde. Immer war sie über etwas in Extase und sie hatte eine entschiedene Neigung, alle Dinge dieser Welt rosenroth zu sehen. Heute war sie um nichts weniger aufgeregt als Hulda und Karlchen. Sie legte selbst mit Hand an beim Hinausschaffen der Möbel aus ihrem größten, wenn auch noch immer herzlich kleinen Zimmer, das am Abend den Salon vorstellen sollte, und gerieth in Entzücken über das Arrangement. Karlchen mußte in Folge seines überaus steifen und hohen englischen Halskragens seinen Kopf so sehr im Nacken tragen, wie ein chinesischer Verbrecher, dem man den Hals in ein Brett geschnallt, oder wie ein Hühnerhund, dem eben die Würge zugezogen wird. Indessen waren alle diese Beschwerden bald vergessen, als sich die Geladenen nun versammelten. Freilich, es war ein wenig eng, man trat sich von Zeit zu Zeit auf die Füße, und wenn man Complimente machte, erging es einem wie dem Goethe'schen Schulmeister, aber das that nichts. Es that auch nichts, daß man im Galopp ein paarmal mit den Rippen auf die Ecke des Klaviers Sturm lief, daß gelegentlich ein Paar unbeabsichtigter Weise auf das Sopha, das einzige außer dem Klavier im Tanzsaale zurückgebliebene Möbel, fiel, daß es im Zimmer bald so heiß war, als ob darin eine Victoria regia gezogen werden sollte, man war trotz alledem überglücklich. Als die dritte Française in Touren endete und man schaarenweise durch alle Zimmer raste, stieg der Thermometer der Luft auf's Höchste. Heinz war überglücklich, denn er tanzte mit Lelia, Karlchen Maier war überglücklich, denn er tanzte mit Paulinchen, die ihrerseits über den Orden auf seiner Brust überglücklich war, den übrigens Karlchen wegen des bewußten Halskragens selbst nicht sehen konnte; Willi, Robert und wie die jungen Herren alle heißen mochten, alle waren überglücklich. Ueber dem Ganzen ruhte eine Wolke von Staub und Liebe. Heinzens Augen folgten Lelia wie der Magnet dem Eisen, ihm war das Herz voll leidenschaftlichen, stürmischen Gefühls, und auch Lelia war heute vielleicht freundlicher gegen ihn als

sonst. Heute fühlte er zum ersten Mal die Abneigung gegen ihn, die er sonst in ihr vermuthete, nicht heraus. Das Leben pulsirte schneller, freudiger in ihm. Er hoffte, jene Abneigung im Keime ersticken zu können, man fand allgemein, daß er die Tänze vortrefflich anführte, und sagte ihm das; er hörte die Mädchen flüstern, wie schön er sei — er fühlte sich kaum noch auf Erden.

Jetzt führte ein Jeder seine Tänzerin zu Tische. Auch hier herrschte die munterste Stimmung. Heinz wurde durch Acclamation zum Vergnügungspräsidenten gewählt und hielt eine humoristische Tischrede. Dieselbe fand allgemeinen Beifall und er mußte mit Jedermann anstoßen. Er hielt nun eine zweite Tischrede, anknüpfend an die erste, und auch diese fand Beifall, und auch jetzt mußte er mit Jedermann anstoßen, was ihn veranlaßte, eine dritte Tischrede zu halten. Während er diese hielt, schien es ihm, daß die Decke des Zimmers ihm zurief: „Um Gotteswillen, Heinz, trink' nicht mehr!" Die Stimme kam offenbar von der Decke, obgleich sie auch die Lelia's hätte sein können. Während er die dritte Tischrede hielt, machte er die Bemerkung, daß ein dichter Nebel das Zimmer erfüllte, so daß die Kerzen auf dem Tische nur trübe schienen. Plötzlich hörte er Adelheid laut auflachen, hörte, daß einige Herren riefen: „Pfui, Heinz, pfui, was sprichst Du da," hörte neben sich irgend Jemand weinen und fühlte, daß irgend Jemand sehr kräftig an den Arm gefaßt wurde, ohne daß er hätte ermitteln können, wer dieser Jemand sei. Dieser Jemand mußte übrigens ein unleidlicher Bursche sein, denn er warf plötzlich eine Weinflasche durch's Fenster, daß die Scheiben klirrend zersprangen und die Damen alle aufschrieen und entsetzt auseinanderstoben. Er faßte Karlchen Maier an seinen ohnehin schon durch den englischen Kragen hinreichend eingezwängten Hals und nannte ihn einen Affensohn. Irgend Jemand wurde darauf von sehr kräftigen Armen gefaßt, ihm wurde eine Mütze auf den Kopf gesetzt und ein Paletot um die Schultern gelegt, während er durch einen, in Damengesellschaft höchst unschicklichen Ausdruck andeutete, daß ihm Alles einerlei sei. Dann sprachen irgendwo, weit hinten im Nebel, viele Stimmen wirr durcheinander; es waren jedenfalls Personen, die sich im Zustande großer Aufregung befanden. Darauf wurde irgend Jemand eine Treppe hinunter geführt, stieß mit dem Kopfe gegen irgend etwas und verlor das Bewußtsein.

Als Heinz am folgenden Morgen die Augen öffnete, schloß er sie sogleich wieder, denn er mußte sich vor allen Dingen mit der Fluth von Gedanken auseinandersetzen, die von allen Seiten auf ihn eindrang. Als nun die Erinnerung an den gestrigen Abend klar in ihm aufstieg, sprang er erschreckt auf. Er fühlte, daß er noch immer betrunken war, sein Kopf schmerzte heftig, der Gaumen war trocken, der Hals that ihm weh — was war das Alles gegen die Verzweiflung, die sein Herz erfüllte, gegen die Angst vor der eigenen, immer deutlicher werdenden Erinnerung. Und auch das war noch nicht das Schlimmste. Was konnte er nicht noch Alles gesagt oder gethan haben in der Zeit, von der er nichts mehr wußte! Wie war er nach Hause und in's Bett gekommen? Er konnte offenbar sich nie wieder in Gesellschaft anständiger Leute zeigen. Was würden die Kameraden dazu sagen, daß Heinz Eichenstamm, der Alles konnte, was er wollte, und nie etwas that, was er nicht wollte, sich in Damengesellschaft sinnlos betrunken hatte! Mit Lelia war nun gewiß Alles aus, das würde sie ihm nie verzeihen. Sollte Heinz sich nicht überhaupt lieber das Leben nehmen?

Aus diesen trüben Betrachtungen riß ihn zunächst Weinthal, der mit den Stiefeln hereinkam. Als er Heinz auf dem Bett sitzen sah, schob er ihn zuerst mit einer eben so geschickten als kräftigen Bewegung wieder in's Bett, deckte ihn sorgfältig zu, setzte sich dann auf den Rand des Bettes und begann also:

„Jungherrchen, Jungherrchen, was machen mein Jungherrchen für Sachen!"

Und als Heinz verlegen schwieg, fuhr er also fort:

„Jungherrchen sind rein toll gewesen. Wenn der alte Weinthal Jungherrchen sein Herr Vater wäre, würde er sagen: Junge, was sind das für Fladrusen! Antwort' kein Wort, nicht geraisonnirt, stillgeschwiegen! Marsch fort! Jungherrchen lieber, wie kann nu Jungherrchen sich so betrinken! Nu, natürlich, Jungherrchen will auch jung sein, aber Jungherrchen kann jung sein bei seine Freunde, aber doch nicht bei die jungen Damens! Jungherrchen kann gehn mit junge Damen tanzen, aber wenn Jungherrchen geht mit junge Damen tanzen, muß Jungherrchen sich nicht betrinken und kein Scandal nicht machen. Es wird doch Keiner keinen Schnaps nicht trinken gehen, wenn er das Geschirr waschen will; wie kann denn Jungherrchen sich so betrinken,

wenn er geht mit junge Damen tanzen? Hab' ich es im Kopf, geh' ich nach Hause und leg' mir in mein Bett und Niemand weiß, hab' ich was im Kopf, hab' ich nichts im Kopf. Das ist doch besser, als wenn ich dem alten Weinthal mit Fuß vor Kopf schlagen thu'!"

„Ja, Weinthal," sagte Heinz, der die Predigt so ernst nahm, wie sie gemeint war.

„Das ist doch besser," fuhr Weinthal fort, „als wenn ich schrei' und schlag' wie alter Währwolf."

„Ich war wohl sehr laut, Weinthal?"

„Ob Jungherrchen laut war! Jungherrchen war so laut wie ein Schwarzspecht. Ich sitz', wart' auf Jungherrchen und vermuthe mir nichts. Mitmal schreit Einer auf Straße und schlägt mit Stock bei Pforte. Ich, nicht faul, besinne mir noch, da kommt Annettchen hereinergelaufen, wie aus Bett gesprungen und ruft: „„Weinthal, machen Sie die Thür auf, der Jungherrchen muß krank befallen sein, Zwei halten ihm und Einer stößt noch von hinten."" Daß Gott erbarm', denk' ich, spuck' dreimal aus und laufe bei Thüre. Steht da so ein borstiger Jungherrchen und sagt: „„Bringen Sie den Jungherrn zu Bett, aber leise, daß es der Herr nicht hört,"" und drückt mir einen Zwanziger in die Hand. Daß Du die Kränke kriegst, unverschämter Bengel! denke ich, sage aber nichts, schmiß dem Ferding im Rinnstein, nehme mein Jungherrchen bei Arm und will ihm ganz sachte hereinerführen. Aber Jungherrchen giebt mir eins vor Brust, hast Du mir nicht gesehen, daß mir die Augen dunkel werden. Nu, denke ich, Jungherrchen führt eine Eichenstamm'sche Faust, aber wenn — denn, fass' Jungherrchen um den Leib und tragend trage ich ihm herauf. Jungherrchen schreit wie ein Schwein. Schrei' Du nur, denk' ich, und danke nur meinem lieben Gott, daß der gnädige Herr nicht zu Hause ist, sondern im Gute. Die Annettchen kommt und will Jungherrchen Senfteig legen auf die Waden. Jungherrchen läßt nicht, ich lasse auch nicht. Aber wie schon die Weibsleute sind! Nu, Jungherrchen," schloß Weinthal endlich seine niederschmetternde Rede, „nu hat der alte Weinthal Ihnen ordentlich seine Meinung gesagt. Nehmen Jungherrchen es nicht für ungut, aber bittend bitte ich Ihnen, sich nicht wieder zu betrinken! Mir war ein Freund, ein Kneipist in der katholischen Straße, der gar nicht saufen that, aber einmal auf einer

Hochzeit that er sich besaufen, und von da an soff er alle Tage. So, nun schlafen Jungherrchen noch etwas."

Weinthal deckte Heinz mehrmals sorgfältig zu, fuhr mit der Hand über seinen Kopf und ging dann auf den Fußspitzen aus dem Zimmer, als ob Heinz bereits schliefe. Weinthal war mit seiner Rede sehr zufrieden und besonders mit ihrem Schlusse, der nicht auf einer Thatsache, sondern auf seiner Erfindung beruhte und von dem er sich eine große Wirkung versprach. Da er in dieser Gemüthsverfassung in der Regel ein Bedürfniß nach starker Bewegung empfand, so holte er sich einen Teppich, hing ihn im Hofe über einen ausgespannten Strick und schlug mit einem Rohrstöckchen aus Leibeskräften auf ihn los.

Schlimmer war der Besuch Willi Schulzens. Zwar harrten auch die andern Freunde in Spannung des Augenblickes, wo sie an Heinz Freundespflicht erfüllen und ihm über sein gestriges Betragen die Augen öffnen könnten, aber Willi war ihnen allen zuvorgekommen und kramte mit Behagen die Neuigkeiten aus. Er begann damit, daß er versicherte, er habe nie geglaubt, es könne sich Jemand so betrinken, und speciell Heinz habe er bisher für einen Burschen gehalten, dem auch der stärkste Wein nichts anhaben könne. Er war betrübt darüber, daß er sich in dieser Voraussetzung getäuscht und daß er habe sehen müssen, wie Heinz sich nicht nur betrinken, sondern auch, was er am wenigsten geglaubt habe, sich überaus directionslos benehmen könne. Es thue ihm leid, diesen Ausdruck gebrauchen zu müssen, aber als Heinzens Freund sei er es ihm schuldig, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Oder müsse es nicht als ein directionsloses Betragen bezeichnet werden, wenn Heinz in seiner Rede ein Hoch auf seine liebe kleine Braut Lelia ausgebracht, obgleich man doch an dem bitterlichen Weinen, in das Lelia dabei ausgebrochen sei, habe ersehen können, daß Heinz indiscreter Weise und ohne Lelia's Vorwissen das Verhältniß declarirt.

„Das that ich?" rief Heinz entsetzt, „das sagte ich?"

Willi Schulze wiederholte, daß er das allerdings gethan habe, und fragte dann, ob es ferner nicht als directionslos bezeichnet werden müsse, wenn Heinz, wie er es gethan, Karlchen Maier einen Affensohn gescholten und ihn fast erwürgt habe, wenn er eine Flasche in's Fenster geworfen, wenn er Frau Maier eine dicke Biertonne genannt, wenn er Paulinchen als „still, dumm und gefräßig" bezeichnet habe. Sei

es nicht directionslos, wenn Heinz nachher auf der Straße Robert Steinheil ein Mandrill genannt und einem vorübergehenden Herrn, er, Schulze, glaube, es sei der französische Lehrer bei Balteville's gewesen, den Hut vom Kopfe geschlagen und ihn einen Saukerl geheißen!

Hätte der Freund nur die Hälfte von dem, was er vorbrachte, erzählt, so würde Heinz dadurch wahrscheinlich in dumpfe Verzweiflung gestürzt worden sein, so aber rief die Unglückskunde alle seine Energie wach. Jetzt mußte gerettet werden, was noch zu retten war. Heinz schnellte wie eine Feder aus dem Bett, erklärte Willi, zu dessen nicht geringer Verwunderung, leichthin, daß das Unglück so alle Welt groß nicht sei, lachte herzlich über die Einzelnheiten und meinte mit Zuversicht, er wolle schon Alles wieder gut machen. Heinz war mit einem Schlage ganz nüchtern und ging, sobald er sich angekleidet hatte, direct zu Frau Maier und bat sie um Verzeihung. Die gute Dame benutzte diese Gelegenheit, sich einmal recht auszuweinen, verschaffte ihrer Tochter dasselbe Vergnügen und Beide versicherten dann Heinz, daß er sie zwar gestern Abend tödtlich erschreckt habe, daß sie aber Beide trotzdem seine guten Freundinnen geblieben seien. Karlchen wollte nun gar nichts davon wissen, daß Heinz ihn um Verzeihung bat.

„Was ist denn dabei," rief er. „Köstlich! Als ob ein junger Mann sich nicht auch einmal betrinken könne! Natürlich! Du bist aber prächtig stark, Heinz, prächtig! Ich sage Dir, Heinz, Du hättest mich fast erwürgt. Es war köstlich! Natürlich!" Er versprach auch dafür zu sorgen, daß Paulinchen Heinz verzeihe und verbürgte sich für den Erfolg.

Heinz ging darauf — der Ball war an einem Sonnabende gewesen und es war Sonntag — in das „Verderben," erklärte seine Verlobungsanzeige für den Einfall eines Betrunkenen, trank eine Menge Bier und versicherte, auch nicht den mindesten Katzenjammer zu haben. Auf das Alles hin erklärten ihn die Kameraden, als er fortgegangen war, für einen doch „riesig fixen Kerl."

Zwei Cousinen.

So weit war Alles wieder in Ordnung, aber als Heinz sich nun auf den Weg zu Lelia machte, wollte ihn der Muth verlassen. Er mochte noch so sehr sich einzureden versuchen, daß Lelia eigentlich gar nicht das Recht habe, ihm ernstlich zu zürnen, daß er ja, wenn er sie um Verzeihung bitte, überreichlich Alles gethan, um den dummen Streich gut zu machen; er mochte sich noch so große Mühe geben, sich schon im Voraus in Zorn über sie zu bringen — sein Gewissen zerriß alle diese Sophismen wie Spinnengewebe. Als er vor dem Rechberg'schen Hause stand, konnte er sich lange nicht entschließen hineinzugehen, und während er die Straße auf und ab ging, bemühte er sich, sich ein Bild von dem Empfange zu machen, den er finden würde. Wird sie weinen? Das wäre das Beste, dann war er sicher, darüber in Zorn zu gerathen und sein Selbstvertrauen wieder zu erhalten. Wird sie ihn tüchtig schelten? Das wäre das Allerbeste, aber sie müßte nicht Lelia sein, wenn sie das thäte. Er hatte sie noch nie schelten gehört, der bloße Gedanke daran war komisch, unsinnig. Nein, sie wird ihn in ihrer sanften Weise freundlich empfangen, sie wird sagen: „Du hast mir sehr wehe gethan," und das ist schlimm, das ist vernichtend, denn darüber kann man sich weder ärgern, noch kann man darüber lachen. So ein leidiges „Du hast mir sehr wehe gethan," vergißt sich nicht wieder, weder für den, dem wehe gethan worden ist, noch für den, der wehe gethan hat.

Endlich ging Heinz doch in's Haus und zog die Glocke. Lelia öffnete ihm die Thür. Als sie ihn sah, wandte sie sich, ohne ein Wort zu sagen und ohne seinen Gruß zu erwidern, um und ging fort. Was war das? War das Lelia? Heinz folgte ihr in das erste Zimmer, aber sie hatte es bereits verlassen und er fand nur den alten Großvater. Heinz blieb verlegen stehen, der alte Mann kam auf ihn zu, reichte ihm die Hand und drückte sie nach alter, herzlicher Weise.

„Du hast sehr Unrecht gethan, Heinz," sagte er.

„Ja," preßte Heinz mechanisch zwischen den Zähnen hervor. Er dachte daran, daß er Lelia gar nicht für fähig gehalten hatte, so energisch gegen ihn aufzutreten, und konnte sich gar nicht in seine Lage hineinfinden.

„Komm, lieber Heinz," sagte der Großvater, „setze Dich her zu mir," und als sie am Fenster Platz genommen hatten, fuhr er fort: „Nochmals, Du hast sehr Unrecht gethan, Heinz, aber nicht davon will ich zu Dir sprechen. Auch der sicherste Locker verfliegt sich einmal, das weiß ich; aber es will mir überhaupt scheinen, als ob Du nicht in der richtigen Flugbahn bist, denn Du bist ein Werfer und keine Spucht, ein Weißschwanz und keine Jacke. Nicht daß Du im Schwarme fliegst, werfe ich Dir vor, gewiß nicht; aber es fragt sich, ob Du im rechten bist, unter Deinesgleichen. Ich bin ein alter, schlichter Mann, Heinz, und verstehe von den Menschen und ihrem Gebahren nicht allzuviel, aber das weiß ich, daß Moskowiter und Mövchen, oder gar Spuchte, kein Schwarm sind für einen Tummler. Ich weiß die Mövchen zu schätzen, sie fliegen leicht, schnell und hoch, aber wenn ein rechter Tummler mit ihnen fliegt, so ist es ein gefährlich Ding, Heinz. Ich hatte, während Du auf dem Lande warst, einen zöpficht-rauchfußichten Mohrenkopf, der war der beste Werfer im Schlage. Einst hatte er sich verflogen und stieß zum Schwarme, als die Mövchen draußen waren und stiegen. Mir war schon nicht ganz wohl dabei, da kommt er plötzlich in's Werfen, schlägt ein Dutzend Mal um, verliert die Balance und liegt mit zerschmettertem Kopf in der Dachrinne. Verstehst Du, wo das Alles hinaus will, Heinz?"

„Ich glaube wohl. Wenn ich Dich recht verstehe, so meinst Du, ich sei zu schwerfällig, um den leichten Flug lockerer Gesellen mitzumachen."

„Nicht zu schwerfällig, Heinz, Du bist nur zu verschieden von ihnen. Glaube ja nicht, daß ich Dich für eine Schleier- oder eine Pfauentaube halte, die nur zum Schmucke da ist, im Gegentheil, die Tummler sind in meinen Augen die Blüthe des Taubenhauses."

„Nun gut, Du meinst also, daß ich in Gesellschaft gerathen bin, die nicht für mich paßt?"

„Ganz richtig, Heinz, die nicht für Dich paßt. Es würden auch

nicht alle Tummler für Dich passen. Es muß Einem den Kopf verdrehen, wenn man der einzige zöpfichte Rauchfuß unter lauter glattfüßigen Rundköpfen ist. Meinst Du nicht, Heinz?"

„Du willst damit sagen, daß ich meinen Gesellen geistig überlegen bin, und fürchtest, das könnte mich anmaßend machen!"

„Gewiß, Heinz, das meine ich gerade. Ich dachte mir schon, daß Du mich verstehen würdest. Ja, ja, Du weißt einen Spiegelschwanz von einem Weißschwanz zu unterscheiden, auch wenn er zugestutzt ist. Du verstehst Dich darauf, Du zählst die Federn und weißt, woran Du bist. Du verstehst was von der Taubenzucht."

„Du magst Recht haben, Großvater, aber wie soll ich das ändern? Man kann sich seinen Umgang nicht so bestellen."

„Hm, nein, bestellen kann man ihn sich vielleicht nicht, aber doch ihn sich wählen. Ich finde die Worte nicht für das, was ich sagen will, aber ich meine, Du hast mich doch recht verstanden. Es taugt zu nichts, Heinz, es so zu machen, es muß Einem den Kopf verdrehen. Kein Vogelfreund wird doch den jungen Fink, der etwas Rechtes lernen soll, neben einen alten hängen, der das „„Cupia"" nicht ausschlägt oder sonst einen groben Fehler hat. Man wird ihn doch gern nur die besten Sänger hören lassen! Nun, ich meine, der Mensch soll, so lange er jung ist, es mit sich selbst machen, wie er es mit dem jungen Fink machen würde."

„Großvater, ist Lelia sehr böse auf mich?"

„Ja, ich weiß nicht, was Du Alles gethan haben magst; ich mochte sie nicht darnach fragen, es schien ihr wehe zu thun, aber Du hast sie bis in's innerste Herz gekränkt. Ich hörte sie die ganze Nacht weinen. Als ich es gegen Morgen nicht länger im Bett aushielt und zu ihr ging, sagte sie mir unter Schluchzen:

„Ach, Großvater, hättest Du nur gesehen, wie schrecklich er aussah! Ganz wie damals als Kind, als er mir den kleinen Hahn umbrachte, nur noch schrecklicher!"

„Großvater," sagte Heinz, „ich kam her, um sie um Verzeihung zu bitten, aber ich fürchte, ich kam umsonst."

„Wir wollen sehen, Heinz, wir wollen sehen; Lelia ist ja sonst nicht nachtragend. Komm, wir wollen sie aufsuchen."

Sie gingen durch das ganze Haus und suchten im Hof und im Garten, aber Lelia war nirgends zu finden. Sie sahen im Vorhause nach ihrem Pelze — er war nicht da; sie war in aller Stille ausgegangen.

In verzweifelter Stimmung verließ Heinz das Haus. Also so roh war sein Betragen gewesen, so verletzend, daß selbst dieses sanfte Mädchen sich seiner durch Kälte erwehren zu müssen glaubte, ihn floh wie ein wildes Thier! Bis in's Innerste zerknirscht und niedergeschlagen ging er seines Weges, da begegnete er, als er um eine Straßenecke bog, plötzlich Lelia. Seiner ersten Empfindung folgend, vertrat er ihr den Weg; sie schrak zurück und bog ihm aus. Seine Reue, seine Zerknirschtheit wich sogleich heftiger Wuth. Er faßte sie so fest am Arm, daß sie zusammenfuhr, sah sie mit zornfunkelnden Augen an und fragte mit bebender Stimme:

„Warum grüßest Du mich nicht wieder? Wie wagst Du es, mich nicht wieder zu grüßen? Soll ich Dich Höflichkeit lehren?"

Heinz fühlte selbst, wie toll und unsinnig das war, was er sagte und that, aber wilde Leidenschaft hatte ihm alle Besinnung geraubt. Lelia ließ sich widerstandslos festhalten, ihr ganzes Sein war aufgegangen in tödtliche Angst vor dem Jugendgespielen. Sie erwartete in jedem Augenblicke, von ihm zu Boden geschlagen zu werden. Vielleicht wäre das auch geschehen, wenn sie ihm widersprochen oder wenn sie versucht hätte, sich loszumachen. So aber starrte er die Wehrlose eine Weile an, ließ dann ihren Arm los, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und stürzte wie benommen seiner Wohnung zu, während vor seinen Augen tausend Funken stoben und grüne, rothe und gelbe Lichter spielten.

Erst als er zu Hause angekommen, in ein wildes, krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen war, kam er wieder zur Besinnung. Dazu kam Weinthal und meldete, daß der Vater zurückgekehrt sei und Heinz rufen lasse; da galt es, ihm das gewohnte Gesicht zu zeigen.

Der Vater beauftragte den Sohn, zu Frau Irene zu gehen und sie um Auskunft über eine arme Frau zu bitten, die vom Frauenverein aus unterstützt wurde. Als Heinz in der Tante Haus trat, öffnete ihm Adelheid die Thür. Sie zog ihn sogleich, leise lachend, in eine Ecke des Vorhauses und sagte flüsternd:

„Das war ein köstlicher Abend, Heinz! Ich versichere Dich, daß ich seit langer Zeit nicht so herzlich gelacht habe. Ich werde nach einiger Zeit Schlittschuhe laufen, dann schließe Dich mir an. Wir können dann freier mit einander sprechen als in Tantens Gegenwart. Noch Eins, Heinz: Du bist ein Prachtbursche!"

Die ist von anderem Schlage als Lelia, dachte Heinz, als Adelheid davonhuschte. Er unterhielt sich eine Weile mit der Tante und ging dann. Draußen erwartete ihn Adelheid.

„Ich muß erst noch nach Hause," sagte er.

„Natürlich," meinte sie, „Du wirst Deine Schlittschuhe holen. Ich werde Dich begleiten."

Sie gingen nun Beide.

Adelheid lachte plötzlich laut auf. „Verzeih'," rief sie, „aber wenn ich an das Gesicht denke, das die alte Maier machte, als Du ihr Karlchen einen Affensohn nanntest und den dicken Jungen würgtest, daß ihm der Kopf roth anlief, wie einem zornigen Puter, so muß ich lachen. In meinem letzten Stündchen, wenn mir der Tod schon auf der Brust kniete, müßte ich lachen, wenn ich an die Scene denke. Ich habe mich recht darüber gefreut, wie kräftig Du bist. Ich sage Dir, Heinz, die Flasche flog durch die Scheiben wie eine Kanonenkugel. Du mußt durchaus Soldat werden, Heinz, Küraſſier! Du hättest nur die erschrockenen Gesichter der Leute sehen sollen. Sie sind doch ein wenig knotig, nicht wahr, Heinz?"

Heinz lachte. Ihre Darstellung der Ereignisse that seiner Eitelkeit ungemein wohl. Er sah ihr in's Gesicht, sie war doch ein sehr schönes Mädchen, und auch ihre Augen erschienen ihm heute weniger unstät; sie hingen mit einem forschenden Ausdruck an den seinen.

Adelheid fuhr fort: „Seid ihr wirklich verlobt, Heinz?"

Heinz glaubte zu fühlen, daß ihr Arm in dem seinen zitterte, als sie so fragte, vielleicht irrte er sich aber auch.

„Nein, gewiß nicht."

„Auf's Wort, Heinz?"

„Auf's Wort, es war nur ein toller Einfall von mir."

„Aber warum weinte denn die Närrin, die Lelia, so bitterlich?"

„Nun, Adelheid, Freude konnte ihr ein so roher Scherz doch nicht machen."

„Ach was, was lag denn daran. Scherz ist Scherz und Lelia nicht von Marzipan. Sage, findest Du sie nicht entsetzlich weichlich? Kommen Dir die Rechbergs nicht überhaupt etwas knotig vor?"

„Lelia ist unsere Cousine, Adelheid."

„Ja, ja, aber findest Du, daß sie eine ganze, echte Eichenstamm ist?"

„Nein, das nicht; aber es ist doch nicht Jedermann, der kein Eichenstamm ist, ein Knot?"

„Nun, natürlich, nur mehr oder weniger; aber mir kommen diese Rechbergs so saft- und kraftlos vor, so ohne alles Mark."

Im Sprachgebrauche der Familie Eichenstamm hatte das Wort „Knot" eine ungemein mannigfache Bedeutung. Die Handwerker sind Knoten, gesellschaftlich ungebildete Menschen sind Knoten, schlechte Menschen sind Knoten. Knoten heißen Leute von dunkler Herkunft, sehr gutmüthige oder sehr vergnügungslustige Leute. Kaufleute sind immer Knoten, ebenso Ausländer; in den Augen der meisten Eichenstamms auch Officiere.

Heinz nahm Lelia in Schutz, Adelheid griff sie heftig an. Güte, sagte sie, habe doch nur dann einen Werth, wenn sie mehr als Instinkt sei; Liebe könne doch nur geschätzt werden, wenn sie fest und unerschütterlich an einem Gegenstande hafte.

Heinz ging nun zum Vater, entledigte sich seines Auftrages, holte seine Schlittschuhe und ging dann mit Adelheid der Schlittschuhbahn zu.

Das Wetter war herrlich geworden, die Sonne blitzte und funkelte im Eise, es fror stark und die Bahn war gedrängt voll von geputzten, fröhlichen Menschen. Als Heinz nun mit Adelheid Arm in Arm über das glatte Eis dahinflog, gaben sie ein schönes Paar ab. Sie liefen Beide gleich gewandt und waren Beide schöne Menschen, von schlankem, hohem Wuchse. Die Leute auf der Bahn bogen ihnen aus, hielten im Laufen inne und schauten ihnen nach; die Zuschauer folgten ihnen mit den Augen. Die Beiden bemerkten das wohl. Zum ersten Male empfand Heinz eine Art Wohlwollen gegen Adelheid; seine Eitelkeit war ihr dankbar für den bereiteten Triumph.

„Wir passen gut zu einander," sagte er.

„Das will ich meinen," rief sie fröhlich und drückte seinen Arm.

Sie liefen eine Weile auf der Bahn hin und her, dann sagte Heinz:

„Komm, wir wollen die Bahn verlassen und stromab laufen."

Er ließ ihren Arm fahren und ergriff ihre Hand; pfeilschnell, wie auf Adlers Flügeln, flogen sie nun dahin über das Eis in weiten Schleifen und Bogen, vom linken Ufer zum rechten, vom rechten zum linken, die weite Fläche durchschneidend. Es kam eine tolle Lust über die Beiden. Bald hatten sie alle die andern Läufer weit hinter sich gelassen, flogen allein den Fluß hinab über das schwarze Eis. Adelheid riß sich los und floh vor Heinz, er folgte ihr behend; er hatte seine Lust an ihrem Laufen. Pfeilschnell flog sie auf die offenen Stellen zu, um dann lachend an ihnen vorüberzugleiten.

„Adelheid, Du bist zu kühn," rief ihr Heinz zu.

„Fall' ich hinein, so wirst Du mich schon herausziehen," tönte es zurück.

Jetzt hat er sie eingeholt, faßt sie mit kräftigem Arm, während sie, vom heftigen Anlauf getrieben, noch neben einander dahinfliegen; sie sträubt sich und will entkommen, er preßt sie an sich und küßt sie. Sie läßt es geschehen und küßt ihn wieder.

„Du bist ein Teufelsmädchen," sagte Heinz.

„Ich bin eine Eichenstamm," erwiderte Adelheid, „eine echte, rechte Eichenstamm, so wie Du ein echter, rechter, grober, abscheulicher, zarter, herziger Eichenstamm bist."

Sie laufen nun langsam zurück, Arm in Arm.

Adelheid gleitet öfters aus, denn sie sieht nicht auf den Weg, sondern sieht Heinz in's Gesicht. „Sieh doch auf das Eis," herrscht er ihr zu und sie ist glücklich darüber. So will sie es haben: rauh, schroff muß er sein, der Jüngling, den sie liebt, kein süßlicher Geck, kein gutmüthiger, sich plebejisch in seiner Haut wohl fühlender Alltagsmensch.

Vor Heinz und Adelheid läuft bald auch ein anderes Paar. Als sie ihm näher kommen, erkennen sie Horace und seinen Lehrer. Die Beiden laufen schlecht, häßlich und Heinz und Adelheid machen ihre Glossen über sie. Heinz erzählt, daß er in voriger Nacht ohne sein Wissen und Wollen Monsieur Bertrand den Hut vom Kopfe geschlagen habe, und sie ist darüber entzückt. Da sehen sie, daß die Beiden

gerade auf eine offene Stelle zulaufen. Sie laufen zu schlecht, als daß man voraussetzen könnte, es handle sich um ein Stück jugendlicher Wageluft; sie sehen offenbar das schwärzliche Wasser nicht vor dem schwärzlichen Eise. Heinz und Adelheid verdoppeln die Geschwindigkeit ihres Laufes, pfeilschnell fliegen sie dahin. „Achtung! Wasser!“ schreit Heinz so laut er kann. Die Beiden verstehen die Worte nicht, aber der Knabe wendet sich nach dem Rufer um, fällt und gleitet nur noch auf dem Eise hin, der Lehrer stürzt in vollem Schwunge in's Wasser, das hoch aufspritzt und gegen den Rand des Eises wallt. Noch einmal spritzt es auf, einen gellenden Angstschrei ausstoßend ist auch Horace hineingeglitten. Aber er geht nicht unter das Eis wie der Franzose, er taucht wieder auf, dicht am Rande des Eises, und Heinz, der tief nach vorn gebeugt in pfeilschnellem Anlauf an ihm vorüberschießt, hat ihn gefaßt und reißt ihn mit so gewaltigem Schwunge mit sich auf's Eis, daß sie Beide niederstürzen.

Heinz sprang rasch wieder auf, Horace blieb ohnmächtig liegen.

„Du mußt schnell zur Stadt, Heinz,“ ruft Adelheid, „rasch! Ich bleibe hier.“

„Das geht nicht, er erfriert, wenn ich ihn hier lasse. Hilf mir ihn auf die Schultern heben, vielleicht reichen meine Kräfte.“

Die Beiden greifen zu und es wird ihnen nicht schwer, den leichten Knaben auf Heinzens Schultern zu laden, der die Arme Horacens um seinen Hals schlingt. So eilen sie der Stadt zu. Heinzens Brust keucht, all' seine Pulse schlagen wie im Fieber, die Kraft der jungen, starken Glieder will ihm versagen, und doch ist er glücklich bis in's innerste Herz. Ein günstiges Geschick hat ihm die Möglichkeit gegeben, gut zu machen, was er gestern verschuldet hat; er fühlt sich glücklich, daß er durch Rettung eines Menschenlebens das Leid sühnen kann, das er Lelia zugefügt hat. Jetzt, da er nicht weiter kann, da er einhalten muß, hat er andere Schlittschuhläufer erreicht. Sie drängen sich herbei, sie nehmen ihm seine Last ab. Mitleidig tragen die Einen den nassen, ohnmächtigen Knaben auf ihren Armen, neugierig folgt der Haufe der Andern, wieder Andere laufen den Fluß hinab, der Stelle zu, wo der Franzose ertrunken ist. An der Schlittschuhbahn angelangt, hört Heinz die Musik plötzlich verstummen, fühlt, wie man ihn, der selbst einer Ohnmacht

nahe ist, in einen warmen Pelz hüllt und ihn, den Schwankenden, von allen Seiten stützt.

Aber nur für einen Augenblick überkam ihn die Schwäche. Er macht sich los und eilt denen nach, die Horace an's Ufer bringen. Dort hilft er ihn in einen Schlitten setzen und nimmt neben ihm Platz. Er treibt den Kutscher an, rasch zu fahren; er will noch vor der Schreckenskunde bei Frau von Balteville eintreffen. Diese, die am Fenster sitzt, ihn vorfahren sieht und Horace todt glaubt, stürzt laut aufschreiend die Treppe hinab.

„O Gott, barmherziger Gott, erbarme Dich mein!" ruft sie in deutscher Sprache und umfaßt ihren Sohn, reißt ihn aus dem Schlitten, trägt ihn auf den Armen die Treppe hinauf, Heinz und den Dienern wehrend, die ihr die Last abnehmen wollen. Heinz versichert ihr, daß Horace lebe, daß er nur ohnmächtig sei, daß er nicht todt sein könne, da er nur einen Augenblick im Wasser gelegen habe; sie glaubt ihm nicht, sie hält seine Worte für leeren Trost, um die Mutter auf das Entsetzliche vorzubereiten. Während sie dem Sohne die nassen, eisigen Kleider vom Leibe reißt, jammert sie verzweifelt: „O Gott, o Gott! auch das noch! Auch das letzte Glück noch zerstört!" Ihr lautes Wehklagen tönt durch das ganze Haus, entsetzt umsteht das Gesinde die Herrin und ihren Sohn. Heinz ist der Einzige, der sich den Kopf frei erhält. Er schickt einen Diener zum Hausarzt, den andern nach seinem Vater; der Koch bringt warme Decken herbei, in die man Horace hüllt. Nach wenig Augenblicken ist der Doctor Eichenstamm da, Adelheid hat ihn herbeigerufen.

Des Doctors geübter Blick erkennt sogleich, daß er es mit einem Lebenden zu thun hat, und Weinen und Jammern ist ihm ein Gräuel.

„Frau Balteville," sagt er, indem er die Dame fest an die Schulter faßt, „seien Sie keine Thörin, der Junge lebt und ist in einer Stunde so frisch wie vorher."

Die rauhe Art des Doctors, seine zuversichtliche Sprache bringen Frau von Balteville bald wieder zur Besinnung.

„Gewiß, Doctor? Gewiß?" fragt sie angsterfüllt, und als er antwortet: „Ja, wahr und wahrhaftig," drückt sie ihm so dankbar die Hand, als wäre er nicht jener entsetzliche Doctor Eichenstamm, dessen beißende Sarkasmen sie in der Gesellschaft noch lächerlicher hingestellt,

als sie in Wirklichkeit war, als wäre er nicht der Mann, der ihr beharrlich das „von" vor ihrem Namen verweigert.

Der Doctor erläßt nun seine Anordnungen, oder besser seine Befehle, und verläßt dann, als Horace nach einigen Augenblicken die Augen aufschlägt, rasch das Zimmer. Heinz, dessen Herz voll Mitleid für die Mutter ist, folgt ihm in's Vorzimmer und fragt, ob er nicht noch etwas verschreiben wolle. Der Doctor, der sich von Heinz den Hergang der Sache erklären läßt, erwidert verächtlich lächelnd:

„Laßt ihn warme Milch trinken; besorgt ihm womöglich eine Amme. Was das für ein Lappen von Junge ist, der in eine stundenlange Ohnmacht fällt, weil ihm etwas kaltes Wasser hinter die Kleider gelaufen ist. Pfui über ihn und die ganze alberne Sippschaft!"

Als der Doctor so spricht und dann kaltblütig davongeht, da fühlt Heinz, wie sich in ihm das innerste Herz empört gegen den Vater, der in solcher Stunde so urtheilen, so reden kann!

Drinnen ist nun lauter Jubel. Frau von Balteville, die wieder ganz Amanda ist, lacht und weint in einem Athem und erstickt den Sohn fast mit Umarmungen und Küssen, aber Horace ist außer sich.

„Wo ist Monsieur Bertrand," ruft er verzweifelt.

Alle blicken fragend auf Heinz.

„Ich hoffe, er wird sich gerettet haben," erwidert dieser.

« O, mon Dieu, mon Dieu, il est mort! O, je le vois bien, vous ne voulez-pas me le dire, mais il est mort, » ruft jammernd Horace, und nur mit Mühe wird er im Bett erhalten.

Da geht die Thür auf und Madeleine stürzt herein. Sie ist nicht zu Hause gewesen, ist mit der Französin spazieren gegangen, hat auf der Straße von dem Unglücke gehört, hat auch gehört, daß Heinz den Bruder gerettet hat. Sie eilt zuerst an des Bruders Bett, dann umarmt sie Heinz und küßt ihn mehrmals auf den Mund. « Merci, merci, o, mille fois merci! » ruft sie. Ihr rasches Verfahren bringt die Mutter schneller zur Besinnung als alles Andere. Amanda verschwindet und Frau von Balteville tritt auf und wieder in ihr Recht. « Mais, Madeleine, que vous êtes folle! » ruft sie, dann tritt sie auf Heinz zu und bedankt sich in solenner, fleißig mit schlechtem Französisch durchmischter Rede, wodurch sie bewirkt, daß Heinz im Geiste seinem Vater Recht giebt und ihn innerlich um Verzeihung bittet.

Frau von Balteville ersucht ihn, das auffallende Benehmen Madeleinens mit ihrer Jugend und dem gehabten Schreck, der ihr die Besinnung geraubt habe, zu entschuldigen, versichert Heinz ihrer großen Dankbarkeit und verheißt Horacens persönlichen Dank für die allernächste Zukunft. Sie drückt die Hoffnung aus, Heinz künftig öfters in ihrem Hause zu sehen und versichert ihn, daß er es dann nicht so „derangirt" finden soll. Als sie geendet, ist sie Heinz gründlich zuwider, und daran vermögen auch Madeleinens hübsche braune Augen, die voll Thränen stehen, und ihr nochmaliges: « Mille fois merci » nichts zu ändern. Er verabschiedet sich kurz und geht.

Unten fand er Adelheid, welche die ganze Zeit über in der strengen Kälte auf ihn gewartet hatte. Sie zitterte am ganzen Leibe vor Frost, als sie neben ihm herschritt. „Geh' nach Hause, Adelheid, Du wirst Dich erkälten," sagte er.

„Ach, pah, was liegt daran," erwiderte sie; „das war ein amüsanter Tag, Heinz!"

„Ja," sagte er zerstreut.

„Aber wie die Alte schrie! Man konnte es auf der Straße hören. Pfui, wie knotig!"

„Sie hielt ihn für todt, Adelheid."

„Wenn auch, wie kann man schreien. Ich könnte das größte Herzeleid haben, meine Eltern könnten sterben, Du könntest sterben, ich weiß, daß ich vor den dummen Leuten auch nicht eine Thräne vergießen würde."

„Es sind nicht alle Leute von so harter Art wie wir."

„Leider, Heinz, leider; aber es ist prächtig, daß wir so sind. Es ist mir völlig unbegreiflich, wie man so wenig Stolz haben kann, Fremde seinen innern Schmerz sehen zu lassen. Ich lache gerade dann und zeige mich recht albern."

Ehe die Beiden schellten, bat Adelheid Heinz noch um einen Kuß. Er gab ihn ihr und sie war so glücklich darüber, wie ein Pudel, den sein gestrenger Herr streichelt.

Heinz blieb den Abend über bei dem Onkel Friedrich, und das Benehmen der Frau von Balteville wurde von diesem und seiner Frau eben so scharf angegriffen, wie von Adelheid. Darin waren die Eichenstamms sich alle gleich, sie mochten jung oder alt sein. Sie konnten

viel leisten, verlangten aber auch von Jedem dasselbe. Daß es Leute in der Welt gab, die weniger kräftig construirt und mit weniger gesunden, derben Nerven begabt waren als sie, hielten sie nicht für möglich. Frau von Balteville war ihnen nach allen Seiten hin verhaßt, wegen ihrer niedrigen Herkunft, wegen des, ihrer Meinung nach, angemaßten Adels und wegen ihrer Narrheit.

„Du darfst Dich mit dieser Familie in keiner Weise einlassen," sagte Frau Irene in ihrer kategorischen Art. „Daß der Junge sich bei Dir bedankt, wird sich nicht ändern lassen, aber sonst laß es zu keiner Freundschaft kommen. Diese Leute sind Knoten; wer Pech angreift, besudelt sich."

Zu Hause wurde Heinz von Weinthal mit dem ganz unmotivirten Ausruf empfangen: „Hat mein Jungherrchen wieder einmal einen Racker aus dem Wasser gezogen." Ihm wurde überhaupt vom ganzen Dienstpersonale reiches Lob zu Theil. Sie waren Alle so stolz auf ihn, als gehörte es zu seinen täglichen Lebensgewohnheiten, Menschen zu retten.

Als Heinz vor dem Einschlafen noch einmal die Erlebnisse dieses Tages an seiner Seele vorüberziehen ließ, da gedachte er freudig des unverdienten Glückes, das ihm der Tag gebracht; da dachte er mit Liebe des bleichen, schwächlichen Knaben, dem er das Leben wiedergegeben, und beschloß, ihm ein rechter Freund zu sein. Er fühlte sich hingezogen zu dem lieblichen Mädchen, das ihm so rücksichtslos seinen Dank gezollt, und mit Genugthuung freute er sich, die hochfahrende Adelheid so gebändigt zu haben. Und doch fühlte er im innersten Herzen, daß er das Alles, Horacens Lebensrettung, Madeleinens Kuß und Adelheids Liebe, freudig hingegeben hätte um ein einziges freundliches Wort aus Lelia's Munde!

Ein einseitiges Brautpaar.

Am folgenden Tage kam Horace zu Heinz, um ihm zu danken. Als er von Monsieur Bertrand sprach, flossen seine Thränen reichlich. „Sie werden mich für weibisch halten, Eichenstamm," sagte er, „aber Sie würden meinen Schmerz verstehen, Sie würden ihn theilen, wenn Sie den Verstorbenen gekannt hätten. Ach! er war so edel, so gentil! Wenn mich etwas trösten kann, so ist es nur die Aussicht, durch dieses unsägliche Unglück Ihnen näher getreten zu sein. O, ich bitte Sie, schenken Sie mir Ihre Freundschaft. Sie werden es mir nicht wie eine Schmeichelei auslegen, wenn ich Sie versichere, daß ich Sie jetzt schon liebe. Sie sind so stark und so selbstbewußt, ich glaube, Sie wüßten sich in jeder Lage zu helfen."

„Lieber Horace," sagte Heinz und drückte ihm die Hand, „es soll mich freuen, wenn wir rechte Freunde würden."

„Sie sind sehr gütig. Ich muß Ihnen auch in meiner Schwester Namen nochmals danken. Mama sagte mir, daß Madeleine Ihnen gegenüber sehr unbesonnen gehandelt habe, ich hoffe, Sie nehmen ihr das nicht übel. Sie ist sehr lebhaften Temperamentes."

Heinz, der durchaus nicht wußte, was er zu dieser seltsamen Entschuldigung sagen sollte, brach das Gespräch ab, indem er nach Diesem und Jenem fragte, nahm sich aber, als Horace aufbrach, vor, denselben nach Kräften zu protegiren. Einsam, wie er sich fühlte, mußte er sich einer Freundschaft freuen, in welcher er der Mittheilende war, und in nicht allzulanger Zeit waren die Beiden unzertrennliche Genossen.

Frau von Balteville schien damit freilich sehr unzufrieden. Sie wünschte sehnlich, daß ihr Sohn womöglich ausschließlich mit jungen Edelleuten verkehre, und mußte nun ansehen, daß er durch Heinz in dessen bürgerlichen Kreis gezogen wurde. Indessen ließ sich das bei der großen Liebe, die Horace für Heinz gefaßt hatte, nicht gut ändern,

und Amanda tröstete sich mit dem Gedanken, daß diese Freundschaft doch bald ein Ende haben werde, da Heinz auf die Petersburger Universität, Horace aber nach Heidelberg sollte, weil die Nachbarn ihr erzählt hatten, daß diese die vornehmste Universität sei, und weil mehrere Majoratsherren der Gegend ihre Söhne eben dort sich austoben ließen. Verächtlich lächelte der Doctor über diesen Beschluß und ließ Horace durchaus entgelten, daß er seiner Mutter Sohn war.

„Du solltest Dich mit der französischen Schauspieler-Bande nicht so viel einlassen," sagte er in seiner schroffen Weise zum Sohn und ließ, als dieser ihm darauf heftig antwortete, die Sache fallen. Mit Madeleine kam Heinz im Baltevilleschen Hause fast gar nicht zusammen, und wenn es sich bei Tische dennoch so machte, so blickte dieselbe kaum von ihrem Teller auf, und betheiligte sich fast gar nicht an der Unterhaltung, in der Frau Amanda in der Regel Alles aufbot, sich in Heinzens Augen unendlich lächerlich zu machen. Da er nun noch dazu bald durch seinen Freund erfuhr, daß Madeleine in seiner Gegenwart schwieg, weil es ihr befohlen war, so hätte er sich zweifellos auf's Heftigste in sie verliebt, wenn ihn seine Neigung zu Lelia nicht davor bewahrt hätte. Diese schien nun freilich völlig hoffnungslos, denn er fühlte nur zu deutlich, daß Lelia in ihm nur den Vetter und ehemaligen Spielkameraden liebte, und sein wachsender Hochmuth machte ihm jedes Entgegenkommen seinerseits unmöglich. Da half er sich denn mit seiner Doppelnatur. Er versetzte sich mit ihr in jene phantastische Welt, in der er, wenn er allein war, lebte, und während er auch seinerseits jedes Zusammensein mit der wirklichen, lebenden Lelia mied, war die Lelia seiner Phantasie seine stete Gesellschafterin, der Mittelpunkt seines Daseins. Wunderlich war sein Verhältniß zu Adelheid, seiner Gefährtin im wirklichen Leben. Es war eigentlich kein Liebesverhältniß, obgleich das frühreife, leidenschaftliche Mädchen es als ein solches empfand, und die nahe Blutsverwandtschaft machte es ihnen möglich, sich über die Tragweite desselben zu täuschen.

Sie war ihm so ganz ergeben, daß sie in der Lebhaftigkeit und dem Feuer ihres Gefühles es wie eine selbstverständliche, nicht weiter zu erörternde Sache ansah, daß aus ihnen einmal ein Paar werden müsse, und sie, die übermüthige, trotzige Adelheid fand einen unwiderstehlichen Reiz darin, ihm gegenüber allen und jeden Eigenwillen

aufzugeben und sich vor ihm zu beugen wie eine Sclavin vor ihrem Herrn. Er seinerseits hätte nicht so jung und nicht ein so hochmüthiger Bursche sein müssen, wie er es war, wenn dieses Verhältniß nicht einen großen Zauber auf ihn hätte ausüben sollen.

„Heinz," flüsterte ihm Adelheid eines Tages zu, während sie am Schachbrett saßen und Frau Irene mit einer Stickerei am Fenster beschäftigt war, „morgen!"

Heinz nickte mit dem Kopfe. „Schach dem König," sagte er laut.

Der folgende Tag war ein Sonntag, das Wetter wundervoll, einer jener wenigen schönen Tage, an denen der Mai sich uns im Festgewande zeigt. Die Alleen am Flusse prangten im frischesten Grün, vom Schloßgarten her wehete der balsamische Duft eben erst erblühten Flieders, und die warme Sonne spiegelte sich breit und voll im dunkeln Wasser, während der Lerchen Lieder in reichem Chore hoch aus der Luft herabklangen auf die verjüngte Erde, zugleich mit dem Glockenklange, der zur Kirche rief.

Heinz saß wohl schon seit einer halben Stunde im Boot und ließ die Sonntagsfrühe in ihrer ganzen Herrlichkeit Einzug halten in seine Seele, athmete in langsamen Zügen die balsamische Luft ein und lauschte den Lerchen, bis er die einzelnen Stimmen im Chore unterschied, und mit ihnen jubelte über die sonnedurchglühte, wonneerfüllte, singende, plätschernde Gotteswelt. Dann kam Adelheid und setzte sich an das Steuer, während Heinz langsam stromaufwärts ruderte. Beide sprachen kein Wort, nur die Lerchen, die Glocken und das leise Plätschern des Wassers unterbrachen die Stille. Adelheid hatte eigentlich wenig Sinn für die Natur, aber sie liebte Heinz, und ein Mädchen, das liebt, versteht Alles, was der Geliebte versteht. Dieselben Lerchen und Glocken, dasselbe Plätschern des Wassers, das sie sonst nicht beachtet hätte, stimmten sie jetzt, da sie in Heinzens Herzen wiederklangen, ernst und feierlich, und hielten ihren unruhigen Sinn fest in wonnigem Verständnisse.

Leise rauscht das Schilf an der Mündung des kleinen Flusses, weiße Wasserlilien leuchten rings umher, und sanft stößt der Bug des Bootes an die sammetgrüne Wiese. „Komm," sagt er, als er ihr aus dem Boote hilft, und sagt es so leise, als könnte sein Wort die Lerchen erschrecken, die hoch über ihnen im blauen Aether schweben,

daß sie plötzlich verstummen. Hand in Hand gehen die Beiden nun über die grüne Wiese, auf der einzelne Eichen den Vögeln des Waldes Herberge gaben. Die Natur liegt anbetend auf den Knieen, sie feiert den Maien-Sonntag.

Dort, wo sich die Wiese ein wenig hebt, steht eine besonders prächtige Eiche, unter ihr lagern sich die Beiden.

„Fühlst Du Gott?" fragt Heinz, indem er laut denkt.

Adelheid fühlt nicht den Schöpfer des Weltalls, aber sie hält Heinzens Hand in ihrer Hand, und ist in ihrer Weise so glücklich, als er.

Das halblaute Wort hat ihn aufgeschreckt aus seiner süßen Betäubung, und er wiederholt es jetzt mit Bewußtsein.

„Fühlst Du Gott?" fragte er nochmals.

Adelheid zögerte ein wenig mit der Antwort. „Nein," sagte sie endlich fest.

„Hast Du ihn noch nie gefühlt?"

„Nein, Heinz, nie."

„Wie kannst Du dann an ihn glauben?"

Adelheid lachte; der Zauberbann, in dem ihn noch eben die Natur gehalten, wich mit jedem Worte mehr aus seiner Seele und damit zugleich auch aus der ihrigen.

„Unter uns gesagt," spricht sie, „ich fürchte, es ist mit meinem Glauben schwach bestellt. Du glaubst nicht, wie sehr ich die Menschen beneide, die an Gott glauben, Gott fühlen."

Sie sagte das ganz ernst, aber auch ihr Ernst hatte immer einen leichtfertigen Klang.

„Glaubst Du an Gott?" fragte sie.

„Ja," sagte Heinz, „wenn auch nicht an den Gott der Kirche. In solchen Stunden, wie wir eben eine erlebten, da fühle ich ihn in seiner unendlichen Liebe, fühle mich in seinen Armen, nicht bildlich, sondern so buchstäblich und so gewiß, wie ich mich als Kind von den Armen meiner Mutter umschlungen fühlte. Ich lehne mich an seine Brust und lasse die Welt in ihrer ganzen Herrlichkeit an mir vorüberrauschen.

Adelheid lag, auf den linken Ellenbogen gestützt, neben ihm im Grase, hatte die Finger der Hand tief in ihr schwarzes Haar ver-

graben, von dem die Hand blendend weiß abstach, und blickte ihn aus ihren großen, schwarzen Augen unverwandt an. „Aus Dir wird einmal ein sehr berühmter Mann werden," sagte sie im Tone der Ueberzeugung. Sie dachte daran, daß sie an seinem Ruhme Theil haben würde, und ihr Stolz weidete sich an dieser Aussicht.

„Ich hoffe es," erwiderte Heinz, „an mir soll es nicht liegen, wenn ich es nicht werde."

„Gewiß, Heinz, gewiß! Du hast das Zeug dazu, Du bist von anderem Schlage, als andere junge Leute. Du bist klug, muthig und ausdauernd, Du bist ein echter Eichenstamm!"

Es fiel ihnen Beiden nicht ein, daß noch kein Eichenstamm berühmt geworden war. Sie waren Beide in solcher Verehrung dieses Namens aufgewachsen, daß es ihnen selbstverständlich erschien, daß ein echter Eichenstamm auch nothwendig ein Uebermensch sein müsse.

„Ich weiß nicht, auf welchem Gebiete Du die Lorbeeren pflücken wirst, die ich als Kranz auf Deinem Haupte sehe," fuhr Adelheid fort, „aber ich weiß, Du wirst hoch fliegen. Du hast Adleraugen, Heinz, starke, feste Augen, die die Sonnenstrahlen nicht scheuen. Du wirst auch nicht vom Wege abweichen aus feiger Rücksicht auf Andere; wenn sie Dir im Wege liegen werden, wirst Du über sie hinwegschreiten. Die Menschen sind es ja auch nicht werth, daß man um ihretwillen auf seiner Bahn innehält."

Es lag ein starker Zug Menschenverachtung in der Eichenstammschen Art, und er sprach sich oft unbewußt schon in den Kindern aus, bevor noch die Erfahrungen des Lebens sie darauf geführt.

„Ja," sagte Heinz, „Du hast Recht, ich will und ich werde hoch fliegen. Ich werde meinen, unseren Namen zu Ehren bringen, er soll mit Achtung und Bewunderung genannt werden, nicht nur in der Heimath, nein, in ganz Deutschland, in der Welt; er soll leben durch Generationen, Jahrhunderte sollen ihn nicht auslöschen aus dem Gedächtnisse der Menschen."

Es war ein sehr unklares Gefühl, das ihn so sprechen ließ, aber er meinte es doch anders als Adelheid. Nicht der gemeine, selbstsüchtige Ehrgeiz sprach aus ihm, er wollte als Wohlthäter der Menschen berühmt werden.

„O, Heinz, wenn Du Dich selbst sehen könntest," rief Adelheid, indem sie sich aufrichtete und leidenschaftlich seine Hand ergriff, „wenn Du Dich selbst sehen könntest!"

Seine Schönheit, die, als er von lebhaftem Gefühle hingerissen, mit leuchtenden Augen gesprochen hatte, so recht zu Tage getreten war, hatte ihren Ausruf hervorgerufen, aber er war an solche Huldigungen ihrerseits gewöhnt, und nahm sie hin, wie etwas Selbstverständliches. Er sprach zu ihr, wie mit sich selbst, und legte den Aeußerungen seines Hochmuths ihr gegenüber keinerlei Schranken an. Daß sie diese als ganz natürlich hinnahm, machte sie ihm werth.

„Ja," fuhr er fort, „ich weiß es, ich bin von Gott ganz besonders begnadigt, geistig und körperlich. Ich bin schön und klug. Ich weiß aber auch, daß ich damit die Verpflichtung überkommen habe, mit meinen Gaben Haus zu halten, sie zu verwenden im Dienste der Menschheit. Du hast recht, wenn Du sagst, daß mein Auge stark genug ist, um in die Sonne zu blicken, darum will ich aber auch stets sonnewärts fliegen, der Menschen ärmlichem Gewimmel den Rücken kehrend; mir die gewaltigen Schwingen frei erhalten vom Schmutze des Lebens, daß ich rein vom Erdenstaube die Brust im hohen Aether baden kann."

Heinz glaubte nichts Schlimmes zu thun, wenn er zu der Vertrauten so offen sprach, und doch that er sich selbst damit unsäglich Schaden, denn indem er so seinen hochmüthigen Gedanken einen Ausdruck, gleichsam eine Sprache verlieh, machte er sie erst recht heimisch in seinem Herzen und machte aus scheu und verlegen blickenden Fremdlingen trotzige, herrische Hausherren.

Sie standen jetzt auf und kehrten zum Boote zurück. Noch immer jauchzten die Lerchen, prangte die Wiese im Blumenschmucke, lächelte die Maiensonne, wie zuvor rauschte das Schilf, als das Boot es durchstrich, leuchteten die Wasserlilien und plätscherte das Wasser, aber Heinz hörte, sah, fühlte es nicht mehr, ehrgeizige, hochmüthige Gedanken erfüllten sein ganzes Sein.

So langsam Heinz stromaufwärts gerudert hatte, so pfeilschnell trieben seine heftigen Ruderschläge jetzt das Boot mit der Strömung. Zu den wühlenden Gedanken in seinem Kopfe paßte die schnelle Bewegung. „Wann gehst Du auf die Universität?" fragte Adelheid.

Sie hatte ihn schon oft darnach gefragt und wußte, daß ihre Fragen das gewünschte Ereigniß nicht beschleunigen konnten, aber ihre Ungeduld ließ ihr keine Ruhe.

„Zu Weihnachten, nach dreiviertel Jahren," antwortete Heinz.

Adelheid nickte mit dem Kopfe.

„Es freut mich, daß Du nicht nach Dorpat gehst," sagte sie. „Du bist zu schade, um Deine Studienzeit in dem kleinen Neste zu vertrauern. Du wirst nach Petersburg gehen und im Winter uns besuchen. Es wird Dir bei uns gefallen, Heinz. Wir sind dort nicht so entsetzlich steif und pedantisch wie Ihr hier, man hört dort nicht das ewige: „das schickt sich nicht" bei den Vergnügungen, und das noch unleidlichere „das ist unnütz" bei den Ausgaben. Unter uns gesagt, ich werde herzlich froh sein, Heinz, wenn ich von Tante Irene loskomme. Obgleich sie mir, wie ich glaube, so viel Freiheit läßt, als ihre Grundsätze ihr irgend erlauben, so habe ich neben ihr doch immer das Gefühl, als wäre ich an der Kette."

Das Boot landete an der Brücke, und die Beiden trennten sich rasch, um nicht etwa von einem Verwandten gesehen zu werden. „Adieu, Frau Adler," rief Heinz, sich noch einmal nach ihr umsehend.

Als sie sich entfernt hatten, verließen auch ein Herr und eine Dame, die sie von einer im Buschwerke versteckten Bank aus beobachtet hatten, ihren Platz und schlugen den Weg zur Stadt ein. Der Herr trug ein Fernrohr in der Hand. „Du siehst, ich hatte Recht," sagte die Dame.

„Ja, ja," war die ungeduldige Antwort, „aber wir wollen der Sache ein Ende machen."

Als Adelheid mit raschen Schritten nach Hause ging, holte sie Lelia ein, die aus der Kirche kam. „Guten Morgen, Lelia," sagte sie.

„Guten Morgen Adelheid," war die Antwort. „Wo hast Du heute gesessen, ich habe Dich nicht gesehen."

„Das will ich Dir glauben, denn ich saß, während Du in der Kirche warst, im Boote."

„Wie? Habt Ihr eine Bootpartie gemacht?"

„Ja, das heißt Heinz und ich."

Lelia blickte sie verwundert an.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Tante Irene Dir das erlauben würde," sagte sie.

„Du bist gewaltig gescheidt," spottete Adelheid, „ich glaube, Du hörst das Gras wachsen. Ich glaub' es selbst, daß Tante Irene mir das nicht gestattet hätte, ich habe sie daher auch nicht um ihre Erlaubniß gebeten."

„Das ist sehr unrecht von Dir, Adelheid."

Adelheid lachte laut auf. „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß," rief sie. „Tante glaubt mich in der reformirten Kirche, statt dessen war ich mit meinem Heinz mutterseelenallein auf dem Wasser."

„Wie? Mit Deinem Heinz?"

„Ja, mit meinem Heinz, mit meinem Heinz. Ist das nicht herrlich, Lelia, daß er mein Heinz ist?"

Sie blickte, während sie das sagte, Lelia so scharf und lauernd in's Gesicht, daß diese, die ihre Gedanken errieth, erröthete. Sie erröthete aus Unwillen, aber Adelheid mißverstand sie.

„Du liebst ihn," rief sie leidenschaftlich, Lelias Hand ergreifend, „gesteh' es!"

Lelia machte ihre Hand ärgerlich los. „Ich liebe ihn nicht," sagte sie stolz, „aber wäre es denn ein Unrecht, wenn ich ihn liebte, daß Du mich so anfährst?"

Adelheid glaubte ihr nicht, obgleich Lelia sie voll und ruhig anblickte. Lelia nahm ihr hochfahrendes Wesen ihr zum erstenmale übel. Das bestärkte sie nur noch in ihrer Meinung, aber sie hielt es für klug, zu thun, als ob sie ihr glaubte, und rief:

„Sei nicht unnütz empfindlich, Lelia, ich meinte es nicht böse, aber Du thätest doch unrecht, wenn Du ihn liebtest. Ihr Beide paßt nicht zu einander, glaube es mir. Ich bin nicht so einseitig, wie Ihr hier, ich bin, wenn auch noch jung, doch schon mehr in der Welt herum gewesen, als mancher Graukopf hier bei Euch in seinem ganzen Leben. Ich kenne die Menschen. Du wärest keine Frau für ihn. Du bist ein gutes, liebes Mädchen, Lelia, aber Du bist zu weich, zu sanft, und willst nicht hoch hinaus. Heinz hat auch mitunter so etwas Weichliches in sich; ich kann, so viel ich auch darüber nachdenke, nicht heraus bekommen, wo er das her hat, er ist ja sonst, gottlob, ein echter, rechter Eichenstamm, und wir Eichenstamms haben nichts Sen-

timentales an uns; aber eben darum braucht er einmal eine Frau, die selbst nicht weichlich ist, und die ihm nöthigenfalls mit starker Hand die weichen Gefühle aus der Brust reißt."

„Nun, bis Du seine Frau wirst, kann noch viel Wasser den Fluß hinabfließen," erwiderte Lelia. Sie sagte das ganz arglos, weil der Gedanke so nahe lag, aber Adelheid dachte: „Aha, das war ein Stich! Ja, thue nur so sanft und ruhig, Du Heuchlerin, ich sehe doch, wie es in Deinem Herzen kocht."

„Das finde ich gerade schön," sagte sie, „daß unsere Herzen sich schon so jung gefunden haben; wir werden uns so recht miteinander einleben. Er wird ja auch nicht in Dorpat studieren, um dann mit Euch hier in der Provinz ein Philisterleben zu führen, dazu ist er viel zu schade, und dazu ist er auch nicht der Mann. Er wird nach Rußland gehen, da ist für seinesgleichen ein weiter Spielraum. Keine Frucht hängt dort so hoch, daß ein Mensch von seiner Schönheit, seiner Thatkraft und seinem Selbstbewußtsein nicht darnach greifen dürfte. Doch nun Lebewohl, Lelia, ich muß machen, daß ich nach Hause komme."

„Lebewohl, Adelheid! Meinen herzlichen Glückwunsch!"

„Ich danke Dir. Es freut mich, daß Du theilnimmst an meinem Glücke. Ich habe es nicht gehofft."

„Du irrst, Adelheid, ich nehme vollen und ungetrübten Antheil daran."

Adelheid lächelte spöttisch, als sie ihres Weges ging. „Ich weiß, was ich weiß," dachte sie. „Ich bin klug, mich betrügt man nicht. Das fehlte noch, daß mein Heinz sich einen solchen Klotz an den Fuß schmiedete. Nein, der braucht eine andere Gefährtin! Ich bin schwindelfrei, ich kann auch in die Sonne blicken. Fliege zu, mein Adler!"

Ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß zwischen Lelia und Heinz ein geheimnißvolles Band bestand, aber sie suchte den Knoten auf der falschen Seite.

Während sie weiter ging, kam ihr der Gedanke, daß sie doch eigentlich zu viel gethan, wenn sie sich Lelia gegenüber als Braut declarirte, aber sie schlug sich den Gedanken aus dem Sinne. „Dummes Zeug," dachte sie, „was thut's, daß wir es nicht gerade in Worten aus-

gedrückt haben, Brautleute sind wir ja doch. Hat er mich doch „Frau Adler" genannt."

Zu Hause fragte Tante Irene Adelheid, ob sie in der Kirche gewesen sei, wie sie gewollt habe. „Natürlich!" antwortete diese. Sie konnte das mit gutem Gewissen sagen. Die Eichenstamms waren eine sehr wahrhafte Familie und logen nie, dazu waren sie viel zu stolz, und Adelheid log auch nie, dazu war auch sie viel zu stolz. Sie log auch jetzt nicht, sie war, ehe sie zu Heinz ging, auf einen Augenblick in die Kirche getreten.

Als Lelia nach Hause gekommen war, suchte sie den Großvater auf. Sie war gewohnt, Alles, was sie bewegte, mit ihm zu besprechen, und daß Adelheid sich mit Heinz verlobt hatte, berührte sie sehr nahe. Sie liebte Heinz nicht, wie man einen Liebsten liebt, im Grunde ihres Herzens ruhte eine ängstliche Furcht vor ihm, die sie nicht los werden konnte, sie mochte sich darüber Vorwürfe machen, so viel sie wollte; aber sie war dem Vetter, von dessen Liebe zu ihr sie nichts ahnte, doch herzlich gut und Adelheid aufrichtig zugethan.

Als sie dem Großvater, mit dem sie jetzt auf der Bank im Garten saß, die Neuigkeit erzählt hatte, schüttelte dieser bedenklich mit dem Kopfe.

„Das ist eine schlimme Nachricht, mein Kind," sagte er, „ich fürchte, sie haben sich Beide arg verflogen, und nun fliegen sie vielleicht um die Kirchthürme bis der Winter kommt, und der Heinz erfriert. Ich kenne das, ich habe so manchen tüchtigen Werfer an eine Spucht verloren."

„Großvater," rief Lelia vorwurfsvoll! Sie war mit des Großvaters Redeweise vertraut, und wußte, was der Alte meinte.

„Ja, ja, es mag Dir wehe thun, mein Kind," fuhr er fort, „aber eine Spucht ist sie, und weiter nichts. Sie ist ebensowenig eine echte Eichenstamm vom alten Schlage, wie der Heinz einer ist, obgleich sie sich Beide so viel darauf einbilden. Wo sie es Beide her haben, weiß ich nicht, aber es ist, wie ich sage. Die Eichenstamms sind hochmüthige, trotzige, gewaltthätige Leute, aber es steckt in ihnen eine unverwüstliche Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe und ein nüchterner, auf das Praktische gerichteter Sinn. Wenn sie auch nicht darüber reden, und überhaupt immer schlechter sprechen als sie sind, so hat

doch noch kein wirklich Nothleidender vergeblich an ihre Thür geklopft. Wenn sie ihm auch mit mürrischem Gesicht helfen und mit harten Worten, ohne die sie es nun einmal nicht thun können, und wenn sie sich vielleicht auch ihr Thun höher als gerade nöthig anrechnen, — sie helfen doch. In der Adelheid aber wohnt nackte Selbstsucht und ein Hochmuth, der alles Maaß übersteigt. Dabei ist sie auch windig und falsch. Sie wird nie einen Andern glücklich machen, und wird auch selbst nie glücklich sein. Wenn sie den Heinz jetzt liebt, so ist es, weil sie in ihrem Spatzenverstande denkt, aus ihm wird einmal ein großer Mann werden, und meint, wo gehobelt wird, da fallen Spähne, und ist Heinz einmal Minister, so ist seine Frau Ministerin. Wenn Du glaubst, daß sie als solche Ruhe hätte und zufrieden wäre, so bist Du im Irrthume. Sie ist wie die Ilsebill im Mährchen, sie würde dann Kaiserin und zuletzt der liebe Gott werden wollen. Sie würde nicht ruhen, bis sie vom Himmel herabgefallen wäre, und sich todtgeschlagen hätte. Glaub's mir, so ist sie."

„Großvater," fragte Lelia, „glaubst Du, daß Heinz einmal hoch steigen wird?"

„Nein, Kind, ich glaube es nicht. In dem Heinz wohnen zwei Seelen, die nicht zusammenstimmen und ihn nie werden zu einem rechten Fluge kommen lassen. Die eine Seele ist die Eichenstamm'sche. Die ist gerade, ehrlich, fleißig und ausdauernd, wenn auch hochmüthig, eitel und trotzig, die für sich kann's aber zu nichts Großem bringen, weil sie zu leicht mit sich zufrieden ist, in Staunen geräth über sich selbst, es nicht merkt, wie viel ihr noch fehlt, zufrieden ist, wenn sie nur die Erste ist, die Erste, gleichviel wo, und wär's auch nur wie der Hahn auf dem Misthaufen. Wie ich die andere Seele, die der Heinz im Leibe hat, nennen soll, weiß ich nicht, denn ich begreife nicht, wo er sie her hat, aber ich will sie die Eschenseele nennen, denn sie ist wie eine Esche. Tief in den Sommer hinein bedenkt diese sich, ob sie überhaupt ausschlagen und grün werden soll, und kaum ist sie grün, so läßt sie auch schon die Blätter wieder fallen. Die Eschenseele ist eine Träumerin. Eine gute, liebe Träumerin mit einem wachsweichen Herzen; mit der Eschenseele könnte der Heinz sich sein Nestchen bauen im hohen Kornfelde, mit seiner Brut einmal froh durch die Halme schlüpfen und glücklich sein, wie ein Feldhuhn, aber das wird die

Eichenstamm'sche Seele nicht zulassen. Dann ist da noch etwas dabei, das ihm keine Ruhe geben wird, ein Drittes, ich weiß wohl, was es ist, aber ich kann es leider nicht ausdrücken, mir fehlt das Bild dazu. Ich meine, er wird auch als Hahn immer wissen, daß der Misthaufen, auf dem er steht, nur ein Misthaufen ist, und das wird ihn sein Lebelang unglücklich machen."

Der Alte räusperte sich und nahm eine Prise, Lelia schaute sinnend in den blauen Himmel über ihnen.

„Nein, er wird nie hoch fliegen, wird auch nie recht glücklich sein. Die eine oder die andere Seele wird ihn hindern, er wird wanken, er wird fallen. Wenn die eine sagen wird: „Jetzt greif zu, und Du hast es," so wird die andere sagen: „Laß es stehen, es lohnt sich ja doch nicht der Mühe;" wenn die eine sagen wird: „Ach, wie schön ist es hier!" so wird die andere ihm zuflüstern: „Das ist doch nichts für einen so klugen Mann, wie Du bist, dazu bist Du doch zu schade, es ist doch nur eine Lumperei."

„Großvater," sagte Lelia, „Deine Worte klingen so hart!"

Der Großvater sah sie an, große Thränen rollten über ihre Wangen. Er umfaßte sie, drückte sie an sein Herz und küßte sie.

„Meine liebe Lelia," sagte er und streichelte ihr nach seiner Art den Kopf, „dadurch, daß man sich so etwas nicht klar macht, ändert man nichts daran. Vielleicht irre ich mich auch, vielleicht gelingt es dem Heinz noch einmal, die beiden Seelen in Einklang miteinander zu bringen. Niemand würde sich mehr darüber freuen als ich, Du weißt ja, wie sehr ich ihn liebe."

Die Beiden sprachen nicht mehr davon, Lelia mußte aber in Bezug auf Heinz dem klugen alten Manne Recht geben, wenn sie auch glaubte, daß er Adelheid Unrecht thue.

Der Abend war so schön, wie der Tag und die Rechbergs gingen, wie es ihre Gewohnheit war, hinaus vor die Stadt, ihn recht zu genießen. Als sie mit einbrechender Dunkelheit heimkehrten, begegnete ihnen Heinz und schloß sich ihnen an. Der Großvater und der Notar gingen voran, Heinz und Lelia folgten.

„Meinen herzlichsten Glückwunsch, Heinz," sagte Lelia warm und reichte ihm die Hand.

„Glückwunsch? Wozu?“ fragte dieser verwundert.

Es that Lelia wehe, daß er ihr gegenüber so fremd that. „Entschuldige, ich wollte nicht zudringlich sein,“ erwiderte sie.

„Was heißt das, Lelia? Ich verstehe wahrhaftig nicht, was Du meinst.“

„Entschuldige nochmals,“ antwortete sie kurz. „Adelheid war, wie ich nun wohl sehe, gegen Deinen Willen offener als Du.“

Heinz wußte jetzt, was Lelia's Glückwunsch sollte und das Blut wallte zornig in ihm auf.

„Hat Dir Adelheid gesagt, daß wir verlobt seien?“ fragte er mit bebender Stimme.

Lelia, die den Ton, in dem er sprach, nur zu gut kannte und einen Ausbruch seines Jähzornes fürchtete, beeilte schweigend ihre Schritte.

Heinz fühlte, was in ihr vorging, ach, und wie fühlte er es! „Fürchte Dich nicht, Lelia, ich schwöre Dir, ich will ganz ruhig sein; antworte mir nur, hat sie die Frechheit gehabt, Dir zu sagen, wir seien verlobt?“

„Heinz, um Gotteswillen mach' keine Scene,“ flüsterte Lelia, indem sie weiter eilte. Sie waren schon dicht hinter den beiden alten Herren.

„Dann hat sie frech gelogen,“ schrie Heinz so laut, daß die Andern erschreckt zusammenfuhren und sich umwandten. Heinz sah ihnen einen Augenblick wild in's Gesicht, dann drehte er sich auf dem Absatz um und ging, ohne zu grüßen, davon. Lelia zitterte am ganzen Leibe und hielt sich schwer am Arme des Großvaters.

„Was das für eine unbändige Natur ist,“ sagte der Notar. „Gott schütze ihn vor Versuchungen!“

„Amen,“ sagte der Großvater.

Heinz stürmte in höchster Aufregung dahin, voll Zorn auf Adelheid, voll Liebe zu Lelia. Wenn diese auch nur ein freundliches Wort an ihn richtete, so war es mit allem Hochmuth und allem trotzigen Raisonnement zu Ende und er liebte mit der vollen Kraft der ersten Neigung auch die wirkliche, lebende Lelia. Er war auch voll Zorn

gegen sich selbst. Er war zornig, daß er seinem Jähzorn eben wieder freien Lauf gelassen und Lelia's Furcht nur noch vermehrt hatte, und er war zornig darüber, daß er den Handel mit Adelheid so weit getrieben. Freilich, er war heute den ganzen Tag über den Gedanken nicht losgeworden, daß sie doch am Ende die Rechte sei, die rechte Gefährtin für den Adler, für den er sich hielt; aber jetzt, in diesem Augenblicke fühlte er es in jeder Faser, daß sein Herz nur Lelia gehöre und immer nur ihr gehören werde. „Dem muß ein Ende gemacht werden," murmelte er, „morgen am Tage. Ich darf das Mädchen nicht täuschen. Ich darf ihr nicht zürnen, daß sie sich als meine Braut ansah, es ist meine Schuld, wenn es geschehen ist, aber ich darf sie nicht länger in dem Wahne lassen."

Er ging festen Schrittes nach Hause und wollte am folgenden Tage mit Adelheid sprechen. Es wurde ihm sehr schwer, aber er sah ein, daß es seine Pflicht sei, und er war entschlossen, seine Pflicht zu thun.

Eine vernünftige Frau.

Frau Irene war eine sehr kluge Frau und Niemand wußte das besser als sie. Sie war auch eine sehr thätige, sparsame Hausfrau, wohl vertraut mit der Nadel und wohl bewandert in Küche und Keller. Sie war ferner sehr häuslich und pflichttreu in jedem Sinne. Sie war von tadelloser Kirchlichkeit und hätte einer Andersgläubigen nicht nur auf's Genaueste angeben können, woran eine Lutheranerin, bei Verlust ihrer Seligkeit, zu glauben hat, sondern sie hätte ihr auch die Stellen in der Bibel aufschlagen können, auf welche die lutherische Kirche ihre Lehre gründet. Dabei hielt sie sich fern von aller Sentimentalität und war überhaupt durchaus vernünftig, wie sie denn kein Wort so häufig im Munde führte, als das Wort Vernunft oder sein Gegentheil. Sie war viel zu vernünftig, um je ein anderes Buch in die Hand zu nehmen, als die Bibel, oder ihre Zeit auf das Anschauen eines Gemäldes zu verwenden, und hielt auch von der Musik so viel wie ihr Bruder Heinrich. Es war kein Wunder, daß Frau Irene bei ihren vielen Vorzügen auch viel auf sich hielt. „Betrachtet mich, wie rein ich bin," sagte ihre hohe Stirn; „seht uns an, wie vernünftig wir blicken," sprachen die hellbraunen, großen Augen. „Seht Ihr mich je von meinem Willen abgehen?" fragten die dünnen Lippen des kleinen Mundes und die kühn geschwungene Adlernase. „Ich habe nie gelogen," sprach der steife Nacken. „Ich danke Dir, lieber Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute," sprach es aus ihrem ganzen Wesen.

Frau Irene war durchaus eine Achtung gebietende Persönlichkeit, und sie fand so viel Achtung, als ihr Herz nur immer verlangen mochte. Ihr Mann empfand hohe Achtung vor ihr, ihre Kinder eine noch höhere und fremde Leute die höchste. Die Folge davon war, daß ihr Mann es nicht ungern sah, daß sein Beruf ihn den größten Theil des Tages über von seiner Frau entfernt hielt, daß ihre Kinder den Abend,

an dem die Mama einmal ausging, als ein hohes Fest begingen, und daß fremde Personen die größte Abneigung zeigten, längere Zeit in der Gesellschaft einer so hohe Achtung einflößenden Frau zu verweilen. Kein Wunder, daß die Armen, die sie unterstützte, und sie unterstützte viele, einer solchen Frau nur mit Zittern und Zagen sich nahten.

Daß Frau Irene so viel Achtung einflößte, lag keineswegs nur in ihrer geschlossenen Persönlichkeit, auch wer sie in den Tod nicht leiden mochte, und deren gab es Viele, mußte ihr zugestehen, daß in ihrer Gegenwart nichts Schlechtes, Unreines oder Thörichtes vorkommen konnte, daß der Einfluß, den sie auf ihre Umgebung ausübte, doch ein wirklich sittlicher war, da man Fleiß, Pünktlichkeit und rücksichtslose Pflichterfüllung nirgends so gut als in Frau Irenens Umgang lernen konnte.

Frau Irene war heute in sehr aufgeregter Stimmung. Sie sah in der Regel Alles, wußte Alles und doch mußte sie sich heute sagen, daß sie von Heinzens und Adelheids gemeinsamen Ausflügen nichts gesehen und nichts gewußt hatte, ja, daß sie vielleicht noch lange davon nichts gesehen und nichts gewußt hätte, wenn nicht der Tischler Dreiband zu ihr gekommen wäre, um ihr mitzutheilen, daß er die Beiden jeden geläuteten Sonntag an seinem Garten vorübergehen sehe. Dadurch aufmerksam gemacht, sei er ihnen einmal gefolgt und habe gesehen, wie Heinz Adelheid mehrmals geküßt habe. Ernstliche Besorgnisse waren deshalb in Frau Irene nicht wach geworden, dazu hielt sie viel zu viel von der natürlichen Güte des Eichenstamm'schen Blutes, aber sie war einmal zu vernünftig, um nicht eine geschworene Feindin aller frühen Verlobungen zu sein, und sie war ferner darüber erzürnt, daß ihr so etwas so lange hatte verborgen bleiben können. Es war ein hartes Ding für eine Frau von ihrem Schlage, dem Tischler, der, da er als Knabe im Hause ihres Vaters Diener gewesen war und sich daher als zur Familie gehörig betrachtete, auf seine Frage: „Ob sie um diese Ausflüge wisse?" mit „nein" antworten zu müssen, aber sie war doch der Wahrheit getreu geblieben. Ihren Mann freilich hatte sie glauben lassen, der Tischler habe seine Beobachtungen nur im Auftrage von Frau Irene angestellt, um den Triumph zu genießen, daß er, der an der Wahrheit des Gehörten gezweifelt hatte, sich nun durch den Augenschein überzeugen lassen mußte.

Am Abend, als Alles im Hause zu Bette gegangen war, saß sie in dem Arbeitszimmer ihres Mannes und berieth mit ihm, was zu thun sei.

„Wasche den Beiden tüchtig den Kopf," sagte der Mann, „und nimm die Adelheid künftig mit Dir, wenn Du in die Kirche gehst, weiter wird sich dabei nichts machen lassen."

„Das wäre wenig vernünftig, Friedrich," erwiderte Frau Irene und schaute nachdenklich auf ihre Hände. Obgleich Frau Irene wohl 35 Jahre alt sein mochte, so hatte sie doch noch wunderschöne weiße Hände. „Damit erringen wir nichts," fuhr sie dann fort. „Wollen die Beiden zusammenkommen, so werden sie es thun, wir mögen Acht geben, so viel wir wollen, und wenn, wie ich fürchte, nicht nur unbedachter, jugendlicher Unternehmungsgeist, sondern eine Verlobung zu Grunde liegt, so kann man es ja nicht einmal wünschen, daß sie sich so leicht auseinanderbringen lassen."

„Da hast Du Recht! Das ist wahr!"

„Und doch können wir," fuhr Frau Irene fort, „es vernünftiger Weise unmöglich zulassen, daß ein so unvernünftiges Verhältniß länger fortbesteht, in unserem Hause fortbesteht. Wir würden überdies das Vertrauen, das Dein Bruder in uns setzte, da er uns sein Kind anvertraute, auf's Gröblichste täuschen. Das geht durchaus nicht."

„Nein, das geht durchaus nicht."

Onkel Friedrich läßt sich durch diese Schwierigkeit auch nicht einen Augenblick beunruhigen. Er ist fest davon überzeugt, daß seine kluge Frau binnen einer Stunde ein Auskunftsmittel finden wird, und raucht mit Behagen seine Cigarre, während Frau Irene nachdenklich vor sich hinsieht.

„Sind sie doch Beide noch ganz und gar Kinder," sagt sie.

„Kleine Kinder," ruft Onkel Friedrich.

„Höre, Friedrich, das Mädchen muß aus der Stadt!"

„Natürlich, aber bis Weihnachten ist noch viel Zeit."

„Nein, sie muß sofort aus der Stadt, noch in dieser Nacht."

„Wo soll sie denn hin?"

„Nach Hause."

Onkel Friedrich ist als ein sehr energischer Mann bekannt und hält sich selbst für einen solchen; trotzdem fühlt er in solchen Augen-

blicken auf's Lebhafteste, wie sehr seine Frau ihm an Unternehmungsgeist überlegen ist. Er legt die Cigarre weg und sagt: „Potz Blitz!"

„Ja, Friedrich," fährt Frau Irene lebhaft fort, „noch in dieser Nacht! Das sind wir Deinem Bruder schuldig."

„Aber Du kannst doch das Mädchen unmöglich allein in den Postwagen setzen wollen?" sagt der Mann.

„Nein, das nicht. Dreiband soll sie begleiten. Er ist uns Dank schuldig und uns zugethan, er wird uns den Gefallen thun. Gehe sogleich zu ihm und sprich mit ihm; ich weiß, daß er seiner Holzeinkäufe wegen immer einen Paß hat. Ich schreibe unterdessen an Deinen Bruder und spreche mit Adelheid."

Friedrich Eichenstamm fand Geschmack an der Sache. Er war kein Freund langer Berathungen, „je schneller, je besser," war sein Wahlspruch. „Ich komme mit Dreiband und den Postpferden zurück," sagte er, indem er aufstand und Hut und Stock ergriff. „Bereite Du unterdessen Alles zur Reise vor." Er ging.

Frau Irene theilte nun der Schwägerin in einem Briefe die Veranlassung ihres Verfahrens mit, versiegelte und adressirte diesen und ging dann in Adelheids Zimmer.

Sie fand Adelheid noch wach, aber schon im Bette.

„Steh' rasch auf," rief sie ihr zu, „der Onkel hat mit Dir zu sprechen," und ging wieder hinaus.

„Was ist das?" dachte Adelheid, während sie sich ankleidete. „Sollten die Beiden uns auf die Spur gekommen sein?" Die Stimme der Tante hatte so besonders geklungen. Adelheid klopfte das Herz zum Zerspringen, als sie in des Onkels Zimmer trat.

Sie fand dort nur Tante Irene.

„Du hast uns belogen, Adelheid," sagte diese streng. „Du bist nicht in der Kirche gewesen, sondern bist mit Heinz zu Boot gefahren."

„Ich bin allerdings —" sagte Adelheid stockend.

„Wie? Bist Du in der Kirche gewesen? Ja oder nein?"

„Ja!"

„Also Du leugnest, daß Du mit Heinz während der Kirchenzeit zu Boot gefahren bist?"

„Nein, ich war erst in der Kirche und fuhr dann zu Boot."

Tante Irene hätte für ihr Leben gern gewußt, ob sich die Beiden verlobt hatten, aber sie mochte nicht darnach fragen.

„Weißt Du auch, daß Du die Ruthe verdient hast?“ sagte sie heftig.

Das schnöde Wort regte in Adelheid, die bisher, im Bewußtsein ihrer Schuld, mit gesenktem Haupte dagestanden hatte, die Eichenstamm auf.

„Ich muß Dich bitten, liebe Tante, Dich künftig mir gegenüber passender auszudrücken,“ sagte sie. „Du sprichst mit einem erwachsenen Mädchen.“

Die Tante lenkte ein.

„Womit willst Du Dein unpassendes, unschickliches, unweibliches Betragen entschuldigen?“ fragte sie.

„Ich kann darin, daß ich mit Heinz spazieren gefahren bin, nichts Unweibliches erblicken,“ erwiderte Adelheid stolz. „Außerdem bin ich mit Heinz verlobt.“

„Ah, ich gratulire,“ rief die Tante spöttisch. „Uebrigens,“ fuhr sie fort, „steht Euch dann eine lange Trennung bevor. Du wirst in zwei Stunden abreisen.“

„Wohin, Tante? Wohin?“ rief Adelheid entsetzt.

„Nach Hause, zu Deinen Eltern.“

Adelheid warf sich vor der Tante auf die Kniee.

„Tante,“ rief sie, „gute, liebe Tante, das kann doch Dein Ernst nicht sein. Wollt Ihr mich aus Eurem Hause stoßen, blos weil ich mich in allen Ehren mit Heinz verlobt habe?“

„Steh' auf,“ sagte die Tante kalt; „Du weißt, daß ich das Komödiespielen nicht leiden kann.“

Adelheid hielt sie am Kleide fest, aber die Tante riß sich los.

„Hilf mir Deine Sachen packen,“ sagte sie, „in zwei Stunden wirst Du abreisen.“

„Aber warum, warum?“

Adelheid überlegte blitzschnell. Sie kannte Tante Irene hinreichend, um zu wissen, daß sich an ihrem Entschlusse nichts ändern ließ; sie wußte auch, daß sie beim Onkel auf keinerlei Unterstützung rechnen durfte. Obgleich sie vor Aufregung und Leidenschaft bebte, überlegte sie doch kalt und übersah klar ihre Lage. Sie erkannte, daß

sie sich fügen müsse, und sah stillschweigend zu, wie man ihre Sachen in die Koffer packte. Sie machte auch keinen Versuch, auf den Onkel einzuwirken, als dieser mit dem Postwagen und Dreiband, der sich sogleich zur Fahrt bereit erklärt hatte, ankam. Sie erwiderte nichts auf die ernsten Worte, mit denen die Tante von ihr Abschied nahm, nur die Thränen perlten reichlich über ihre Wangen und die ganze Leidenschaftlichkeit ihrer Natur bahnte sich einen Ausweg, als sie über die Hausschwelle in den hellen Sommermorgen hinaustrat.

„Ich lasse Euch meinen Fluch!" schrie sie überlaut, die krampfhaft gefalteten Hände zum Himmel erhebend.

Der Tischler Dreiband nickte dem Onkel und der Tante lächelnd zu, als wollte er sagen: „Das kennen wir, das giebt sich!" und der Postillon fuhr ab.

Herr Dreiband war ein großer, dicker Mann mit einer stets heisern Stimme und einem stets fröhlichen Gemüthe. Eigentlich Tischlermeister, fand er doch an dem Handwerke keine rechte Freude und benutzte gern jede sich bietende Gelegenheit, seinem Hange zum Umherschweifen nachzugeben. Er war Kommissionär verschiedener Holzhändler, spekulirte gelegentlich selbst in Brettern, Balken und Schalkanten und kam dabei vorwärts. Er hatte ein ungemein offenes Gesicht, wie man zu sagen pflegt, und schlug, als ein industrieller Mann, nach Herzenslust daraus Kapital. „Ich bin ein einfacher, ehrlicher Mann," war seine Lieblingsredensart. Mit dieser Redensart und seinem offenen Gesichte hatte er schon manches vortheilhafte Geschäft gemacht. So wurde er denn mit jedem Jahre offener.

Anfangs ließ er Adelheid sich ruhig ausweinen und überschlug seinerseits in Gedanken, wieviel ihm diese Reise einbringen würde. Er hoffte auf ein erkleckliches Sümmchen, denn er wußte, daß Adelheids Vater ein sehr wohlhabender Mann war. Er wollte die Rückreise dazu benutzen, um sich im Schaulenschen ein wenig nach Eichen umzusehen.

Nach längerem Schweigen wandte er sich an Adelheid mit der Frage, ob sie gut sitze. Als sie darauf keine Antwort gab, dachte er: „Nun, Du bist noch nicht fertig, ich kann warten," und vertrieb sich die Zeit damit, in Gedanken den ganzen schönen Wald, durch den sie fuhren, niederhauen und zu Brettern zersägen zu lassen. Er verkaufte dann Bretter, Köpfe und Abfall zu enormen Preisen. Als er damit

fertig war, fragte er Adelheid, ob sie wohl nichts dagegen habe, wenn er sich ein Pfeifchen anzünde.

Sie hatte nichts dagegen.

„Fräuleinchen," begann Dreiband, „es war doch recht einfältig von dem Jungherrn!"

„Was?" fragte Adelheid.

„Das hätte ich nicht von ihm geglaubt."

„Was denn?" fragte Adelheid, aufmerksam werdend.

„Ich bin ein einfacher, ehrlicher Mann, ich kann so etwas nicht verstehen!"

„Was sprechen Sie denn da, Dreiband?" fragte Adelheid.

„Sitzen Sie gut, Fräuleinchen?"

„Ja, ja, aber was können Sie nicht verstehen?"

„Ich meine," erwiderte Dreiband und sah dabei so offen aus, wie ein geöffnetes Stadtthor, „daß der Jungherrchen von so etwas erzählt."

„Wie? Hat Heinz, hat mein Vetter Jemand von unserer Verlobung erzählt?"

„Nun, wissen Sie denn das nicht?"

„Nein, ich weiß von nichts," erwiderte Adelheid bitter; „man hat mich eingepackt wie meine Koffer und fortgeschickt." Sie weinte wieder.

„Du meine Güte," rief Dreiband, „also wissen Sie gar nicht, wie Ihr Herr Onkel davon erfahren?"

„Ach, ich weiß nichts, erzählen Sie!"

„Der Jungherrchen hat es dem Fräulein Rechberg erzählt und diese hat es dem Herrn Rechberg mitgetheilt, und dieser ist natürlich gleich zu ihrem Herrn Onkel gekommen und hat ihm Alles erzählt."

„Hat Ihnen das mein Onkel gesagt?" fragte Adelheid heftig.

„Nun, natürlich."

In Adelheid stieg ein grimmiger Haß gegen Lelia auf.

„Also daher kommt dieser Streich," dachte sie und gelobte sich hoch und theuer, ihrerzeit Rache dafür zu nehmen. Jetzt war's ja heraus, sie hatte doch Recht gehabt, wenn sie Lelia für eine Scheinheilige gehalten. Adelheid war herzlich froh darüber, einen Grund zu haben, die Cousine zu hassen. Sie war auch froh darüber, daß Heinz von der Sache gesprochen, wenn sie ihm auch zürnte, daß er es gerade

Lelia gegenüber gethan, aber sie sah doch daraus, daß er sich auch für gebunden hielt. Sie ahnte nicht, daß Herr Dreiband seine Darstellung des Sachverhalts eigens zu dem Zweck erfunden hatte, um sich bei ihr beliebt zu machen, da er richtig voraussetzte, daß es in Bezug auf seine Gratifikation keineswegs gleichgültig sei, wie er sich mit seiner Schutzbefohlenen stelle. Auf die Rechbergs war er ganz zufällig verfallen.

Eine Weile schwiegen Beide, dann sagte Adelheid zögernd: „Dreiband, würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, einen Brief an meinen Vetter zu überbringen?"

„Natürlich, Fräuleinchen, natürlich," war die Antwort. „Sie thun mir so leid, ich würde Ihnen Alles zu Liebe thun."

Adelheid athmete auf. Sie hatte zwar jedenfalls an Heinz schreiben wollen, aber wenn der Brief durch die Post befördert wurde, konnte er doch leicht in fremde Hände kommen.

Auf der ersten Station, in der sie Nachtruhe hielten, schrieb Adelheid an Heinz. Sie schrieb ihm, daß er ihretwegen außer aller Sorge sein solle, sie würde ihm unter allen Umständen treu bleiben, bat ihn aber, nicht an sie zu schreiben, da seine Briefe doch jedenfalls aufgefangen werden würden. „Bleibe nur ruhig und kalt," schloß sie, „wir Beide wollen uns schon finden und dann der Lelia eintränken, was sie uns angethan hat."

Diesen Brief erhielt Dreiband, der ihn, sobald er auf der Rückreise im Wagen saß, aufbrach und mit vielem Vergnügen las. Dann zerriß er ihn in kleine Fetzen und gab ihn dem Winde preis. „Da kennst Du mich schlecht," murmelte er, „wenn Du glaubst, daß ich Herren, die so anständig bezahlen, wie Dein Herr Papa und Dein Herr Onkel, hintergehen werde! Na, so blau!"

Heinz, der von Adelheids Schicksal noch nichts erfahren hatte, konnte den Schluß des Unterrichts kaum erwarten, um zu ihr zu eilen und ihr zu sagen, daß sie irre, wenn sie glaube mit ihm verlobt zu sein. Er war in hohem Grade unzufrieden mit sich und verwünschte sein träumerisches Wesen, das ihn verhindert hatte, gewahr zu werden, in welch' schiefe Lage er sich gebracht. Tante Irene trat ihm entgegen.

„Es ist gut, Heinz, daß Du kommst," sagte sie; „ich habe mit Dir ein paar Worte zu sprechen."

Sie führte ihn darauf in ein Nebenzimmer, schloß die Thüre und sagte:

„Ich hätte Dich für vernünftiger gehalten, Heinz."

„Was meinst Du, liebe Tante?"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so thöricht und unvernünftig sein könntest, Dich als Schüler zu verloben."

„Hat Dir Adelheid selbst gesagt, daß wir verlobt seien?" fragte Heinz.

„Ja," erwiderte die Tante, „sie selbst hat es uns gestanden."

Heinz war in der peinlichsten Verlegenheit. Sollte er Adelheid jetzt so blosstellen, daß er sagte, sie habe sich geirrt? Auf der andern Seite mußte er ihr doch reinen Wein einschenken.

„Kann ich vielleicht Adelheid auf einen Augenblick sprechen?" fragte er.

„Nein," erwiderte die Tante, „sie ist nicht mehr hier, wir haben sie noch in dieser Nacht fortgeschickt."

Heinz erbleichte. „Ihr habt sie doch nicht aus dem Hause getrieben!" rief er, „das ist ja unmöglich!"

„Nein, das natürlich nicht; aber wir haben sie in einen Postwagen gesetzt und sie mit Dreiband nach Hause geschickt. Und nun, Heinz, verlange ich von Dir, daß Du mir Dein Wort giebst, wenigstens so lange Du noch hier bist, nicht an Adelheid zu schreiben. Ich thue das in ihrem und Deinem Interesse."

Sie reichte ihm ihre Rechte und er schlug ein. Er konnte sich nicht entschließen, jetzt, da Adelheid abwesend war, hinter ihrem Rücken gleichsam, das Mißverständniß aufzuklären, aber er nahm sich vor, mit der nächsten Post an sie zu schreiben und die Angelegenheit zum Ende zu bringen.

„Du mußt mir noch einen Brief erlauben," sagte er.

„Nein, Heinz, nicht einen einzigen, ich habe Dein Wort."

„Ja, das bezieht sich auf eine förmliche Correspondenz, nicht auf den einen Brief. Den muß sie haben."

„Du kannst ja Dein Wort brechen," sagte die Tante unwillig und wandte sich ab.

„Liebe Tante," sprach Heinz, der sich in der peinlichsten Lage

befand, „sei überzeugt, daß ich diesen einen Brief durchaus schreiben muß. Ich bin das meiner Ehre schuldig."

„Thu', was Du willst," rief sie heftig und verließ das Zimmer. Heinz blieb in verzweifelter Stimmung zurück. Ihm blutete das Herz, wenn er an Adelheid dachte, die er doch immerhin lieb hatte und der er nun so schweres Herzeleid bereitet, und es kam seiner Eitelkeit schwer an, sich sagen zu müssen, daß er überaus thöricht und kindisch gehandelt. Was sollte er nun thun? Unschlüssig ging er im Zimmer auf und nieder, dann faßte er einen Entschluß und suchte die Tante auf.

„Komm' auf einen Augenblick mit mir in den Garten," bat er, „ich muß mit Dir sprechen."

Er sagte das sehr ernst, es schien ihm sehr schwer zu werden, die Worte auszusprechen. Die Tante erschrak bis in's innerste Herz.

„Komm!" sagte sie und ging mit raschen Schritten voran. Im Garten hielt sie still. „Was hast Du mir zu sagen?" fragte sie.

„Tante, ich habe sehr thöricht gehandelt."

Tante Irene konnte kein Wort sprechen, sie nickte nur mit dem Kopfe.

„Ich habe sehr unbesonnen gehandelt, Tante," fuhr Heinz fort, „und habe Adelheid gewissermaßen selbst dazu verleitet, sich für meine Braut zu halten; aber wir sind nicht verlobt und es wäre auch schändlich von mir, wenn ich mich mit ihr verlobt hätte, denn ich liebe sie nicht. Es thut mir sehr, sehr leid, daß ich Adelheid in diese peinliche Lage gebracht habe und es wird mir sehr schwer, das gleichsam hinter' ihrem Rücken zu sagen, aber ich glaube, daß ich es der Wahrheit schuldig bin. Ich kann Dich versichern, daß ich heute zu Euch kam, um Adelheid selbst zu sagen, daß ich es so nicht gemeint habe."

Die Tante athmete erleichtert auf, sie freute sich, daß Heinz sanftmüthig auftrat, so hatte sie ihn noch nie gesehen; aber ein paar harte Worte konnte sie sich dennoch nicht versagen.

„Du hättest Dir das früher überlegen sollen, Heinz," sagte sie. „So hast Du immerhin uns Beide betrogen, Adelheid und mich."

Die Tante hatte das nur noch so gesagt, damit er seine Schuld nicht so bald vergesse; aber die paar Worte genügten, in Heinz einen völligen Umschlag hervorzubringen.

„Wenn das Jemand betrügen heißt," sagte er heftig, „daß man mit seiner Cousine, auf ihren Wunsch, ein paar Stunden zu Boot fährt, so habe ich allerdings betrogen; wenn aber ein einfältiges Mädchen und ihre Tante sich deshalb einbilden, daß man deshalb auch verlobt sein müsse, so weiß ich nicht, wie ich das nennen soll, Klugheit ist das gewiß nicht."

Damit ließ Heinz die Tante stehen und verließ mit schnellen Schritten den Garten. In ihm ging es wild her. „Das kommt davon," dachte er, „wenn ich demüthig bin und mir selbst die Schuld gebe. Da glaubt Jedermann auf mich loshacken zu dürfen." Er redete so lange in sich hinein, bis er fest davon überzeugt war, Adelheid auch nicht die mindeste Veranlassung zu dem Glauben, daß seine Neigung eine wärmere als die eines Vetters zur Cousine sei, gegeben zu haben. Hochmüthig und launenhaft wie er war, rief er sich nun Alles, was ihm irgend an Adelheid mißfallen hatte, in's Gedächtniß zurück und hatte schließlich die Genugthuung, fest davon überzeugt zu sein, daß Adelheid ihm ganz unnützer Weise diese Unannehmlichkeit zugezogen, und daß er allen Grund habe, sich über ihre plötzliche Entfernung zu freuen.

Zwei hochmüthige Herzen.

Ein rechter Lehrer, ein Lehrer, an dem der Herrgott, die Schulobrigkeit und die Schüler ihre wahre Freude haben sollen, muß drei Dinge besitzen, nämlich: Gründliche Kenntnisse in seinem Fache, ein heiteres, fröhliches Herz und einen unbeugsamen Willen. Drei andere Dinge aber darf er nicht haben, nämlich: Er darf kein Pedant sein, er darf keine Anlage zum Spaßmacher haben und er darf nicht jähzornig sein.

Von diesen Dingen besaß Herr Schreimeier, der am Gymnasium Oberlehrer der deutschen Sprache war, vier, nämlich: Gründliche Kenntnisse, unleidliche Pedanterie, große Anlage zum Spaßmachen und einen unbändigen Jähzorn. Kein Wunder, daß Herr Schreimeier, obgleich er sich alle Mühe gab, seinen Schülern gediegene Kenntnisse beizubringen und sich bei ihnen beliebt zu machen, doch nichts erreichte, als daß die Knaben seinen guten Willen nicht erkannten und seine Schwächen so ausnutzten, daß nicht zu begreifen war, wie Herr Schreimeier nicht schon längst vor Aerger und Verdruß vom Schlage gerührt worden war. Was Schülerbosheit irgend ersinnen konnte, dem kleinen, spindeldürren Männlein das Leben sauer zu machen, das geschah. Wenn die Schüler der unteren Klassen mit Taschen voll Maikäfern zum Gymnasium kamen und ihre Freude daran hatten, wenn bald nach Beginn der Stunde eine Wolke von diesen Thierchen über den Tischen schwebte, oder wenn sie in einem Handschuh eine lebende Maus in die Klasse brachten, sie daselbst losließen und dann unter entsetzlichem Geschrei todtschlugen, so war das doch lange nicht so schlimm, als die Scherze der oberen Klassen. In der Tertia wurde Herr Schreimeier wol einmal, gleich wenn er in die Klasse trat, mit donnerndem Spektakel empfangen. Dann fuhr er wie rasend auf den Primus los, der sollte ihm sagen, wer getrampelt habe, und wenn dieser dann versicherte, er wisse es nicht, dann streifte Herr Schreimeier die Aermel seines Rockes

auf, ballte die Händchen und schrie: „Hört auf, oder ich strecke Euch nieder, ich schlage Euch todt!“ Natürlich wurde nun erst rechtsgetrampelt und gelärmt. Dann lief das Männlein hinaus und klagte beim Inspector. Der kam und stellte die Ruhe für kurze Zeit wieder her. Wenn es aber auch Herrn Schreimeier gelang, einen Uebelthäter in flagranti zu erwischen, so half ihm das nicht viel, denn er war viel zu weichmüthig, den Burschen, der jetzt natürlich eben so laut weinte, wie er vorher übermüthig gelacht hatte, nun auch ernstlich zu strafen.

In der Secunda benahm man sich zwar etwas manierlicher, aber man benutzte auch hier die Stunden mitunter zu Uebungen im vierstimmigen Gesange, während die Primaner sich dadurch als gesetzte junge Leute erwiesen, daß sie in der Stunde Romane lasen, Karrikaturen zeichneten, ihre Namen in die Tische schnitten, oder sonst einer geräuschlosen Thätigkeit sich hingaben. Verlangte aber einmal der Geist auch dieser Jünglinge darnach, ihren Lehrer zum Gegenstande des Zeitvertreibes zu machen, so ließ man sich daran genügen, entsetzlich einfältige Fragen an ihn zu richten, etwa: „Ob er nicht wisse, wer die lettische Bibel in's Deutsche übersetzt habe,“ oder dergleichen. Nun war der Herr Oberlehrer bei aller seiner Heftigkeit doch eigentlich ein sehr schüchternes Gemüth, und so geschah es denn, daß er in solchen Fällen meist nicht auf den Schuldigen, der in der Regel ein mehr oder weniger verwegener Geselle war, losfuhr, sondern auf den ersten, besten gutmüthigen Jungen, der über den albernen Einfall gelacht hatte.

Heinz, der sich durch gute Aufsätze auszeichnete und die Mühe, die sich der Lehrer gab, anerkannte, außerdem aber durch seine allbekannte Heftigkeit und seinen Jähzorn vor ungerechtem Tadel hinreichend geschützt war, stand sich mit ihm vortrefflich, und das umsomehr, als Schreimeier ihn entschieden bevorzugte und seiner Eitelkeit bei jeder Gelegenheit schmeichelte. Trotzdem hatte Heinz in der letzten Zeit mit dem größten Mißfallen wahrgenommen, daß Herr Schreimeier sich Horace zum Sündenbock ausersehen hatte und bei jeder Gelegenheit auf ihn losfuhr. Da Heinz Schreimeier häufig gegen die Kameraden in Schutz genommen hatte und dieser selbst gelegentlich zu ihm sprach, wie zu seiner Stütze, so empfand Heinz ihm gegenüber das Gefühl

eines Patrons gegen den Klienten, und sah mit Erstaunen und Unwillen, daß Schreimeier auf seine Freundschaft zu Horace keine Rücksicht zu nehmen schien.

Am Tage nach Heinzens Unterhaltung mit der Tante saß er, noch immer sehr aufgeregt, in der Klasse, in der Schreimeier gerade Schillers „Wallenstein" besprach. Schreimeier benutzte diese Gelegenheit dazu, seiner Neigung zu Späßen sich hinzugeben und Alles aufzubieten, seinen Schülern ein Lachen abzuzwingen. Er erzählte daher nicht nur, daß Wallenstein steif wie eine Elle gewesen sei, daß er einen Zickelbart getragen habe und den Hahnenschrei nicht habe leiden können, sondern er suchte auch den Geschilderten nachzuahmen, hielt die Nase so hoch er konnte, drehte mit seinen Fingern an seinem spärlichen Barte und krähte wie ein Hahn. Der Effect dieser Bemühungen war, daß die Leser ihre Romane weglegten, die Zeichner ihre Karikaturen bei Seite schoben und die Holzschneider ihre Messer zuklappten. Die ganze Klasse sann darüber nach, wie sich der Spaß wol noch vermehren ließe. Ein junger Edelmann mit einem Paar Schultern, wie sie Simson gehabt haben mag, und apfelrothen Wangen war zuerst damit fertig und fragte, indem er die Beine weit von sich streckte, ob es denn wahr sei, daß Wallenstein keinen Vater gehabt habe. Seine Tante Amalie habe es ihm als ganz gewiß erzählt.

Ein lautes Gelächter belohnte den frechen Spaß und es steigerte sich noch, als der Jüngling auf einige empörte Worte Schreimeiers kaltblütig bemerkte, daß er selbst zwar damals noch nicht gelebt habe und daher darüber nichts Gewisses aussagen könne, daß aber seine Tante Amalie eine sehr glaubwürdige Person sei, der man volles Vertrauen schenken dürfe.

Schreimeier, der mit dem robusten Jungen nichts anzufangen wußte, sah sich nach einem Blitzableiter für seinen Zorn um und fuhr endlich mit den Worten: „Worüber lachen Sie?" auf den lachenden Horace zu.

Horace machte sogleich ein ernstes Gesicht und schaute verlegen drein, was Herrn Schreimeiers Zorn noch steigerte.

„Ich frage Sie, wie Sie sich unterstehen können zu lachen?" schrie Schreimeier, feuerroth im Gesicht. „Antworten Sie auf der

Stelle, worüber wagen Sie zu lachen? Ich, Ihr Lehrer, frage Sie, wie Sie sich erfrechen dürfen zu lachen, in meiner Stunde zu lachen?"

Horace, der überaus leicht eingeschüchtert war, schwieg auch jetzt noch, aber Heinz wallte bei dem Anblicke dieses ungerechten Angriffes das Blut hoch auf und er rief mit lauter Stimme:

„Ich habe auch gelacht!"

„Wir auch, wir auch," tönte es, vermischt mit Gelächter, von allen Seiten.

„Schweigen Sie, Eichenstamm, ich spreche nicht mit Ihnen," rief Schreimeier und wandte sich wieder an Horace.

„Wie unterstehen Sie sich zu lachen, Balteville? Wissen Sie, was Sie sind? Ein Knirps sind Sie! Wissen Sie was für ein Knirps Sie sind? Sie sind ein unverschämter Knirps!"

Heinz sprang zornig auf. Daß Schreimeier ihn so kurz abfertigte, erschien ihm wie eine unerhörte Feigheit, die auf der Stelle gerügt werden mußte.

„Sie sind selbst ein unverschämter Knirps!" schrie er wüthend Schreimeiern zu.

Kaum war das heftige Wort ausgestoßen, so wurde es im Zimmer lautlos still. Alle blickten erst auf Heinz, dann auf Schreimeier. Ein paar Sekunden standen die Beiden sich so gegenüber, Heinz hoch aufgerichtet, mit purpurrothen Wangen, Schreimeier kreidebleich, dann stürzte Letzterer aus dem Zimmer. Nun wurde Alles wieder lebendig.

„Bravo, Eichenstamm, bravo!" Das war recht, Eichenstamm, recht so, Heinz!" tönte es von allen Seiten. „Du bist ein fixer Kerl! So etwas dürfen wir uns nicht gefallen lassen! Sei nur ruhig, wir stehen Einer für Alle und Alle für Einen!" so riefen die Stimmen durcheinander.

Heinz genoß einen vollen Triumph, der dadurch nicht vermindert wurde, daß Horace ängstlich flüsterte: „Um Gotteswillen, Heinz, was hast Du gethan!"

Da kam der Inspector. „Verlassen Sie sofort die Schule, Eichenstamm," sagte er ernst.

Die Kameraden erhoben Einwendungen. „Seid jetzt ruhig," sagte der Inspector, „die Sache soll sorgfältig untersucht werden, Eichenstamm aber muß sofort die Schule verlassen."

Der Inspector war ein verständiger, von den Schülern allgemein geachteter Mann; Alles schwieg. Heinz ergriff seine Bücher, verneigte sich vor dem Inspector und verließ stolzen Schrittes das Zimmer. Horace wollte ihm folgen; er sagte sich, daß er ihm durchaus folgen müsse, aber er hatte nicht den Muth dazu und blieb sitzen. Er sah, daß Heinz sich in der Thür nach ihm umwandte, er wollte wieder aufspringen, ihm folgen, wie es ihm sein Herz gebot und wozu ihn die Blicke der Kameraden aufzufordern schienen, aber — er blieb doch sitzen.

Heinz trat sehr zufrieden mit sich aus der Schule. Daß beleidigter Hochmuth die Triebfeder seiner Handlungsweise gewesen, kam ihm nicht zum Bewußtsein; er genoß ganz und voll das schöne Gefühl, für einen Schwächeren eingetreten zu sein und dafür leiden zu müssen. Heinz Eichenstamm ist nicht der Mann dazu, ruhig anzusehen, daß Jemand Unrecht geschieht. Wo es sich um Recht oder Unrecht handelt, kennt Heinz Eichenstamm keine Rücksicht! Es freute ihn jetzt, daß Horace ihm nicht gefolgt war, wenn es ihn auch anfangs befremdet hatte. „Es ist schön, daß der Junge dablieb," dachte er, „er ist solchen Auftritten nicht gewachsen, dazu muß man kräftigere Schultern haben als er, dazu muß man ein Mann sein, wie Heinz Eichenstamm."

Das wirkliche Leben packte ihn kräftig an, das Träumen war fort, gehoben schritt er dahin. So lohnt es sich noch zu leben, im Kampf!

Er freute sich fast auf die Scene, die es mit dem Vater geben mußte.

Als er den Vater nicht zu Hause fand, setzte er sich an's Fenster und las kaltblütig in einem Buche, bis nach dem Schlusse der Schule die Freunde kamen und sich in Versprechungen erschöpften.

„Dir soll kein Haar gekrümmt werden, wir stehen Alle für Dich ein," war der stete Refrain ihrer Reden, unbegrenzte Bewunderung ihr Inhalt. Horace war außer sich. Er geberdete sich verzweifelt, und Heinz hatte genug damit zu thun, ihn zu beruhigen. Horace schlug Heinz vor, mit ihm zu Schreimeier zu gehen und ihn um Verzeihung zu bitten. Er sei ja im Grunde gutmüthig, er würde gewiß verzeihen. Heinz schlug ihm die Bitte rundweg ab. „Zwischen ihm und mir giebt es keine Versöhnung," rief er, „Einer von uns Beiden

muß aus dem Gymnasium, er oder ich!" Die Kameraden stimmten ihm Alle bei. „Schreimeier muß fort," schrien sie, „wir lassen uns nicht ungestraft beleidigen." Willi Schulze bedrohte Schreimeier mit dem Gouverneur, Karlchen Maier wies auf den Generalgouverneur hin. An Ausbrüchen des Hasses gegen Schreimeier überbot Einer den Andern.

Der Wagen des Doctors rollte endlich in den Thorweg und Heinz verabschiedete die Freunde. Er müsse doch mit dem Vater sprechen, sagte er.

Die Freunde sahen ihn prüfend an, keine Spur von Sorge zeigte sich in seinem Gesicht. Es war ein ganzer Kerl, dem sie beim Abschiede herzlich die Hand schüttelten.

Heinz ging festen Schrittes zum Vater. Dieser sah ihn verwundert eintreten. „Was giebt es?" fragte er.

„Ich bin aus dem Gymnasium ausgeschlossen worden," sagte Heinz.

Er hätte eine mildere Form für seine Mittheilung wählen können, eigentlich war er auch noch gar nicht ausgeschlossen; aber so war es ihm gerade recht. Mit einem Sprunge muß man in die Gefahr!

Der Vater blickte ihn sprachlos an. „Wie? Ausgeschlossen?" fragte er stammelnd.

„Ja, ausgeschlossen!" war die kalte Antwort.

Der Doctor sprang wie ein Pfeil in die Höhe und faßte Heinz an die Brust. Er schlug aber nicht zu, der Sohn blickte ihn so eigenthümlich kalt an.

„Schlag' zu," sagte Heinz kühl, „dazu gehört kein Muth, ich bin Dir gegenüber wehrlos."

Die Worte, mehr noch der Ton, in dem sie gesprochen wurden, schnitten dem Doctor in's Herz. So weit war es gekommen, so sprach seiner Agnes Sohn zu ihm! Der Doctor ließ Heinz los und setzte sich auf den Stuhl an seinem Tische; er mußte erst mit dem Schmerze in seiner Brust fertig werden, ehe er wieder sprechen konnte. Hätte Heinz in das zuckende Herz seines Vaters blicken können, er hätte darin viel Liebe zum Sohne gesehen und er wäre auf ihn zugeeilt, hätte ihn umschlungen und ihn um Verzeihung gebeten; aber er sah nur sein wildbewegtes Gesicht und las daraus nur, daß der erwartete Schlag nun gleich erfolgen werde.

Hätte der Doctor in Heinzens Seele schauen können, so hätte auch er darin die Liebe zu dem ähnlich gearteten Vater gelesen, die trotz alledem nicht erloschen war; aber er sah nur das spöttische Gesicht des Sohnes und darum kämpfte er den Schmerz in sich mit gewohnter Kraft nieder. „Der Bube ist herzlos und kalt," dachte er, „soll ich ihm zeigen, wie weh er mir gethan hat, damit er mich verspotte? Nur keine Scene!"

„Was denkst Du nun zu unternehmen?" fragte der Doctor in eisigem Tone.

„Ich werde, wenn Du erlaubst, zu Hause arbeiten und mich auf das Abgangsexamen vorbereiten," war die Antwort. „Ich kann dabei, im Grunde genommen, nur gewinnen."

„Ja wohl, ein Herzogthum in Pilten! Befiehlst Du auch Privatstunden?" fragte der Doctor höhnisch. Unterdrückter Zorn äußerte sich bei ihm immer durch Hohn.

„Wenn Du mir keine ertheilen lassen wirst, werde ich keine erhalten!"

„Sehr wahr, sehr logisch!"

„Ja, sehr wahr!"

Jetzt war der Sohn voll Zorn, der Vater scheinbar kalt. Dem Doctor war es so recht, so war es in der Ordnung. „Sei so klug wie Du willst, mein Junge, ich bin Dir doch um ein gut Stück überlegen," dachte er mit Genugthuung.

„Darf ich vielleicht so frei sein, darnach zu fragen," fuhr er fort und strich mit der Hand über seinen langen Bart, „aus welchem Grunde Du ausgeschlossen bist, oder würde Dir die Beantwortung dieser Frage lästig fallen?"

Heinz zittert am ganzen Leibe vor Aufregung. Diesen Ton kann er auf die Dauer nicht ertragen, dieser Kampfesweise ist er nicht gewachsen. Er blickt dem Vater starr in's Auge und kann darin nichts als Schadenfreude sehen. Er fühlt, wie die Abneigung gegen ihn sich wie ein eiserner Gürtel um sein Herz legt, sich fester und fester zieht.

„Horace wurde von dem Oberlehrer Schreimeier beleidigt," sagte er mit bebender Stimme, „da trat ich für ihn ein."

„Pah," rief der Doctor, indem er nach einem Buche griff, „dachte ich's mir doch, daß der Komödiantensohn dahinter steckt."

Heinz fühlte, wie ihn die ganze Heftigkeit seines Temperamentes überkam. Das Blut drängte sich ihm gegen die Hirnschale, in den Ohren sauste es und vor seinen Augen blitzten tausend Funken. Er wandte sich langsam um und schwankte zur Thür hinaus. Der Doctor sah ihn schwanken und machte eine Bewegung, als ob er aufspringen wollte; aber als er sah, daß Heinz gehen konnte, blieb er sitzen und lauschte nur gespannt auf Heinzens sich entfernende Schritte. Dann schlug er die Hände vor's Gesicht und suchte in hartem Kampfe den Sturm der Gefühle in seiner Brust niederzuhalten.

„O Heinrich Eichenstamm, Heinrich Eichenstamm," rief es da in wildem Weh, „hast Du darum Dein Leben so einsam verbracht, so ruhelos gearbeitet, so rastlos gespart, daß Dir nun Dein einziges Kind gegenübersteht, wie Du einst Deinem Vater? Hast Du darum nach Ansehen, Geld und Macht getrachtet, damit Dein Sohn in's Leben trete, arm und bloß, wie Du einst? Hast Du deshalb gegen das eigene Herz, gegen den Willen Deiner angebeteten Agnes an Heinz die Ruthe nicht geschont, jede Zärtlichkeit unterdrückt, daß er doch so rauh und wild, so hochmüthig und ungefügig werde, wie Du einst? O, Agnes," stöhnte der einsame Mann, „o kehre zurück in dies trübe Leben. Du warst ja immer selbstlos, Dich wird das nicht schrecken! O kehre zurück zu mir, tritt wieder zwischen mich und ihn, schilt wieder uns Beide, versöhne uns Beide wieder! Du bist ja jetzt bei dem Allmächtigen, flehe ihn an, laß ihn nicht, bis er Dich erhört und das Herz des Knaben erweicht. Ich will ja ertragen, daß mich der Sohn straft für das, was ich als Sohn gesündigt; aber erspare Deinem Kinde meine Wege zu wandeln. Bewahre ihn Gott davor, gleich mir, wohin er auch blicke in seiner Umgebung, in allen Mienen nur kalte Achtung, schlecht verdeckte Abneigung zu sehen. O Agnes, es ist ja Dein Kind, Du kannst es nicht dulden, daß es einst so einsam werde wie ich, so verlassen wie ich, so freunde-, so freudlos wie ich!"

So stöhnte Heinrich Eichenstamm und rang verzweifelnd die Hände. Er glaubte demüthig und zerschlagen zu sein — und war doch noch so hochmüthig. Noch härterer Schläge bedurfte es, ihm den harten Sinn zu brechen, und sie sollten nicht ausbleiben.

Während der Doctor so mit sich rang, lag der Sohn oben auf seinem Bette und weinte bitterlich. Er wünschte sich in seinem tiefen

Schmerze den Tod. Wie der Doctor sich einsam und verlassen fühlte von aller Welt, so dünkte auch dem Sohne die Welt eine Einöde. Wie der Vater die Hände und das Herz flehend erhob zu dem einzigen Wesen, das er je geliebt und das ihm der bittere Tod genommen, so rief auch der Sohn die Mutter herbei, daß sie ihn tröste in dem trüben Leben.

„O Mutter," rief er, „warum verließest Du mich? Warum ließest Du mich einsam in dieser Welt, wo Niemand mich liebt, ich Niemanden liebe? Wo mein eigner Vater nichts für mich hat als höhnische Worte und böse Schadenfreude! Habe ich je Anderes von ihm empfangen, als harte Rede, Schläge, Spott und Hohn? Was habe ich gethan, o Mutter, Du mußt es ja wissen, was habe ich gethan, daß er mich gehaßt hat seit meiner Geburt? Ich bin doch Dein Kind, Dich liebte er doch, soweit sein hartes Herz lieben kann; was ist's, das ihn gegen mich einnimmt, daß auch nicht ein Funke von Liebe zu mir in ihm lebt? O Mutter, hilf, gieb ihm, daß, wenn er mich nicht lieben kann, er doch wenigstens den Hohn läßt, den unleidlichen Hohn!"

So weinte Heinz Eichenstamm und schlug sich verzweifelnd die Brust und glaubte sehr demüthig und zerschlagen zu sein — und war doch so hochmüthig! Noch härterer Schläge bedurfte es, ihm den harten Sinn zu brechen, und sie sollten nicht ausbleiben.

Dort unten faßte sich der Vater. „Ich will meine Sache auf Gott stellen," sagte er. „Ist es sein Wille, daß meinem Sohne nichts erspart werden soll von der Bitterkeit des Lebens, so wird es geschehen. Ich will nicht länger eingreifen in sein Geschick, mag er seinen eigenen Weg gehen."

Weinthal rief heute seine Herren vergeblich zu Tisch, sie blieben beide in ihren Zimmern. Erst am Abend trat der Doctor beim Sohne ein. Er sah kalt und hochmüthig aus, wie gewöhnlich; auch Heinzens Augen sah man es nicht mehr an, wie geröthet vom Weinen sie gewesen waren.

„Du mußt Privatstunden nehmen, Heinz," sagte der Doctor indem er sich setzte, gleichgültig; „allein zu arbeiten bringt man in Deinen Jahren noch nicht fertig."

„Wird Dir das nicht eine große Ausgabe sein?" fragte Heinz höflich.

„Nun, daran läßt sich jedenfalls nichts ändern. Sprich also mit den Lehrern und triff Deine Dispositionen. Du bist dann wohl so gut, mich wissen zu lassen, was Du beschlossen hast."

Der Doctor erhob sich, nickte Heinz mit dem Kopfe zu und verließ das Zimmer. Heinz hatte ihm danken wollen, aber ihm versagte die Zunge.

Bald nachdem der Doctor fortgegangen war, kam Weinthal herein. Er that so, als ob er nur käme, um die Lichte hinein zu bringen, in Wahrheit kam er aber, um sich von Heinz ein Licht darüber aufstecken zu lassen, warum der Doctor und Heinz nicht zu Mittag gegessen. Sein Zartgefühl hatte ihm verboten, sich Heinz zu nähern, so lange dieser noch aufgeregt war; aber nun, da er ihn beruhigt sah, machte er sein Recht als der alte Vertraute geltend. Außerdem empfand er mit Heinz, der seiner Meinung nach vom ärgsten Hunger geplagt werden mußte, das tiefste Mitleid.

„Werden Jungherrchen nicht ein Bißchen einbeißen?" fragte er. „Jungherrchen haben den ganzen Tag nichts gegessen."

„Ich danke, Weinthal, ich bin nicht hungrig."

Weinthal erschrak. Da mußte doch etwas Ernsteres zu Grunde liegen, als eine bloße Eichenstamm'sche Familienerörterung, wie er bisher geglaubt hatte.

„Was ist denn geschehen, Jungherrchen?" fragte er.

Heinz erzählte ihm nun sein Erlebniß und Weinthal schüttelte nachdenklich den Kopf. Endlich sagte er:

„Wenn Soeiner Jungherrchen seinen Freund einen ausverschämten Knirps nennen thut, so muß Jungherrchen Soeinen auch einen ausverschämten Knirps heißen thun! Das ist ganz in der Ordnung, denn dazu ist Einer ein Freund! Daß man aber den gnädigen Herrn sein Jungherrchen deshalb aus der Schule fortschicken thut, wird sich der gnädige Herr gewiß nicht gefallen lassen thun. Dazu kenne ich ihm zu gut. Er wird es die Schreiackers schon zeigen!"

Durch diesen Gedanken völlig beruhigt, verließ Weinthal seinen Liebling.

Hammerschläge. I.

Am anderen Tage ging es bei Heinz wirr genug her. Zuerst, schon am frühen Morgen, kam Tante Irene, die durch ihren Mann natürlich sogleich von Heinzens Ungebühr gehört hatte, um das Ihrige zu thun, damit Heinz nachgebe. Sie hatte ihn, trotz der vorgestrigen Scene, doch sehr lieb, und war eine viel zu vernünftige Frau, um nicht einzusehen, daß Heinz vor einer wichtigen Entscheidung stand, einer Entscheidung, von deren Tragweite er selbst natürlich keine deutliche Vorstellung haben konnte. Sie war daher als energische Frau bereits gestern zu Schreimeier gegangen und hatte von dessen Gutmüthigkeit leicht das Versprechen erlangt, daß er seinerseits nichts gegen eine Wiederaufnahme Heinzens in's Gymnasium haben würde, vorausgesetzt natürlich, daß derselbe ihn vor der versammelten Klasse um Verzeihung bitte. Dann hatte sie sich an den Schuldirector gewandt, und auch dieser, der Heinz als guten Schüler und vielversprechenden Jüngling schätzte, hatte ihr erklärt, daß, falls Schreimeier Heinzens Abbitte für genügend erachte, er seinerseits auch geneigt sei, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Er konnte das umsomehr, da Tante Irene dafür zu sorgen versprach, daß Heinz tüchtig der Kopf gewaschen werden solle.

Mit diesen Nachrichten nun hatte sie sich zu ihrem Bruder begeben, denselben aber in Bezug auf Heinz zurückhaltender denn je gefunden. Ja, er hatte ihr nur zu deutlich zu verstehen gegeben, daß ihm ihre Einmischung in die Sache keineswegs lieb sei. „Nicht verlangte Hülfe," hatte er gesagt, „ist eben so nutzlos wie unerbetener Rath, und kann eher schaden als nützen, und zumal die Frauen sollten froh sein, wenn sie mit Streit und Aergerniß nichts zu schaffen haben." „Außerdem," hatte er hinzugefügt, indem er aufstand und unter seinen Papieren zu kramen begann, „sind alle Deine Bemühungen jedenfalls erfolglos und unnütz, denn so weit ich den Jungen kenne, ist er viel

zu hochmüthig, um auf die Abbitte einzugehen." Tante Irene war darauf über die Gleichgültigkeit, mit der ihr der Bruder die wichtige Angelegenheit anzusehen schien, in große Entrüstung gerathen, und hatte eben begonnen, ihm seine Vaterpflichten auseinander zu setzen, als sie der Bruder dadurch unterbrach, daß er einfach, ohne ein Wort zu erwidern, das Zimmer verließ. Die Rücksichtslosigkeit und der Undank, die aus seinem Verfahren sprachen, hatten der Schwester zwar Anfangs eine Fluth von Thränen gekostet, sie hatte sich aber bald gefaßt und beschlossen, den Sohn die Rauheit des Vaters nicht entgelten zu lassen und ihn, nöthigenfalls auch gegen seinen Willen, zur Vernunft zu bringen.

Sie begann übrigens, durch das eben Erlebte gewitzigt, Heinz gegenüber mit großer Sanftmuth, und suchte ihn kluger Weise namentlich von der Seite des Edelsinns zu fassen. Indem sie sich neben ihn an's Fenster setzte und die eine Hand auf seine Schulter legte, während sie mit der andern, wie das ihre Gewohnheit war, von Zeit zu Zeit ihre reichen kastanienbraunen Flechten ordnete, stellte sie ihm vor, daß, wenn sie auch zugeben müsse, daß er schwer gereizt worden sei, und wenn sie es auch nur edel finden könne, daß er für seinen Freund eingetreten, sie dennoch nicht umhin könne, sein Benehmen als ein durchaus unerlaubtes zu bezeichnen. Sie stellte ihm vor, was für ein trauriges Leben Schreimeier, der ein alter, einsam dastehender Junggeselle war, führe, und wie sehr er, der sich von jeder Gesellschaft zurückziehe, ganz seinen Schülern lebe. Schreimeier sei bei allen seinen Schwächen doch ein grundguter Mensch, der nicht nur Heinz ganz besonders lieb habe, sondern auch seinen übrigen Schülern herzlich zugethan sei. Aber wenn er auch wirklich ein schlechter Lehrer wäre, so sei es doch völlig unstatthaft und gegen jede sittliche Ordnung, daß es dem einzelnen Schüler freistehen sollte, seiner subjectiven Meinung einen Ausdruck zu verleihen, denn der Lehrer vertrete ja in seiner Person die Obrigkeit und habe als solche volles Recht, unbedingten Gehorsam zu verlangen. Die Ueberzeugung davon würde sich bei einigem Nachdenken auch Heinzens Kameraden aufdrängen, und Heinz würde daher in wenigen Tagen gewahr werden, daß eine Menschenmenge zwar unter der Gewalt des Augenblickes einem kühnen und entschlossenen Führer überall hin folge, daß sie aber, sobald sie Zeit zum

Nachdenken finde, sich in eine Anzahl Einzelwesen auflöse, deren jedes lediglich seinen eignen Entschlüssen folge. Sie schloß damit, daß sie Heinz von den Bedingungen, an die seine Wiederaufnahme in das Gymnasium geknüpft war, benachrichtigte und ihn beschwor, nicht seinem Eigensinn und seinem Hochmuthe, sondern nur den Eingebungen seiner Vernunft und seines guten Herzens zu folgen. Thue er das nicht, verlasse er die Schule, ehe er sie beendet, so werde er dadurch zwar scheinbar nichts verlieren, in Wahrheit aber eine große moralische Einbuße erleiden. Es sei nämlich, ganz abgesehen von allen anderen Gründen, die Absolvirung der Schule, die erste große Aufgabe, die der Mensch zu lösen habe; es sei daher von der größten Bedeutung, wie sie gelöst werde, denn einmal vom Pfade des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens abgedrängt, verliere der Mensch nur zu leicht jene Tüchtigkeit und Stätigkeit des Wollens, die im Leben einzig und allein den Erfolg verbürge. Sie ihrerseits erhoffe Großes von ihm, wenn sie auch besorge, daß sein Temperament ihm noch viele Gefahren bereiten werde, und eben darum erwarte sie von ihm eine vernünftige Entscheidung.

Wäre Heinz einige Jahre älter gewesen, als er es war, oder hätte der Hochmuth in ihm nicht so tiefe Wurzeln geschlagen, so würde er das Gewicht der Gründe, welche die weltkluge Tante in's Feld führte, anerkannt und nachgegeben haben. So aber verstand er den einen, und zwar den besten Theil ihrer Rede gar nicht, der andere, der von der bürgerlichen und sittlichen Ordnung handelte, erschien ihm spießbürgerlich und eines hohen Geistes unwerth; der dritte endlich, der sich auf Schreimeiers Guthmüthigkeit und das muthmaßliche Verhalten seiner Kameraden bezog, kam ihm in der gereizten Stimmung, in der er sich befand, theils verächtlich, theils unglaublich vor. Er steifte sich daher darauf, daß er von Schreimeier zuerst beleidigt worden sei, und daß er daher von diesem durchaus keine Verzeihung zu erbitten habe, sowie auf den Umstand, daß er, falls er Privatstunden nehme, sein Examen in eben so kurzer Zeit machen könne, als wenn er fortfahre, die Schule zu besuchen. Es entstand zwischen den Beiden nun ein lebhafter Wortwechsel, in dem der Tante der kurze Geduldsfaden nur zu bald riß, und der daher, wie in der Familie üblich, mit einem großen Eclat schloß. Tante Irene verließ weinend das Haus

und hatte für alle ihre Bemühungen keinen andern Dank, als daß Weinthal, der sie hinausgeleitete, ihr eine zeitlang nachdenklich nachsah und endlich seine Gedankenreihe mit den Worten schloß: „Schade, daß den gnädigen Herrn seine Schwester nicht den gnädigen Herrn sein Bruder ist; das wäre ein Kerl!“ Dann schloß er die Thür und ging, indem er vor sich hinmurmelte: „Aber mein Jungherrchen ist ihr doch über,“ seinen Verrichtungen nach.

Kaum war die Tante fort, so kamen die Freunde, und Heinz hatte zu seinem nicht geringen Erstaunen Gelegenheit, schon jetzt zu erkennen, wie richtig die Tante geurtheilt hatte. Der Schulinspector, der seine Leute kannte, hatte die ganze Klasse versammelt und ihr in seiner ruhigen, überlegenen Weise vorgestellt, daß doch unmöglich ein Schüler sich herausnehmen dürfe, seinen Lehrer einen Unverschämten zu nennen; daß in dem Lehrer doch eigentlich die ganze Schule beleidigt sei, und daß man schwerlich nachsichtiger verfahren könne, als sich mit einer einfachen Abbitte genügen zu lassen. Zuletzt hatte er dann noch ganz kaltblütig erklärt, daß ein Jeder, der sich künftighin in irgend einer Weise Herrn Schreimeier gegenüber vergehe, sich ohne weiteres als ausgeschlossen betrachten solle. Er hatte dann noch mit ein Paar einflußreichen Schülern unter vier Augen gesprochen und zuletzt die Genugthuung gehabt, einen völligen Umschlag der Stimmung zu bewirken. Es hieß jetzt allgemein: „Eichenstamm hat zwar ganz recht gehandelt, aber er muß nachgeben,“ und als Heinz, der in diesem Ansinnen eitel Verrath erblickte, nun kurz und verächtlich erklärte, er werde nun und nimmermehr um Verzeihung bitten, so bewirkte er dadurch, daß seine bisherigen Genossen, die durch den Ton seiner Rede verletzt waren, und ein keineswegs ruhiges Gewissen hatten, sein Betragen ebenso heftig als Trotz und Hochmuth verurtheilten, wie sie es am Tage vorher als Heldenmuth und Großthat gefeiert hatten.

Heinz empfand das Verhalten der Kameraden einerseits schmerzlich, andererseits war es ihm aber auch eben recht. Es erschien ihm ganz in der Ordnung, daß andere Menschen feig und verächtlich handelten; daß sie so seien, hatte er ja immer geglaubt. Er durfte dadurch nicht überrascht sein, daß er sie fand, wie er von vornherein angenommen hatte. Erst von dem dunkeln Hintergrunde der nichtsnutzigen Masse kann sich der Edle leuchtend abheben. Er erklärte da-

her seinen Entschluß, nicht nachzugeben, ohne sich irgend dabei zu ereifern, mit derselben kühlen, beleidigenden Höflichkeit, die seinem Vater eigen war. So blieben denn nur Horace und Karlchen Maier, beide in großer Aufregung, bei Heinz zurück und strengten ihre Beredsamkeit an, um Heinzens Entschluß rückgängig zu machen, und ihn zur Abbitte zu bewegen.

„Liebster Heinz," rief Horace zuletzt, indem er in Thränen ausbrach, „ich werde es mir nie verzeihen, daß ich Dich in diese Unannehmlichkeit gestürzt habe. Glaube mir, ich wenigstens werde Dich nicht im Stich lassen, ich weiß sehr wohl, daß ich Dich nicht verlassen darf, und Madeleine ist auch dieser Meinung; aber nicht wahr, Heinz, Du nimmst es mir nicht übel, wenn ich es noch ein Paar Tage anstehen lasse? O, Du weißt nicht, Heinz, wie betrübt Mama sein wird, wenn ich das Gymnasium verlassen muß!"

„So bleibe doch darin," rief Heinz lachend, indem er Horace's Hand ergriff und herzlich drückte. „Ich werde mich freuen, wenn mein Ausschluß Dir eine bessere Behandlung von Seiten Schreimeiers verschafft und finde es wirklich nur ganz natürlich, wenn Du bleibst."

„Natürlich, Horace, natürlich," nahm Karlchen Maier jetzt das Wort. „Wir bleiben Alle, Heinz, Sie und ich. O, gewiß! Du wirst doch einsehen, Heinz, daß man nichts Unbilliges von Dir verlangt, nichts, was sich mit Deiner Ehre nicht vertrüge. Natürlich!"

„Ich bleibe nimmermehr," sagte Heinz kalt, „es sei denn, daß Schreimeier hier zu mir in's Haus kommt und mich hier in meinem Zimmer um Verzeihung bittet."

Karlchen Maier gerieth in die äußerste Entrüstung:

„Unsinn, Heinz, Unsinn!" schrie er, „Du bist toll! Horace, ist er nicht toll? Nun, gut, ich werde Dich deshalb nicht verlassen, ich nicht, ich gewiß nicht! Es ist rein toll von Dir, Heinz, aber ich meinen Freund in der Noth im Stich lassen? Ne, ist nicht. Hol' der Teufel das ganze Gymnasium, Heinz, o, gewiß, und Dich dazu, Heinz, natürlich, aber dazu hab' ich Dich viel zu lieb, und dazu bin ich viel zu ehrlich, Dich jetzt im Stich zu lassen! Natürlich! O!"

Damit ergriff Karlchen Maier seine Mütze und stürzte, ohne sich von Heinz aufhalten zu lassen, grade auf die Straße hinaus. Er

wußte gar wohl, daß Heinz Unrecht hatte, er wußte auch, daß seine Mutter eine arme Wittwe war, und er liebte sie viel zu sehr, um nicht mit tiefem Schmerz an den Kummer zu denken, den sein Vorhaben ihr verursachen mußte, er wußte endlich auch, daß seine Erziehung ihr schwer genug wurde; aber in diesem geistig beschränkten Jünglinge lebte etwas von jener uralt germanischen Treue, wie sie einst das Gefolge band an den selbstgewählten Führer, wie sie noch jetzt den Deutschen an seinem Fürsten hängen läßt, dem er Treue geschworen hat, auch wenn dieser auf Abwege gerathen ist. Nicht einen Augenblick besann er sich, was er zu thun habe, sobald Heinz sich als unerschütterlich erwies. Er ging von Heinz direct zum Inspector und erklärte ihm kurz heraus, daß, falls Heinz ausgeschlossen würde, er darum bitte, sein Geschick theilen zu dürfen. Der Inspector versuchte vergeblich, ihn von seinem Entschluß abzubringen, Gefühle lassen sich durch Gründe nicht bestimmen, und es blieb ihm nichts übrig, als Maiers Verlangen der Conferenz mitzutheilen. Karlchen Maier erzählte dann zu Hause, was er gethan habe, und ließ sich auch dort durch die Bitten seiner Mutter und Schwester nicht bewegen, seinen Entschluß aufzugeben. Weichen Herzens, wie er war, weinte er mit ihnen bitterlich, hielt aber unwandelbar daran fest, sein gegebenes Wort zu halten und Heinzens Loos zu theilen.

Wie beneidete ihn Horace um seine rasche Entschlossenheit! Er hatte der Schwester sogleich erzählt, wie energisch Heinz sich seiner angenommen hatte und hatte ihr dann gebeichtet, daß er nicht den Muth gehabt habe, zugleich mit Heinz die Klasse zu verlassen. Madeleine war darüber ganz außer sich gerathen, hatte ihn mit Vorwürfen überhäuft und an ihn die kategorische Anforderung gestellt, sogleich zum Inspector zu gehen, und die Erklärung abzugeben, daß er entschlossen sei, Heinzens Schicksal zu theilen, ja sie hatte sich erboten, für ihn diesen Schritt zu thun. „Ich bin nur ein Mädchen," sagte sie mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, „aber ich könnte für Eichenstamm, für Jemand, der so mannhaft für meinen Bruder eingestanden, vor einen König treten und ihm zuzurufen: „Sire, hier ist noch Jemand der straffällig ist!" Parbleu, das thäte ich, und wenn Eichenstamm den Kopf verwirkt hätte." Durch ihre leidenschaftlichen Worte angeregt, begab sich Horace auf den Weg zum Inspector, aber

jedes selbstständigen Handelns ungewohnt, konnte er seinen Entschluß nicht zur Ausführung bringen, obgleich er wohl ein Paar Stunden lang vor des Inspectors Hause hin und herging und mehrmals nach der Glocke griff, ohne sie jedoch zu berühren. „Ach, wenn doch noch Monsieur Bertrand am Leben wäre!" seufzte er in seiner Seelenangst und wiederholte diese Worte immer und immer wieder. Endlich kam ihm ein glücklicher Gedanke, und verhältnißmäßig ruhig kehrte er nach Hause zurück.

Auf Madeleinens Frage nach dem Erfolge seines Ausganges antwortete er geheimnißvoll abwehrend und begab sich am anderen Morgen, während Madeleine noch schlief, als ob nichts geschehen wäre, in's Gymnasium. Er wußte, daß Schreimeier an diesem Tage die erste Stunde gab, und hatte seinen Plan darauf hin angelegt. Schreimeier eröffnete, wie Horace erwartet hatte, die Stunde mit einigen Worten, in denen er sich Horace gegenüber entschuldigte, und reichte ihm zum Schluß die Hand. Horace aber war nicht nur, während der Lehrer zu ihm sprach, nicht aufgestanden, sondern blieb auch jetzt regungslos sitzen, indem er die Hände tief in den Hosentaschen hielt und die Wand mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Die Kameraden lachten, Schreimeier stieg das Blut zu Kopf. „Ich erlaube mir," sagte er mit mühsam unterdrückter Heftigkeit, „Ihnen die Hand zur Versöhnung zu bieten. Horace saß, feuerroth im Gesicht, regungslos da, während Herr Schreimeier sprach. Er war in seinem Herzen überglücklich. Passiven Muth hatte er für zehn. Die Kameraden lachten wieder, und jetzt lauter. „Balteville, verlassen Sie augenblicklich die Klasse," schrie Schreimeier jetzt empört und stampfte mit dem Fuße. Horace rührte sich nicht. Schreimeier stürzte nun hinaus, um den Inspector zu rufen, die Schüler lachten und schrien durcheinander; erst als Schreimeier mit dem Inspector zurückkehrte, wurde es todtenstill. „Herr Oberlehrer Schreimeier sagt mir," begann der Inspector, hielt aber plötzlich inne, da er sah, daß Horace auch jetzt unbeweglich sitzen blieb. „Ich spreche mit Ihnen, Balteville," sagte er streng, „stehen Sie auf." Horace rührte sich nicht, und erst als es hieß: „Verlassen Sie augenblicklich die Klasse und kehren Sie nicht mehr zurück," sprang er wie electrisirt auf, ergriff voll Jubel seine Bücher, rief unwillkürlich dem Inspector ein: « Mille fois merci » zu und verließ rasch das

Zimmer. Diesmal konnte selbst die Gegenwart des Inspectors nicht verhüten, daß die ganze Klasse, der Horacens Betragen wie ein wohlvorbereiteter, schlechter Witz erscheinen mußte, in ein schallendes Gelächter ausbrach, ein Gelächter, das die Einzelnen nachher mit einer Stunde Nachsitzen keineswegs zu theuer erkauft zu haben glaubten. Horace eilte unterdessen frohlockend nach Hause, und fiel daselbst der Schwester mit dem jubelnden Ausrufe: «Grace au ciel, Madeleine, grace au ciel, on m'a renvoyé du collège!» um den Hals.

Doch wir wollen zum gestrigen Tage und zu Heinz zurückkehren. Dieser ging, nachdem auch noch der Onkel Konrad zu ihm gekommen war, und ihn ungefähr mit denselben Gründen und mit ganz demselben Erfolge, wie Tante Irene, zur Nachgiebigkeit zu bewegen gesucht hatte, ein wenig in das Gärtchen hinab, in welchem er Tante Agathe zu finden hoffte, und wollte, als er sie dort nicht traf, eben zu ihr gehen, als er einen Reiter in den Hof sprengen sah, in welchem er den Wagger aus Waldhof, dem Gute des Doctors, erkannte. Der Mann stieg vom Pferde, und indem er dem schweißtriefenden, mit Schaume bedeckten Thiere den Zügel über den Hals warf, fragte er, ohne sich Zeit zu nehmen, die Mütze zu ziehen, ob der Doctor zu Hause sei, und eilte dann, als die Frage bejaht worden war, ohne auf Heinzens ängstliche Frage zu antworten, in das Haus, in das ihm Heinz, von unbestimmter Furcht ergriffen, schnell folgte. Beim Vater angelangt, hörte er, wie der Wagger, indem er die Mütze zu einer Rolle zusammendrehte, berichtete, daß am Morgen in Waldhof der Milzbrand ausgebrochen sei und überaus heftig auftrete.

Der Doctor fragte ihn darauf, indem er kreidebleich wurde und sich mit der Rechten an der Lehne seines Armstuhls festhielt, ob auch bereits viele Todesfälle vorgekommen seien. Als dies bejaht wurde, sprang er auf und eilte, indem er dem ihm folgenden Wagger befahl, sogleich zum Thierarzte zu laufen, dem Stalle zu. Heinz, der die Größe des drohenden Verlustes nicht übersehen konnte, und der den erschütternden Eindruck, den die Nachricht auf seinen Vater machte, nicht recht verstand, folgte ihm, von seinem Schreck angesteckt, und als er sah, daß der Doctor, ohne den Kutscher herbeizurufen, dem schnellsten Pferde einen Zaum überwarf, es schnell sattelte und sich dann hinauf

schwang, folgte er seinem Beispiele. Wenige Augenblicke darauf flogen Beide, so schnell die Pferde sie tragen konnten, die Hauptstraße hinab. Der Doctor, ganz von seinen Gedanken in Anspruch genommen, schien des Sohnes Gegenwart gar nicht zu bemerken, und war nur bemüht, durch wilden Zuruf und Hackenschläge sein Thier zu noch flüchtigerem Laufe anzufeuern. Ein großer Theil seines Vermögens stand auf dem Spiele, denn er hatte, wie die meisten Leute, die ein Gut kaufen und verwalten, ohne Landwirthe zu sein, damit angefangen, daß er für eine enorme Summe eine Heerde prachtvollen ostfriesischen Viehes direct aus Friesland verschrieben und auf die Fütterung und Pflege der Thiere viel Geld verwendet hatte, indem er von Jahr zu Jahr hoffte, daß der Augenblick bald eintreten müsse, wo er die Auslage mit Zinseszins zurückerhalten würde.

Heinz überkam bald jene wilde Lust, die solch ein wilder Ritt der Jugend und Kraft einzuflößen pflegt, und erst als sie den Hof erreicht hatten und von den Pferden gesprungen waren, wurde er sich der traurigen Veranlassung ihrer Eile wieder bewußt.

Der Hof bot einen schrecklichen Anblick dar. Man hatte die ganze Heerde auf ihm zusammengetrieben, und der Anblick der todten und kranken Thiere, sowie das laute Weinen und Heulen der mit den Thieren beschäftigten Menschen machten einen erschütternden Eindruck. Das schöne, schwarze Haar der sonst so stattlichen Rinder war jetzt glanzlos, rauh und struppig, die Beine schienen den Körper nicht tragen zu können, aus der Nase floß blutiger Schleim. Geifer bedeckte das Maul, in dem die Zähne aufeinander knirschten, der Athem ging schnell und ängstlich, heftig bewegten sich die Flanken. Von Zeit zu Zeit versuchte ein Thier zu gehen, wankte und sank dann laut brüllend zusammen. Dann sprang es wieder auf, um bald abermals nieder zu fallen. Die todten Thiere verbreiteten einen häßlichen Verwesungsgeruch.

Der Doctor griff mit voller Energie ein. Er ließ zunächst die Knechte und Mägde die wenigen noch gesunden Thiere aus dem Hofe treiben, trennte dann die alten und ganz jungen, bei denen er noch Rettung für möglich hielt, von den übrigen und befahl, die Gestürzten hinwegzuräumen. In einer Stunde war einigermaßen Ordnung geschafft, die klagenden Frauen entfernt und ein Wagen dem Thierarzte ent-

gegengeschickt. Diesen erwartend gingen Vater und Sohn mit großen Schritten im Hofe auf und ab. Endlich kam der Mann, aber er brachte schlechten Trost, denn er erklärte die ganze Heerde für rettungslos verloren. Der Doctor kehrte ihm, ohne ein Wort zu erwidern, den Rücken zu und eilte zu den kranken Thieren. Unthätig dem Unglücke zuzusehen, wehrlos das Geschick über sich ergehen zu lassen, war er völlig außer Stande. Obgleich er sich im Grunde selbst sagen mußte, daß der Thierarzt Recht hatte, so befahl er doch den Knechten, die erkrankten Thiere mit Stroh abzureiben und ließ andern selbst zur Ader. „Läßt sich denn absolut nichts thun?“ fragte Heinz seinerseits den Thierarzt. Dieser zuckte die Achseln. „Wir können Arsenik versuchen,“ sagte er, „aber es wird nichts helfen.“ Er nahm aus seinem Arzneikästchen ein paar Kügelchen und reichte sie Heinz, der mit ihnen auf ein junges Thier zueilte. Während er sich bemühte, ihm das Maul aufzureißen, wurde der Doctor sein Vorhaben gewahr. „Was hast Du da?“ rief er herbeieilend, und als Heinz ihm erwiderte, es sei Arsenik, riß er ihm die Hände vom Maule des Thieres. „Das Mittel ist gut, aber Du darfst es ihm nicht geben,“ rief er, der heiße Athem kann Dich anstecken.“ Heinz wollte sich nicht fügen, der Vater aber sah ihn mit einem so wilden Blicke an, daß er scheu bei Seite trat. Der Doctor gab nun selbst das Gift, aber die Thiere starben ihm unter den Händen. Den ganzen Tag über eilte er von einem Thiere zum andern, aber als die Sonne unterging, war die ganze Heerde, mit wenigen Ausnahmen, todt.

Der Doctor war bis zuletzt thätig gewesen. In den letzten Stunden hatte er kein Wort gesprochen. Schweigend saß er jetzt auf den Stufen der Freitreppe, ließ seinen Bart durch seine Hand gleiten und starrte finster vor sich hin. Der Sohn, der neben ihm saß, blickte von Zeit zu Zeit voll Mitgefühl auf ihn, wagte es aber nicht, das Schweigen zu brechen. Erst spät, als der Mond schon längst auf den Hof schien, erhob sich der Doctor. „Ist der Kutscher schon hier?“ fragte er. Heinz lief zum Stalle und ließ anspannen. Der Wagger kam, um nach Diesem und Jenem zu fragen, sein Herr aber sah ihn nur starr an und antwortete nicht. Als der Doctor in den Wagen stieg glitt er aus. „Zum Teufel,“ schrie er wild, „soll ich auch nicht mehr gehen können!“ und sprang hinein. Als sie eine Strecke gefahren

waren, sagte er dumpf: „Noch solch ein Schlag und wir sind Bettler!"

„Was liegt an dem Plunder!" antwortete der Sohn.

Der Vater wandte sich um und sah Heinz scharf in's Gesicht. Heinz schien es, als ob der Vater plötzlich um viele Jahre älter geworden sei, oder war es nur der trügerische Mondschein, der ihm das so erscheinen ließ?

„Ja, ja," sagte der Doctor, indem er sich schwer seufzend abwandte, „Du bist auf dem Wege zum Bettelstabe und wirst den Werth des Geldes erst erkennen, wenn Du keins mehr haben wirst."

Der Doctor sagte das in einem traurigen, ihm sonst ganz fremden Tone.

Als sie zu Hause anlangten, schien ihm das Aussteigen schwer zu werden, aber er wurde nicht wieder heftig. „Gieb mir Deinen Arm," sagte er ruhig zu Heinz. Dann ging er sogleich in sein Schlafzimmer.

Heinz, der den ganzen Tag über nichts gegessen hatte, war diesmal trotz aller Aufregung sehr hungrig. Als Weinthal ihm nach einiger Zeit ein improvisirtes Mahl auf sein Zimmer brachte, sah er, daß der brave Mensch ganz verweinte Augen hatte. Heinz drückte ihm die Hand. „Du lieber Gottchen," sagte Weinthal, indem er Heinzens Hand küßte, „was habe ich nicht geweint! Ich, Annettchen und Emma, wir sind den ganzen Tag in einem Weinen gewesen! Und gegen so'n Unglück thut auch Nichts helfen. Kaum wie der gnädige Herr und Jungherrchen fort waren, haben wir alle drei angefangen das Gesangbuch zu singen und haben den ganzen Tag gesungen, aber es hat rein Garnichts geholfen. Ach, und wie sehen der gnädige Herr aus, nicht zum Wiedererkennen! Mein armer, lieber gnädiger Herr!"

Heinz beruhigte Weinthal so viel er konnte, dann stand er, einem plötzlichen Impulse folgend, auf und ging zum Vater. Er fand ihn bereits im Bette. Als er eintrat, wandte sich der Doctor um. „Vater, bist Du krank?" fragte Heinz, indem er die Hand auf des Vaters Schulter legte und sich auf den Rand des Bettes setzte. Der Doctor ergriff die Hand seines Sohnes und drückte sie warm. „Ich danke Dir, Heinz, sagte er sehr herzlich, „ich bin nicht krank, aber todtmüde. Du wirst auch müde sein, wollen wir Beide schlafen."

Heinz ging. „Was liegt an dem Plunder!" murmelte er nachdenklich.

Hammerschläge. II.

Der Doctor fieberte am folgenden Tage und mußte auf Anordnung des herbeigerufenen Onkels Konrad das Bett hüten. Die weiche Stimmung vom gestrigen Abend hatte ihn völlig verlassen; er war wieder ganz in Eichenstamm'scher Laune. Obgleich selbst Arzt, war er doch der ungeduldigste Patient, der sich denken läßt, was sich nicht nur durch sein Temperament, sondern auch durch den Umstand erklärte, daß er fast nie krank oder auch nur unwohl gewesen war. Heinz hatte sich dem Vater zur Verfügung gestellt, seine Hülfe war aber, wenn auch in freundlicher Weise, zurückgewiesen worden, und Tante Agathe nebst Weinthal hatten die Aufgabe, den unruhigen Kranken zu pflegen. Heinz bedauerte des Vaters Unwohlsein umsomehr, als am Morgen Lelia die Nachricht brachte, daß ihr Vater in der Nacht heftig erkrankt sei. Sie war, nachdem ihr der Bescheid geworden, daß der Doctor selbst krank darniederliege, sogleich zu Onkel Konrad geeilt, und von diesem erfuhr nun Heinz, daß Rechberg aller Wahrscheinlichkeit nach den Scharlach habe, der augenblicklich epidemisch sei und meist überaus bösartig verlaufe.

„Du darfst auf keinen Fall hingehen, Heinz," hatte der Onkel gesagt, aber kaum war er fort, so überschritt Heinz auch bereits den Kanal. Wenn er gewußt hätte, daß er sich dadurch einem gewissen, qualvollen Tode aussetzte, so hätte er deshalb doch keinen Augenblick gezögert.

„Vor allen Dingen muß Lelia entfernt werden," murmelte er, indem er rasch über den Hof schritt.

Als er das Krankenzimmer betreten, währte es eine Weile, bis er sich an die, in demselben herrschende Dunkelheit gewöhnte und Lelia und den Großvater, die am Bette des schwer stöhnenden Kranken saßen, gewahr wurde. Er winkte Lelia, ihm zu folgen, und als sie Beide das Zimmer verlassen hatten, ergriff er ihre Hand und rief eifrig:

„Du darfst durchaus nicht wieder hineingehen, Lelia! Dein Vater hat den Scharlach und Du hast diese Krankheit noch nicht gehabt. Dein Großvater und ich werden den Kranken besser pflegen, als Du es vermöchtest."

„Du kannst doch unmöglich erwarten, Heinz," erwiderte Lelia, „daß ich aus Furcht vor Ansteckung es unterlassen sollte, meinen kranken Vater zu pflegen?"

„Gewiß, Lelia, gewiß erwarte ich das. Du darfst ihn nicht pflegen, denn Du bist selbst nicht geschützt."

„Aber Du ja doch auch nicht."

„Was liegt an mir!"

Lelia betrachtete mit Verwunderung sein leidenschaftlich erregtes Gesicht. Der Gedanke, an Lelia's Statt gewissermaßen für sie zu leiden oder zu sterben, hatte für ihn nicht nur nichts Schreckliches, sondern war ihm wunderbar schön.

„Ich danke Dir, lieber Heinz," sagte sie herzlich, „aber ich kann Dein freundliches Anerbieten nicht annehmen." Damit wandte sie sich ab und wollte sich wieder zum Vater begeben, Heinz aber vertrat ihr den Weg.

„Du wirst nicht wieder zum Kranken zurückkehren," sagte er mit fester Stimme, und als sie mit einer schnellen Bewegung an ihm vorüber huschen wollte, umfing er sie mit beiden Armen, trug sie ein paar Schritte zurück und ließ sie dann, ohne ein Wort zu sagen, wieder frei.

In Lelia kämpften Entrüstung über Heinzens gewaltthätiges und eigenwilliges Verfahren mit dem Bewußtsein, daß er es ja allerdings gut meinte und mit der Sorge um den Vater.

Die Entrüstung siegte. „Laß mich auf der Stelle gehen!" rief sie erzürnt, aber Heinz vertrat ihr nun erst recht den Weg.

„Du darfst nicht krank werden!" sagte er.

„Was geht Dich meine Krankheit an!" rief sie heftig. „Laß mich, Heinz, hörst Du; Du treibst mich dazu, nach Hülfe zu rufen! Laß mich, ich will zu meinem kranken Vater! Was geht es Dich an, ob ich krank werde oder nicht?"

Sie suchte unterdessen auf jede Weise an ihm vorüber zu kommen, aber er hielt sie schweigend zurück.

„Heinz, das ist nichtswürdig von Dir, das ist feig," rief sie, in Thränen ausbrechend; „Du mißbrauchst Deine Kraft einem wehrlosen Mädchen gegenüber."

„Du darfst nicht krank werden," wiederholte er in einem Tone, der soviel hieß: Und wenn ich Dich erschlagen müßte, aber krank werden darfst Du nicht."

„Liebster Heinz," bat Lelia nun, „bitte, bitte, laß mich zum Vater! Ich weiß ja, Du meinst es gut, aber ich würde vor Angst sterben, wenn ich nicht bei ihm wäre."

Heinz schüttelte den Kopf. „Ich werde Dir, so oft Du willst, jede Auskunft ertheilen," sagte er, „aber hinein sollst Du nicht und wenn die ganze Stadt Dir helfen würde!"

Lelia ging in größter Aufregung im Zimmer auf und nieder. Was sollte sie thun? Sie wußte, daß Heinz eigensinnig genug war, seinen Willen auch dem Großvater gegenüber geltend zu machen, und doch mußte sie zum Vater. Endlich war ihr Entschluß gefaßt. Sie eilte in's Vorhaus und Heinz sah mit Verwunderung, daß sie ihren Hut ergriff.

„Wo willst Du hin?" fragte er.

„Zu Onkel Konrad, zu Tante Irene. Die sollen mich von Dir befreien," erwiderte sie schluchzend und verließ das Haus.

Heinz sah ihr lächelnd nach. „Du sollst nicht krank werden!" sagte er halblaut und kehrte in's Krankenzimmer zurück, dessen Thür er hinter sich verschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte. Dem Großvater, der sein Gebahren mit Verwunderung angesehen hatte, erzählte er darauf mit leiser, flüsternder Stimme, was er gethan hatte, und daß er fest entschlossen sei, seinen Willen durchzusetzen. Der alte Mann erkannte sogleich, daß hier mit Zureden Nichts zu machen war und daß es kein anderes Mittel gab, den übereifrigen jungen Freund zum Nachgeben zu bringen, als ihm Zeit zum Nachdenken über das Gewaltsame seines Handelns zu lassen. Was ihn aber viel mehr beunruhigte, war, daß er aus Heinzens Verfahren die unumstößliche Gewißheit erhielt, daß derselbe seine Enkelin liebe, ein Umstand, der ihn mit großer Sorge erfüllte, denn wie gern er auch Heinz hatte, so erschien ihm dessen Charakter doch keineswegs geeignet, Lelia glücklich zu machen, selbst wenn sie späterhin andere als verwandtschaftliche

Gefühle für ihn hegen sollte. Im entgegengesetzten Falle aber sah er voraus, daß Heinz nicht der Mann war, das geliebte Mädchen ohne Kampf die Braut eines Andern werden zu lassen.

Als Lelia nach einer halben Stunde mit Tante Irene und Onkel Konrad zurückkehrte und man die Thür verschlossen fand, wurde zunächst Kriegsrath gehalten. Tante Irene, bis in's innerste Herz über das eigenmächtige Verfahren des Neffen erzürnt, war dafür, einen Schlosser kommen und die Thür aufbrechen zu lassen.

„Wenn wir dem tollen Jungen solche Dinge durchlassen," rief sie, „so wird er uns gelegentlich einmal das Haus über dem Kopfe anzünden. Wir sind es sowohl dem armen Kinde hier (dabei wies sie auf Lelia) als auch Heinz selbst schuldig, daß wir alle Energie anwenden, seinen Trotz zu brechen."

Der Doctor Konrad, der ohnehin geneigt war, Heinzens in der Familie keineswegs unerhörtes Betragen von der humoristischen Seite aufzufassen, wendete dagegen ein, daß man doch unmöglich aus pädagogischen Rücksichten möglicherweise den Tod des Kranken herbeiführen könne, und redete Lelia zu, nachzugeben. Diese, der es einzig und allein darauf ankam, zum Vater zu gelangen und die von der größten Angst ergriffen war, ihr Vater könne sie unterdessen vermissen oder gar sterben, klopfte leise an die Thür und als des Großvaters Stimme fragte, wer da sei, bat sie flehentlich um Einlaß.

Der Großvater wandte sich nun an Heinz mit der Bitte um den Schlüssel, indem er ihm versprach, Lelia unter keiner Bedingung hereinzulassen, und er erhielt ihn darauf wirklich. Draußen gelang es ihm nicht ohne Mühe, von Lelia und den Uebrigen zu erlangen, daß sie ihm bis zum Abend Zeit ließen, Heinz zu erweichen, worauf er in's Krankenzimmer zurückkehrte und schweigend seinen Platz wieder einnahm.

Der Notar war sehr krank. Er lag, ohne irre zu reden, fast regungslos im Halbschlafe und griff nur von Zeit zu Zeit mit der Hand mechanisch nach dem Halse. Stundenlang saßen die beiden Pfleger schweigend nebeneinander. Dann ging der Greis ein wenig hinaus, tröstete Lelia soviel er konnte und brachte frisches Wasser hinein, mit dem sie den Kranken wuschen. Nachdem sie wieder ihre Plätze eingenommen hatten, sagte der Großvater:

„Arme Lelia!“

„Fürchtest Du, daß der Onkel sterben könnte?“ fragte Heinz ängstlich.

„Ich fürchte es!“ war die Antwort. „Joseph war nie kräftig; ich glaube nicht, daß er die Krankheit übersteht.“

„Großvater, thun wir nicht Unrecht, wenn wir Lelia herein lassen?“

„Gewiß nicht, Heinz. Selbst wenn wir wüßten, daß sie mit ihm sterben müßte, dürften wir sie nicht fernhalten.“

„Sie darf nicht sterben!“ rief Heinz aufspringend und faßte den Großvater an die Brust, als wäre er der Tod.

Der Alte hatte Mühe, ihn zu beruhigen. Bei jungen Leuten sei der Scharlach meist nicht gefährlich, sagte er und betonte, wie sehr Lelia gegenwärtig leiden müsse.

Heinz öffnete die Thür, aber Lelia war nicht da. Er fand sie endlich in einem andern Zimmer auf den Knieen liegend.

„Verzeih' mir, liebe Lelia,“ sagte er, „es mag Unrecht gewesen sein, Dich zurückzuhalten, aber ich konnte mich nicht überwinden.“ Er reichte ihr die Hand, aber sie nahm die Hand nicht an, sondern eilte an ihm vorüber zum Vater.

Er folgte ihr und alle Drei saßen nun in dem dunklen Zimmer nebeneinander. Heinz verwandte kein Auge von Lelia, deren Gestalt sich nur wenig von dem dunklen Hintergrunde abhob.

Am Abend wurde Heinz von Weinthal abgeholt. Der Vater habe nach ihm verlangt, hieß es.

Als er aufbrach, reichte er abermals Lelia die Hand und sie gab ihm die ihrige.

„Bist Du mir böse?“ fragte er leise.

„Nein,“ antwortete sie ebenso.

Sie meinte das ganz ehrlich; sie hatte die Erbitterung gegen ihn niedergekämpft und sein ungeberdiges Betragen durch sein Temperament und den guten Willen, der daraus sprach, entschuldigt, aber ihm erschien es wie Ironie. „Nein,“ dachte er, „das heißt so viel wie: Unter der Bedingung, daß Du mich in Ruhe läßt, will ich sagen, was Du willst.“ Er war von seiner Leidenschaft so beherrscht, daß er weder seines noch ihres Vaters Krankheit empfand.

„Wo warst Du, Heinz?“ fragte der Doctor, als der Sohn in sein Zimmer trat.

Heinz erzählte, wo er gewesen war; der Vater schalt ihn heftig. „Der Scharlach ist zwar eine Kinderkrankheit, aber kein Kinderspiel, zumal in diesem Jahre nicht, wo er sehr gefährlich auftritt. Nach dem, was mir Konrad erzählt, wird mein Schwager daran glauben müssen. Nun, viel verloren ist an dem Manne nicht. Er war immer ein Kind, so wird er auch an einer Kinderkrankheit sterben.“

Der gleichgültige, wegwerfende Ton, in dem der Doctor von Lelia's Vater sprach, empörte Heinz.

„Ich denke darüber anders,“ sagte er scharf, „und ich werde meinen Onkel pflegen, auch auf die Gefahr hin, Deinem Willen entgegen handeln zu müssen.“

„Thu', was Du willst,“ erwiderte der Doctor und wandte ihm den Rücken zu.

„Kann ich Dir vielleicht in anderer Beziehung einen Wunsch erfüllen?“ fragte Heinz. „Du hast mich rufen lassen.“

Er erhielt keine Antwort. Er wartete eine Weile und wiederholte die Frage. Als auch diese ohne Antwort blieb und der Vater seine Gegenwart ganz zu ignoriren schien, verließ er das Zimmer und kehrte zu den Rechbergs zurück. Er fragte sich nicht, ob er ein Recht gehabt, so zu antworten; ihm war es unmöglich gewesen, in dieser Zeit so geringschätzend über Lelia's Vater reden zu hören. Daß der Vater von diesem Thema so bald nicht abgekommen wäre, wußte er.

Bei Rechbergs fand er Onkel Konrad. Er fragte ihn beim Weggehen, ob Grund zur Besorgniß vorhanden sei, und erhielt die Antwort, daß, aller menschlichen Voraussicht nach, der Notar die Nacht nicht überleben würde. Der Scharlach werde sich vermuthlich auf's Gehirn werfen und einen Schlagfluß herbeiführen.

„Sei verständig, Heinz,“ fügte der Onkel hinzu, „und plage das arme Mädchen jetzt nicht mit Deinen Liebesgeschichten.“

„Ich wüßte nicht, daß ich Dich um Rath gefragt hätte,“ erwiderte Heinz trotzig.

Dem Onkel stieg das Blut zu Kopfe; er wollte ebenso antworten, beherrschte sich aber und ging. Heinz sah aus seinen Worten, daß der Onkel um seine Liebe wußte und bereute sein leidenschaftliches

Verfahren vom Morgen nur noch mehr. Still und gedrückt trat er in's Krankenzimmer. Er wußte, daß er dort weder erwünscht, noch nöthig war, trotzdem konnte er jetzt nirgend anders sein, als an Lelia's Seite. Er hätte ihr gern noch einmal gesagt, wie leid ihm seine Heftigkeit thue, er fühlte aber, daß jetzt nicht die Zeit dazu war. Der Kranke redete irre, aber selbst in seinen Phantasien verleugnete er die gewohnte Sanftmuth nicht. Sein Lieblingsschriftsteller war Stifter; jetzt glaubte er der Pfarrer in Kars zu sein. So vergingen Stunden, so kam die Nacht.

Drüben, auf der andern Seite des Kanals, lag auch der Doctor noch wach. Er warf sich unruhig in seinem Bette hin und her. Die Sorge ließ ihn nicht schlafen. Er war am gestrigen Tage eben im Begriffe gewesen, zum Agenten zu fahren, um die abgelaufene Versicherung seines Hauses zu erneuern, als ihn die Schreckensbotschaft aus Waldhof abrief. So war sein Haus augenblicklich unversichert. Er hatte Heinz rufen lassen, um diesen mit der Versicherung zu beauftragen, hatte aber, geärgert durch dessen Ungehorsam, ihm keinen Auftrag ertheilen wollen und ihn so fortgehen lassen. Jetzt fiel ihm das auf die Seele. Er war nicht abergläubisch und lachte über Ahnungen und Träume, aber trotzdem hatte er heute das Gefühl, als müßte jeden Augenblick die Flamme zum Dache hinausschlagen. „Das kommt von dem abscheulichen Fieber," rief er ärgerlich, „da kommt man sogar auf solche Narrheiten!" Trotzdem schickte er Weinthal unter allerlei Vorwänden von Zeit zu Zeit auf den Hof, so daß dieser nicht wußte, was er von seinem Herrn denken sollte. Dann wandten sich die Gedanken des Doctors auf den Sohn, für den er so lange gespart hatte und der das nun so gar nicht zu schätzen wußte, der sich so gar nichts aus dem Vater machte, daß er nicht einmal in der Krankheit bei ihm blieb. „Was liebt der Junge an dem Joseph Rechberg, dem Blumenmenschen, dem Lappen? Was zog ihn dahin? War es das dumme, sentimentale Ding, die Lelia? Aber das ist ja nach Irenens Bericht ganz unmöglich. Darnach liebt er ja die Adelheid, und das ist doch auch einzig und allein begreiflich, denn solch eine zimperliche Person wie Lelia kann unsereinem doch nicht gefährlich werden. Unsereinem? Ist denn der Junge von meinem Schlage? Ja, denn er ist energisch, fleißig, wahr und trotzig. — Nein, denn

er hat keinen Ehrgeiz, kein Verständniß für die Freude des Herrschens, keines für das Besitzen. Aber das findet sich schon! Er ist doch von meinem Schlage und wird schon noch höher hinauf wollen. Ich habe soeben einen großen Verlust erlitten, es ist wahr, aber der Junge erhält doch einmal ein reiches Erbe. Aber wie, wenn es jetzt brennt? Thorheit! Warum wird es gerade heute brennen!"

Der Doctor schickte abermals hinaus, um nachsehen zu lassen, ob nicht wieder Rechberg'sche Tauben auf dem Dache des Nebengebäudes säßen. Er wolle das nicht länger dulden, sagte er. Weinthal wendete ein, daß ja Nachts die Tauben im Taubenschlage seien, aber der Doctor fuhr ihn rauh an: „Nicht raisonnirt! Gehorcht und geschwiegen! Wohin ich Dich schicke, hast Du zu gehen!" Und Weinthal ging schweigend hinaus.

Dort bei Rechbergs fragte Lelia den Großvater, ob er wohl glaube, daß der Vater sterben werde.

„Das steht bei Gott," sagte der Alte. „Ist es des Allmächtigen Wille, so wird er ihn zu sich nehmen und wir werden dem Allgütigen Dank sagen auch für das Schwere, das er uns schickt."

„Ach, Großvater, Großvater!"

Der Großvater faßt Lelia's rechte Hand und Heinz unwillkürlich ihre linke, die sie ihm auch ruhig läßt. Sie denkt nicht an ihn.

„Weine nur, mein Kind," sagte der Großvater, „weine nur. Thränen erleichtern das beschwerte Herz und machen es ihm möglich, sich ergeben, ja freudig unter Gottes Willen zu beugen. Der Tod ist nur den Schlechten schrecklich und den Gottlosen. Uns Christen darf der Tod unserer Lieben nicht niederdrücken. Diese Erde ist doch nur eine öde Atmatte, ein leeres, unfruchtbares Sandfeld, durch das wir armen Schäflein hungernd umherirren; sollen wir uns nicht freuen, die Unserigen auf blumenreichen Wiesen zu wissen? Der Vater war immer ein braver Mensch, ein liebender Gatte, ein guter Vater und Sohn; Gott wird ihm in der Schaar seiner Diener schon einen Platz anzuweisen wissen, an dem er ihn brauchen, wo er, sicher vor jeder Unbill und allen Beschwerden, uns erwarten kann. Wenn der Pflug über das Feld geht, mag es der Mutter Erde auch weh' thun, und doch würde sie ohne diese Schmerzen nur Disteln und Dornen

tragen. So wird auch des Menschen Herz durch Trübsal und Kummer vom Unkraute gereinigt."

So sprach der Alte und die Beiden lauschten seinen leise geflüsterten Worten, wie sie ihnen sonst gelauscht hatten, da sie noch als kleine Kinder neben ihm saßen und den Sinn seiner Worte nur ahnten, und als er nun leise, leise das: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" anstimmte und sie Beide einfielen und mitsangen, da war es Heinz, als wäre er nie älter geworden, nie fort gewesen, als müsse er so ewig bei diesen Beiden bleiben, als gäbe es weder Vergangenheit noch Zukunft, nur Gegenwart, herzerfüllende, die Seele erquickende Gegenwart.

Der Kranke richtete sich, als er die ihm so lieben Töne hörte, langsam auf und winkte ihnen mit dem Haupte, sie sollten fortfahren. Als der letzte Vers verklungen war, sank er zurück — mit einem leisen Röcheln war seine unschuldige Seele ihrer irdischen Hülle entflohen.

Bitterlich weinte Lelia am Sterbebette des Vaters, während große Thränen auch über das Antlitz des Großvaters langsam hinabrollten und Heinz das Gesicht mit den Händen verhüllte, die Thränen zu verbergen. Freilich galten sie weniger dem Todten, dessen Wesen ihm immer ein fremdes gewesen war, als dem Kummer der Tochter. Er erhob sich leise, entfernte die Tücher und Vorhänge, mit denen man die Fenster verhängt hatte und ließ den Mondschein in's Zimmer fallen.

Als er das Rouleau heraufgezogen hatte, blieb er entsetzt stehen: dort, aus dem Dache des väterlichen Nebengebäudes, züngelte eine kleine Flamme, nicht größer als eine Taube, empor. Auch Weinthal sah sie von der andern Seite.

„Feuer, Feuer!" rief Heinz unwillkürlich so laut er konnte, indem er aus dem Fenster in den Hof sprang und dem brennenden Gebäude zueilte.

„Feuer, Feuer!" gellte auch Weinthals entsetzter Ruf durch die stille Nacht.

In wenigen Augenblicken war auch der Doctor, halb bekleidet, auf dem Hofe, den auch der Sohn eben erreichte.

„Ein Beil her, ein Beil!" schrie der Doctor und Beide stürzten in den Holzstall, in dem ein paar Aexte zum Holzspalten hingen.

Im Augenblicke hatten sie dieselben, trotz des ungewissen Mondlichts, gefunden und eilten nun die Treppe hinauf auf die Gallerie, von dort die Bodentreppe hinan, dem Herde des Feuers zu. Ein paar gewaltige Hiebe und die verschlossene Bodenthür stürzt krachend ein.

Die vordere Hälfte des Bodens ist noch frei von Rauch, der aber in dichten Massen durch die Scherwand, die den Boden theilt, hindurchdringt. Dort auf der andern Seite findet das Feuer an Heu und Stroh reichliche Nahrung. Hier gilt es vor Allem, Luft zu schaffen — mit mächtigen Schlägen donnern die Beiden gegen die langsam weichenden Bohlen.

Unterdessen hat der Schreckensruf „Feuer, Feuer!" weithin ein schreckliches Echo gefunden. Entsetzt stürzen die Nachbarn auf die Höfe, auf die Straße, schreien jammernd nach den Spritzen, aber Keiner hat die Geistesgegenwart, selbst nach denselben zu eilen; Alle sind rathlos, denn noch ist von freiwilliger Feuerwehr in der Stadt nicht die Rede.

Endlich, als das Feuer bereits in gewaltigen Flammen zur einen Hälfte des Daches hinausschlägt, mit einem Regen von Funken die nächste Umgebung überschüttend, während der Rauch in dichter Wolke über den Häusern der Nachbarn sich lagert, als bereits ein Heer von unberufenen Rettern sich in das Wohnhaus gedrängt und Alles, ohne Rücksicht und Bedacht, auf die Straße hinabgeworfen hat, wo ein wüster Menschenhaufen sich um die noch nicht zerbrochenen Sachen reißt — da erst rasselt die erste Spritze heran.

Der Doctor und Heinz kämpfen unterdessen mit versengtem Haar und glimmenden Kleidern einen vergeblichen Kampf; denn was vermögen die paar Eimer Wasser, die Weinthal und der Kutscher, Annettchen und Emma keuchend die Treppe hinauf bringen, gegen des entfesselten Elementes Wuth?

„Zurück," ruft der Doctor, „ohne Spritzen geht es nicht!"

Sie fliegen fast die Treppe hinab, den Spritzen zu; aber ach, der Mann, der zuerst mit seinen Pferden am Spritzenhause gewesen, hat nie solch ein Ding gefahren und hat sie herbeigebracht ohne Schlauch!

„Den Schlauch, den Schlauch!" schreien nun hundert Stimmen; aber es dauert eine Weile, bis Einige sich entschließen nach ihm zu laufen. Doch da kommt die zweite Spritze! Noch ist Rettung

möglich, nur rasch her mit ihr! Die Spritze ist da, auch der Schlauch ist da — aber das Pumpenwerk läßt sich nicht bewegen!

Endlich die dritte Spritze, die anlangt, läßt sich in Thätigkeit setzen, aber unterdessen sind der Doctor und Heinz, die nicht unthätig zusehen können, wie ihre Habe verbrennt, schon längst wieder oben und kämpfen den bösen Kampf unausgesetzt weiter. Sie haben ein großes Wasserfaß hinaufgeschafft, aus dem sie nun schöpfen, während Einige von den Wenigen, die sich nicht damit begnügen, neugierig zuzusehen, oder gar unter dem Vorwande zu retten, im Vorderhause plündern, aus Eimern es immer wieder füllten.

Ist es die Thätigkeit der Spritze, hat das Feuer neue Nahrung gefunden? Genug, ein erstickender Rauch erfüllt jetzt auch den bisher noch freien Raum des Bodens. Halb erstickt, die Kleider von Zeit zu Zeit mit Wasser begießend, um sie vor dem Anbrennen zu schützen, stehen Vater und Sohn da. Ihre Arbeit ist vergeblich, ist nutzlos; sie wären dort unten weit mehr am Platze — sie wissen das, aber sie bleiben eigensinnig da und gießen fort und fort das spärliche Wasser in die Flammen.

Sie bemerken nicht, daß das Faß gleich erschöpft ist; sie nehmen nicht wahr, daß Niemand mehr neues Wasser herbeibringt; sie hören nicht den verzweifelten Schrei aus tausend Menschenkehlen, als plötzlich die ganze Gallerie in Flammen steht. Erst als der letzte Tropfen Wasser verbraucht ist, ergreift der Vater den Sohn am Arm und reißt ihn mit sich fort dem Ausgange zu — dort schlägt die lichte Flamme ihnen entgegen.

„Wir sind verloren!“ ruft der Doctor dumpf.

„Noch nicht, Vater, noch nicht! Zum Kanal!“ ruft der Sohn, und Beide eilen durch den dichten Rauch dem Giebel zu, in dem sich eine auf den Kanal führende Luke befindet. Mit tappender Hand fährt Heinz an der Wand hin, endlich findet er die Luke und stößt sie auf. Die Giebelseite des Hauses ist noch frei, aber der Vater ist nicht mehr an seiner Seite. Heinz stürzt noch einmal in den Rauch zurück, stolpert und fällt — Gottlob, es ist der Vater, über den er gefallen. Er ergreift ihn und schleppt ihn mit aller Kraft zur Luke, zur frischen Luft. Von der andern Seite des Kanals her hat man sie bemerkt. Heinz sieht, wie die Leute unruhig hin und her laufen;

er sieht, wie der Großvater und Lelia, auf den Stufen des Rechberg'schen Hauses auf den Knien liegend, für ihn beten, denn man hat keine Leitern! Er möge hinabspringen, hört er heraufrufen. Er hört auch, wie der eine Theil des Daches krachend einstürzt.

Die Gluth, der Rauch ersticken ihn fast; er stößt zuerst den wie leblos daliegenden Vater hinab, hört den schweren Körper auf einer der Querstangen hart aufschlagen, sieht das Wasser hoch aufspritzen und springt nun selbst nach. Die Sinne vergehen ihm. Er fühlt nicht, wie er in's Wasser stürzt, wie man ihn herauszieht und ihn neben den Vater legt, indem man Beide für todt hält. Er sieht nicht, wie die Flamme auch das Wohnhaus ergreift; er hört das Krachen nicht, mit dem das Dach, unter dem er erwachsen ist, und mit ihm der Wohlstand des Vaters einstürzt; er hört nicht Weinthals Jammergeschrei, als er sich über seinen todten Herrn wirft.

Aerzte eilen herbei und untersuchen Beide. Der Vater ist erstickt, der Sohn lebt noch. Man bringt die Leiche des Vaters und den betäubten Sohn in das Haus des todten Schwagers, während die entfesselten Flammen jubelnd und knisternd ihr wildes Werk vollenden.

Trennung.

Wir schweigen von dem Jammer der nächsten Tage. Heinrich Eichenstamm fand ein Begräbniß, so glänzend, wie er es sich nur je gedacht haben mochte. Das ganze Geschlecht und der größte Theil der Stadt begleiteten ihn zur letzten Ruhestätte. Sein jäher Tod hatte auch Manchen, der sich im Leben von ihm ferngehalten, mit ihm versöhnt. Man verglich jetzt den Zustand des Medicinalwesens, wie er es vorgefunden hatte, mit dem, in welchem er es hinterlassen; man rühmte sein Organisationstalent, seine Energie, seine Pflichttreue. Ein Zehntel der Anerkennung, die Heinrich Eichenstamm jetzt fand, hätte hingereicht, ihn bei seinen Lebzeiten weicher und besser zu machen, jetzt hatte sie nur die Wirkung, den Sohn, das ganze Geschlecht noch hochmüthiger zu machen, als sie es ohnehin schon waren.

Am selben Tage hatte man auch den Schwager begraben. Sein Tod erregte keinerlei Aufsehen, Niemand pries ihn, aber Mancher gedachte sein mit herzlicher Zuneigung.

In diesen Tagen hatte Heinz erkannt, wie sehr er doch den Vater geliebt, obgleich es ihm sonst nur zu oft geschienen hatte, als sei sein Herz ihm gegenüber kalt, und ohne die geringste Zuneigung. Jetzt, wo der Tod die Herzensthüren der Menschen aufgeschlossen hatte, da trugen die Verwandten mancherlei Zeugniß herbei, mündliches und schriftliches, wie sehr auch der Vater Heinz geliebt, wie er grundsätzlich hart gewesen war gegen den Sohn, und wie sehr ihm dessen Wesen wehe gethan hatte. Hätte Heinz bei des Vaters Lebzeiten auch nur ein Zehntel dieser Liebesbeweise in Händen gehabt — das Leben im Vaterhause hätte sich anders gestaltet.

Heinz wurde für einige Zeit gewissermaßen der Held des Tages. Als Waise bemitleidet, wurde er doch auch zugleich um seines, bei dem Brande bewiesenen Muthes und seiner Geistesgegenwart willen allerorten gepriesen.

Bei Rechbergs war, gleich nach dem Tode des Notars, dessen Bruder, ein Prediger, mit einem sehr sanften, guten Gesicht und so rosenrothen Wangen, wie sie nur bei lettischer Herkunft oder bei Schwindsucht möglich sind, eingetroffen, um seinen Vater und seine Nichte mit sich auf's Land zu nehmen. Sie sollten künftig ganz bei ihm leben.

Wenige Tage nach der Beerdigung kamen dann auch die Fuhren, um die Habe aus der Stadt auf's Land zu schaffen, und der Großvater ging mit Lelia und Heinz, der zu ihnen gekommen war, zum letzten Male durch das Haus, den Hof und das Gärtchen, in denen sie eine Reihe glücklicher Jahre verlebt hatten.

Auf dem Hofe gluckten die Tauben und Hühner, die mitgenommen wurden, bereits in großen Körben, während die Thüren des Taubenschlages und des Hühnerstalles weit geöffnet standen; zerbrochenes Geschirr, alte Kisten und Kasten bedeckten den sonst so reinlichen Hof. Im Hause sahen die leeren Zimmer wüst und öde aus, die Wände ohne Bilder, rings auf dem Fußboden Papierfetzen und Strohhaufen. Nur in dem Garten merkte man nichts von der Verwüstung. Bei dem frühen, warmen Frühjahre blühte der Flieder bereits, knospeten die Rosen, und nur nach der Kanalseite hin ließen die Bäume traurig die vom Feuer versenkten Zweige hängen, durch die hindurch man die Trümmer des Eichenstamm'schen Hauses gewahrte. Noch stand dort unter der Linde die Bank, auf der der Notar so gern gesessen hatte. Dorthin setzten sich noch einmal die Drei. „Ob wir wohl einmal hierher zurückkehren werden?" dachte Lelia unwillkürlich laut.

„Es ist nicht wahrscheinlich," erwiderte der Großvater, „indessen für Dich ist es immerhin noch möglich!"

„Ach, es ist so schwer, fortzugehen!" seufzte Lelia.

„Da empfinde ich anders," nahm Heinz das Wort, „mir brennt hier der Boden unter den Füßen. Ich will fort, fort in die weite Welt."

„Warum das, Heinz?" fragte Lelia.

„Aus tausend Gründen!" rief Heinz bitter. „Ist doch alles rings um mich her fort, was ich liebte, was soll ich hier?"

Lelia blickte ihn erstaunt an. Wie Vieles war ihr doch an dem Vetter unverständlich! Hatte er je, so lange der Vater lebte, anders als mit Abneigung, ja wohl gar mit Widerwillen von ihm gesprochen,

und nun erschien ihm doch Alles öde und leer, weil der Vater gestorben war.

Der Großvater dachte ähnlich, und da er sich, wie es ihm schien, zu Heinzens Ungunsten über denselben getäuscht hatte, so ergriff er jetzt dessen Hand und sagte, indem er sie drückte, warm: „Es mag Dir sonderbar klingen, Heinz, aber es freut mich für Dich, daß Du den Tod des Vaters so schmerzlich empfindest.“

Heinz errieth sehr wohl, was der Alte meinte.

„Ihr mögt mich für herzloser gehalten haben, als ich bin, aber ich bin Euch die Erklärung schuldig, daß es nicht der Tod des Vaters allein ist, der mich aus der Heimath treibt. Ja, so wie ich meinen Vater kannte, kann ich seinen jähen Tod kaum bedauern, denn sein ganzes Herz hing an dem, was er in seinem arbeitvollen Leben erworben hatte. Er hätte den plötzlichen Untergang desselben doch schwerlich lange überlebt. Ich freilich muß es tief bedauern, daß gerade jetzt, wo unser Verhältniß anfing, sich besser zu gestalten, der Tod es zerschnitt. Ich werde es ewig beklagen, daß mir die Briefe, die er an den Parkhöf'schen Pastor geschrieben hat, und aus denen ich durch die oft rauhen Worte eine Fülle von Liebe zu mir herauslese, nicht früher zugänglich waren, als nach seinem Tode. Mußte ich doch nach seiner kalten, oft so harten Weise glauben, daß ich seinem Herzen vollkommen fern stand. Aber, wie gesagt, sein Tod ist's nicht allein, was mich fort treibt.“

„Was ist's denn?“ fragte Lelia unwillkürlich, wenn es ihr auch in demselben Augenblicke, sie wußte nicht warum, unangenehm war, gefragt zu haben.

„Weißt Du das wirklich nicht?“ fragte Heinz mit gepreßter Stimme und begleitete seine Worte mit einem Blicke, der wie ein plötzlicher Blitzstrahl für Lelia auf einen Augenblick alles erhellte und ihr zeigte, was die Ursache von Heinzens oft so räthselhaftem Benehmen gegen sie gewesen war. Von der neuen, unerwarteten Erkenntniß verwirrt, erröthete sie tief. Heinz, der thöricht genug war, dies Erröthen mißzuverstehen, war heftig aufgesprungen. „Geh auf ein paar Augenblicke bei Seite,“ bat er den Großvater, aber Lelia, die bei dem Anblicke seines entstellten Gesichts von der alten, jähen Furcht vor ihm ergriffen war, klammerte sich an den Arm des Groß-

vaters und rief, obgleich sie selbst fühlte, wie albern sie handelte: „Geh' nicht, geh' nicht, laß ihn nicht zu mir." Wohl wollte sie unmittelbar darauf dem rasch davoneilenden Heinz folgen und sich ihm gegenüber entschuldigen, aber der Schreck hatte ihre Glieder gelähmt, sie mußte sitzen bleiben. Einige Tage darauf erhielt Heinz folgenden Brief von ihr.

Lieber Vetter!

Meine alberne Furchtsamkeit von neulich thut mir sehr leid, entschuldige sie dadurch, daß ich in allen Dingen ein Hase bin. Ich schreibe Dir das, weil ich weiß, daß ich Dir wehe gethan habe, was ich gewiß nie wollte. Mit der Liebe einer Cousine und Spielkameradin bleibe ich, in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen

Deine

Lelia.

Als Heinz dieses Schreiben erhielt, hatte er bereits wichtige, über seine ganze Zukunft entscheidende Entschlüsse gefaßt. War auch der größere Theil des väterlichen Vermögens durch das Gut, dann durch die Seuche, zuletzt durch den Brand des Hauses verloren, so waren doch noch gegen 20,000 Rubel gerettet, eine Summe, die Heinz außerordentlich groß erschien. Durch die Ereignisse der letzten Woche mehr noch als früher der Schulwelt entrückt, war es ihm ganz unerträglich, jetzt wieder zu den Büchern zu greifen und für's Examen zu arbeiten. Seiner leidenschaftlichen Natur nach war er ganz außer Stande, die vielfach unerquicklichen Verhältnisse, in die er gerathen, allmählich abzuwickeln, statt den Knoten zu zerhauen, indem er jetzt schon in die Fremde ging. Mit dem ersten deutschen Grenzpfosten hoffte er Ruhe und Besinnung wieder zu finden, und er war viel zu hochmüthig, um nicht zu glauben, daß es ein unbilliges, wenn nicht gar lächerliches Verlangen sei, an seinen Lebensweg dieselben Anforderungen zu stellen, wie an den jedes andern Menschen.

So beschloß er denn, ohne sein Abiturientenexamen gemacht zu haben, ins Ausland zu gehen und dort zu studiren. Als er seinen Entschluß den Verwandten mittheilte, entstand freilich ein großer Sturm. Die Eichenstamms waren sehr stolz darauf, daß es unter ihnen fast nie vorgekommen war, daß ein Mitglied der Familie von dem hergebrachten, regelmäßigen Wege, der zum einheimischen Literaten-

thume führte, abgewichen, und statt durch die Thür durch Ueberklettern des Zaunes in die Hürde gekommen war, so daß sie sich nur schwer in den Gedanken zu finden vermochten, daß Heinz seine eigenen Wege, Wege, auf denen so Mancher schon verirrt und verkommen war, gehen wollte. Es war übrigens durchaus nicht Familienhochmuth allein, was sie dazu trieb, alle Beredtsamkeit aufzubieten, um Heinzens Entschluß rückgängig zu machen. Meist hatten sie ihn, trotz seines schroffen Wesens, lieb, und hofften Großes von ihm; nun glaubten sie zu sehen, wie er sich den Weg zum Vorwärtskommen selbst versperrte. Frau Irene führte alle die Gründe von neulich, nur in verstärktem Maße, in's Feuer. Von den Onkeln ging Heinzens Entschluß Onkel Konrad am meisten zu Herzen. „Du bist im Begriffe, einen überaus thörichten, verhängnißvollen Schritt zu thun," sagte er. „Ich kann mir denken, daß ein Preuße in Heidelberg oder ein Badenser in Halle mit ganz demselben Erfolge studirt, wie wenn er eine einheimische Universität besucht; bei uns aber liegen die Verhältnisse ganz anders. Wer bei uns nach allen Richtungen frei und unbehindert fortkommen will, muß nicht nur in der Wissenschaft tüchtig sein, sondern er muß auch die einheimische Sprache beherrschen, und je bedeutender er ist, je mehr er sich nicht mit der handwerksmäßig betriebenen Praxis begnügen will, um so mehr bedarf er ihrer. Aber auch abgesehen davon werden einem jeden Gebildeten, der bei uns lebt und nicht auf der Landesuniversität studirt hat, sein Lebtag die Schlüssel zu Manchem in unserem Leben fehlen. Auch ich halte den Geist, der wenigstens meinerzeit auf unserer Hochschule herrschte, keineswegs für einen besonders guten; ich erinnere mich sehr wohl, daß das Laster des Schlemmens, daß Verschwendung, Kleinlichkeit und selbstzufriedener Dünkel dort mehr als gut im Schwange gingen, und ich glaube nicht, daß sich das mittlerweile sehr geändert haben wird, andererseits aber drücken sich doch auch wieder dort, wo unsere Jugend von allen Seiten her zusammenströmt, die guten und edlen Sitten unseres Wesens: das lebhafte, feine Ehrgefühl, das Gefühl für treue Freundschaft, der Familiensinn, die Pflichttreue lebhaft aus und befestigen sich in den Herzen. Du wirst es vielleicht lächerlich finden, daß ich das hervorhebe, als ob man sich das Alles nicht auch auf jeder beliebigen anderen

deutschen Hochschule aneignen könnte. So meine ich das auch nicht, aber Du wirst mir zugeben müssen, daß es doch ein Unterschied ist, ob ich meine Jugend, die schönsten Lehrjahre meines Lebens in einem Kreise, von dem ich im späteren Leben durch weite Entfernung räumlich und darum auch in einigen Jahren geistig getrennt werde, verbringe, oder ob ich zusammen mit allen meinen Commilitonen nachher in's Leben trete und mit und unter ihnen wirke. Ich will Dir auch noch zugeben, daß dieser Umstand seine großen Schattenseiten hat, daß durch ihn Universitätscliquen oft genug störend und einengend in's bürgerliche Leben eingreifen; daß es viel wünschenswerther wäre, wenn auch bei uns, wie in Deutschland in jeder, auch der kleinsten Stadt, Leute lebten, die auf verschiedenen Hochschulen studirt haben, — aber das läßt sich nun eben nicht ändern. So aber, wie die Dinge einmal liegen, wirst Du Dir, wenn Du einst aus Deutschland zurückkehrst, bald genug in der eigenen Heimath wie ein Fremder vorkommen, und wenn ich auch keineswegs in Abrede stellen will, daß es Dir durch tüchtige Leistungen gelingen kann, Dir wieder in der Heimath das gesellschaftliche Bürgerrecht zu erwerben, so wird es doch immer angestrengter Arbeit bedürfen, um das zu erringen, was ein ganz gewöhnlicher, anständiger Junge, der auf unserer Landesuniversität studirt hat, von vornherein besitzt."

„Wie kann mir je an irgend etwas gelegen sein, das ein ganz gewöhnlicher, anständiger Junge so ohne Weiteres besitzen kann," sagte Heinz spöttisch.

„O, ja, mein lieber Heinz, wenn das, was ein solcher Junge besitzt, Liebe und Freundschaft ist, so ganz gewöhnliche Schul- und Universitätsfreundschaft, so kann mancher sehr geistreiche und hochgelehrte Herr solch einen Jungen mitunter von ganzem Herzen beneiden. Außerdem ist Mancher auch nicht so klug, wie er sich einbildet."

„Ja," sagte Heinz, „mancher Andere wieder, der nie aus seinem Wiedehopfnest herausgekommen ist, glaubt natürlich, die ganze Welt rieche nach Wiedehopfen."

Damit war denn das Gespräch wieder im Eichenstamm'schen Gleise, Onkel und Neffe wurden heftig gegen einander und trennten sich im größten Zorne.

Heinz blieb allen Abreden der Verwandten gegenüber fest. Er bewog den Onkel Konrad dazu, die Verwaltung seines kleinen Vermögens zu übernehmen, sorgte dafür, daß Tante Agathe ein Unterkommen fand, und daß die Dienstboten seines Vaters in der Familie gute Stellen erhielten; dann verabschiedete er sich von Horace mit dem Versprechen, im nächsten Jahre auf einer süddeutschen Universität mit ihm zusammenzutreffen, und sagte Karlchen Maier und den anderen Freunden herzliches Lebewohl. So fuhr er eines Tages, ohne Lelia wiedergesehen zu haben, an den Ruinen des Vaterhauses vorüber, der Fremde zu.

Zweiter Theil.

Auf der Schwelle.

Als Heinz die Grenze hinter sich hatte und sich nun wirklich in der Fremde wußte, wandte er sich im Wagen um und schaute lange zurück. Seine Gedanken durchmusterten unwillkürlich sein bisheriges Leben, und er sagte sich, daß nicht Alles so gewesen, wie es hätte sein sollen. Wenn er sich so allein fühlte in der Welt, so völlig vereinsamt, so mußte er erkennen, daß er großentheils selbst die Schuld daran trug. Sein Verstand sagte ihm, daß sein Hochmuth, sein Trotz es gewesen waren, die ihm so viel Unangenehmes zugezogen hatten, ihn seiner Familie, seinen Lehrern und Kameraden gegenüber isolirt und ihm das fernere Verweilen in der Heimath zur Qual gemacht hatten; aber er zog daraus keineswegs den Schluß, daß er eben im Hochmuthe seinen schlimmsten Feind habe. „Ist es nicht vielmehr," fragte er sich, „überhaupt das Loos der Edeln auf Erden, einsam zu leben und allein?" Es ist ein wunderbares Ding, das Menschenherz! Heinz wußte gar wohl, wie unglücklich sein Vater im Grunde gewesen war, und doch trat dessen Bild, das Bild des einsamen und verschlossenen, aber von aller Welt gefürchteten Mannes verlockend vor seine Seele. Freilich, nicht ruhmlos durfte ein solch einsames Leben sein, wie das des Vaters es gewesen war. Wenngleich nicht des Umgangs mit den Lebenden, so doch der Gesellschaft der großen Todten bedurfte auch der Hochgeartete, des Verkehrs mit ihnen, nicht als staunender Bewunderer, sondern als Gleichberechtigter, Ebenbürtiger.

Heinz hatte in Bezug auf seinen künftigen Beruf noch keine Wahl getroffen. Er fühlte einerseits für keine Wissenschaft eine besondere Neigung, andererseits war er fest davon überzeugt, daß, welcher er

sich auch zuwenden möge, er doch in jeder Großes leisten würde. So behielt er sich denn einen Entschluß erst für die Universität vor.

Auf Onkel Konrads Rath hatte er eine Hochschule Mitteldeutschlands gewählt und bestieg an einem lauen Sommerabende den Wagen, der ihn von der Eisenbahnstation nach Fischersbach (so wollen wir die kleine Universitätsstadt nennen) bringen sollte. Im Postwagen saß außer ihm nur noch ein alter Herr. Nachdem die Beiden eine Zeit lang geschwiegen und zu den geöffneten Fenstern in die Landschaft hinausgeblickt hatten, wandte sich der alte Mann an Heinz und bat um Feuer für seine Cigarre. Als er dieselbe in Brand gesteckt hatte, fragte er:

„Sie sind wohl Student, mein Herr?"

„Nein, noch nicht," erwiderte Heinz, „aber ich will einer werden."

„Sie Glücklicher!"

„Sie scheinen ein großer Freund des Studentenlebens zu sein."

„Ich? Gewiß. Wer, der studirt hat, sollte das nicht sein! Freuen Sie sich denn nicht auf das Studentenleben?"

„Nein. Ich betrachte es nur als unvermeidliches Uebel, so etwa wie die Masern oder die Confirmation, die man eben durchgemacht haben muß, ehe man ein Erwachsener wird und in der Welt etwas bedeutet.

„Nun, und Sie freuen sich auf die Zeit, wo Sie in Ihrem Sinne ein Erwachsener sein werden und weltfähig?"

„Gewiß."

„Aber ist denn die Universität nicht auch eine Welt, zwar eine kleine, aber doch eine unendlich reiche Welt?"

„Pah! Eine Welt in diesem Sinne ist auch die Kinderstube. Lesen Sie Bogumil Goltz, und Sie werden sehen, daß man auch die Kinderstube zu einer Welt aufblasen kann, freilich zu einer Welt, die immer kindisch bleibt.

Der alte Herr lächelte im Schutze der Dunkelheit, dann sagte er:

„Wenn eine Fee Ihnen verspräche, Sie in ein Land zu führen, in dem alle Menschen, welches auch immer ihr Herkommen und ihre Vermögensverhältnisse seien, ganz gleich geachtet würden, in dem ein Jeder, der Vornehme wie der Geringe, der Reiche wie der Arme, einzig und allein nach seinem inneren Werthe geschätzt wird, in ein Land,

dessen Bürger sich sämmtlich nur mit geistigen Dingen beschäftigen, und zwar ganz nach ihrer eigenen Wahl, würden Sie da nicht voll heißer Ungeduld des Augenblickes harren, in dem die gute Fee auf den fernen Saum eines Waldes hinwiese und spräche: „„Da, hinter jenen bläulichen Linien liegt die Grenze?““

„Gewiß.“

„Nun, eine solche Welt ist die deutsche Hochschule, solch eine Zauberwelt, wie sie schöner nie in eines Dichters Phantasie entstanden ist. Wo auch des Jünglings Wiege gestanden hat, im Norden oder im Osten, im Westen oder im Süden, ob er in einem Schlosse oder in einem Dorfkirchlein getauft, ob er von Hauslehrern erzogen worden ist oder ob er sich mit Freitischen und Stundengeben durch die Schule gehungert hat, sobald sich die Thore der alma mater für ihn aufgethan haben, ist das Alles vergessen. Wie ein neuer Mensch steht er da. Der Reiche bietet seinen Ueberfluß dar und der Arme scheut sich nicht, davon zu nehmen. Ein trautes „„Du““ vereinigt den reichsfreien Grafen mit dem Sohne des Dieners oft zu einer Freundschaft für's Leben. Nur ein offener, muthiger Sinn, ein warmes, treues Herz, ein heller Verstand geben da eine gesellschaftliche Stellung. Aber mit Nichten geht Alles friedlich neben einander her, wie eine Heerde Schafe. Es ist ja eine Welt, eine Menschenwelt im Kleinen. Es gilt mancherlei Kämpfe zu bestehen; man streitet mit Worten und Waffen, und Geist und Arm erstarken im Kampfe. Aber auch der Kampf ist hier ein veredelter, idealer; denn der Ehre strenges Gesetz schützt den Gegner vor Tücke und Arglist, sorgt dafür, daß Licht und Schatten gleich sei für Beide. Wie sorglos lebt sich's hier, wie fröhlich. Alte Lieder ertönen zu alten Bräuchen, auf welche die Bilder und Schattenrisse aller derer herabsehen, die einst hier gesessen auf diesen einfachen Bänken und die nun, über das ganze Reich zerstreut, in der großen Welt verwenden, was sie hier in der kleinen gelernt haben. Und sie Alle denken mit Liebe an diesen Ort; auch wenn längst schon der Schnee des Alters ihr Haupt bedeckt, erzählen sie dem heranwachsenden Enkel von den fröhlichen Universitätsjahren. Und sie thun recht daran, denn sie haben ja hier nicht nur gelernt, sich mit Menschen zu freuen, ein Mensch zu sein, sondern hier war es ja, wo die Wissenschaft ihnen zum ersten Male erschien, eine ernste, doch freundlich blickende Jung-

frau, mit der sie traute Wechselrede führten, sich auf die einstige, innige Gemeinschaft freuend. Sie ist ihnen dann in späterer Zeit eine treue Gefährtin geworden für's Leben; sie hat sie getröstet und aufrecht erhalten in Trübsal, sie beruhigt, wenn die Leidenschaft in ihnen mächtig ward und nicht geduldet, daß sie sich gefielen im ödem, unfruchtbarem Verneinen. Kein Wunder, daß sie so gern der Zeit gedenken, in der die erste Bekanntschaft sich knüpfte."

„Sie sind ein Dichter, mein Herr," unterbrach ihn Heinz; „aber eben darum sehen Sie Alles rosenroth. Den meisten Menschen ist die Wissenschaft nicht ein geliebtes Weib, sondern, um mit Schiller zu reden, eine milchende Kuh, die sie mit Butter versorgt."

„Nicht den meisten," rief der alte Herr heftig. „Nicht den meisten. Sagen Sie einigen. Lassen Sie sich nicht durch den Schein täuschen. Es ist der großen Mehrzahl der Menschen, auch der gebildeten Menschen, nicht gegeben, ihre Tage in bequemer Muße zu verbringen, ward uns doch der Fluch der Arbeit. Aber sehen Sie näher zu und Sie werden finden, daß in weitaus den meisten gebildeten Menschen, mögen sie äußerlich noch so sehr von der Sorge um das tägliche Brod niedergedrückt, noch so sehr mit Actenstaub bedeckt sein, ein idealer Sinn lebt, um den sie der reichste und mächtigste Mann, der nie der Wissenschaft in's Auge geblickt hat, schmerzlich beneiden könnte. Was ist's denn, was allen diesen Geistlichen, Lehrern, Richtern und Beamten, deren Gehalte oft so karg sind, daß sie kaum hinreichen, einer Familie auch nur einigermaßen ein Leben zu ermöglichen, wie es die Sitte von ihnen verlangt, das allen diesen Leuten die Freudigkeit, den Stolz des Berufs giebt, als die ideale Liebe zur Wissenschaft? Nehmen Sie dieses Gefühl aus der Brust dieser Männer und sie würden zu elenden Lastthieren oder zu wüsten Schwindlern werden."

„Haben Sie auch in Fischersbach studirt?" fragte Heinz.

„Ja, ich habe dort die schönsten Jahre meines Lebens verlebt. Lacht mir doch noch jetzt das Herz im Leibe, wenn ich der schwarzroth-goldenen Farben ansichtig werde."

„Sie waren Burschenschafter?"

„Ja. Ich habe dafür schwer büßen müssen; ich habe deshalb die besten Jahre meines Lebens in enger Gefängnißzelle verlebt, und doch, wenn ich noch einmal mein Leben beginnen sollte, ich träte gleich

wieder in die Burschenschaft, ließe mich gleich wieder einsperren. Es ist auch etwas werth, um seiner Ueberzeugung willen gelitten zu haben."

„Aber, war denn nicht Alles, was die Burschenschaft wollte, thöricht? Können Sie es denn billigen, daß Studenten die hohe Politik in die Hand nehmen?"

„Nein, gewiß nicht. Vieles war unreif, ja kindisch in unserem Wollen und Thun, aber nichts war schlecht, nichts unedel. Es ging ein großer, idealer Zug durch unser Aller Herzen, wir athmeten immerhin reine, deutsche Luft, deutsche Kaiserluft. Trotzdem haben Sie Recht, es war ganz in der Ordnung, daß man uns einsteckte; nur müssen Sie mir das Recht lassen, mich darüber zu freuen, daß wir Veranlassung gaben, uns einstecken zu lassen."

Heinz lachte. „Sie sehen die Sache jedenfalls sehr objectiv an."

„Wie sollte ich nicht; ich bin darüber 30 Jahre älter geworden. Ich kann jetzt selbst nicht ohne Lachen daran denken, wie unklar doch oft unser ganzes Gebahren war. Der helle Mondschein draußen erinnert mich an eine gar seltsame Nacht, in der wir einmal gar wunderliche Dinge trieben."

„Sind die noch Geheimniß?" fragte Heinz.

„Nein. Wenn es Sie interessirt, will ich Ihnen davon erzählen, wenn ich auch glaube, daß Sie, als Sohn einer andern Zeit, uns schwerlich verstehen werden. — Einige Tage vor jener Nacht, von der ich sprechen will, kam, ich war gerade zweiter Senior, der erste zu mir und fragte mich, nachdem er die Thür verschlossen und zur Sicherheit noch ein Handtuch vor das Schlüsselloch gehängt hatte, mit flüsternder Stimme, ob ich nicht auch der Meinung wäre, daß es Zeit sei, zur Hebung und Befestigung des Patriotismus, zumal in der Brust der jüngeren Commilitonen, wieder einmal ein geheimes Bundesfest mit feierlichen Symbolen zu begehen. Ich war durchaus seiner Meinung, denn es schien mir, als ob unter den Füchsen und Brandern sich mehrfach ein frivoles, leichtsinniges Wesen kundgebe, und ich versprach mir von dem Vorschlage meines Freundes nicht wenig. Auch übte alles Geheimnißvolle auf mich, wie zu unserer Zeit auf die meisten jungen Leute, den größten Reiz aus. Nachdem wir Beide einig geworden waren, zogen wir noch einige der älteren Commilitonen zu und es wurde beschlossen, uns in der Walpurgisnacht

auf einem gewissen Berge zu versammeln und daselbst zur Mitternachtsstunde die ganze Burschenschaft wieder einmal feierlich schwören zu lassen, daß sie den Tyrannen ewig feind, dem Vaterlande aber ewig treu und ergeben bleiben wolle. So wurden denn einen Tag vorher alle Burschen, nachdem sie mit einem furchtbaren Eide Verschwiegenheit gelobt hatten (denn wir schworen für unser Leben gern), davon benachrichtigt, daß sie in der nächsten Nacht auf dem und dem Berge zu erscheinen hätten. Die Losung war: „„Brutus."" Sie können sich denken, mit welchem Herzklopfen wir den ohnehin steilen Berg hinanstiegen. Brutus, Brutus, tönte es nun von allen Seiten, bis wir Alle zusammen waren und nun um einen großen Stein einen Kreis bildeten. Nun legten wir wiederum einen feierlichen Eid ab, zu dessen Zeugen wir in erster Reihe Hermann den Cherusker, dann aber auch die Geister des Voglers und der großen Hohenstaufen beriefen, und darauf trat der erste Senior auf den Stein und hielt, wie man sich heute zu Tage ausdrücken würde, die Festrede. Er sagte uns, daß es nur an uns läge, wenn das deutsche Reich mit aller seiner kaiserlichen Herrlichkeit noch immer auf sich warten lasse, denn wir hätten uns noch keineswegs in hinreichender Weise von der Verwelschung, in die Gottes Zorn uns habe verfallen lassen, befreit. Vor Allem sollten wir Einkehr in uns selbst halten, sollten uns fragen, ob wir denn auch wirklich so fromm und rein, so keusch und stark, so edel und züchtig seien, wie es den deutschen Jünglingen gezieme. Ob wir denn auch, jeder Einzelne von uns, es verdient hätten, daß unser Aller Herzenswunsch in Erfüllung gehe, daß wir die Stunde erlebten, da der Aar die Raben verscheuche und der Rothbart erwache. Sehen Sie, das war doch hübsch, daß er so sprach?"

„Ja, gewiß; aber warum das Alles in der Nacht und unter dem Siegel der Verschwiegenheit?"

„Das werden Sie gleich erfahren. Als der Senior seine Rede geschlossen hatte, kam die Reihe an mich. Ich nun faßte meinerseits die äußeren Schwierigkeiten, die der Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich entgegenstanden, in's Auge, und fand diese vornehmlich in den Tyrannen. Sie bezeichnete ich als unsere schlimmsten Feinde, bedrohte sie mit unserem größten Zorn und überhäufte sie mit Schmähungen. Zu guter Letzt forderte ich die freien deutschen Jünglinge auf, ihren

Tyrannenhaß in symbolischer Weise an den Tag zu legen. Es wurde nun ein Pudel, den wir am Tage zuvor von einem fortziehenden Corpsburschen gekauft hatten, mit verbundenem Kopfe in unseren Kreis geführt, für das Symbol eines Tyrannen erklärt und auf den Stein gesetzt. Dann hieb ihm einer der Burschen, ein riesiger Oldenburger, mit einem Schlage den Kopf ab und nun tauchten wir Alle unsere Schläger in das Blut und schworen, indem wir uns gegenseitig umarmten, in Freiheitsliebe und Tyrannenhaß allezeit und ewig dieselben zu bleiben. Sehen Sie, dabei dachten wir uns durchaus nichts Schlimmes und waren wirklich von den edelsten und besten Gefühlen bewegt. Der Tyrann, als dessen Sinnbild der arme Pudel gefallen, war die ganz abstracte Tyrannei, und es hinderte uns nichts, für unsere respectiven Landesherren die größte Hochachtung und Liebe zu hegen. Ja, ich erinnere mich, daß auf dem Rückwege unser erster Senior, der doch die Anregung zu dem ganzen Unternehmen gegeben hatte, uns den ganzen Weg über von der Vortrefflichkeit und Herablassung des Fürsten von Schaumburg-Lippe, seines Landesherrn, und von den Reizen seiner Tochter, der Prinzessin Marie, unterhielt."

„Aber aus diesen Kreisen gingen doch Sand und die Frankfurter Attentäter hervor," warf Heinz ein.

„Das allerdings," erwiderte der alte Herr; „aber seien Sie überzeugt, daß Sands rasche That in allen burschenschaftlichen Kreisen den größten Unwillen und lebhaftes Erschrecken erregte und auch die Frankfurter Affaire war keineswegs aus den Köpfen der Jugend hervorgegangen, sondern von jenen Leuten angeregt worden, die sehr wohl wußten, daß man keine Spione bezahlt, wenn es Nichts auszuspioniren giebt. Abgesehen von diesen Verirrungen, die immerhin nur selten vorkamen, hat die Burschenschaft doch ihre großen Verdienste, denn aus ihr gingen alljährlich Schaaren von jungen Männern hervor, die an Geist und Körper rein und voll glühender Vaterlandsliebe waren und die, welcher Partei sie sich nachher auch anschließen mochten, stets den Idealen ihrer Jugend treu blieben."

„Schön," sagte Heinz, „die Berechtigung der Burschenschaft für jene Zeit zugegeben — was will sie jetzt?"

„Nun, sie will auch jetzt im Wesentlichen dasselbe: sittenreine,

edle, vaterlandsliebende Männer will sie erziehen, ein Ziel, das mir wohl des Erstrebens werth zu sein scheint."

„Ja, aber wozu bedarf es denn dazu einer Verbindung? Kann das nicht Jeder für sich selbst leichter und besser erreichen?"

„Ich könnte Ihnen darauf erwidern, daß es ja immer deutsche Art gewesen ist, daß sich die Berufsgenossen zusammenschlossen zur Zunft, zum Bunde, zum Vereine; aber ich will auf den Gegenstand unseres Gesprächs ein Bild anwenden, das man gewöhnlich als Beweis für die Nothwendigkeit kirchlicher Vereinigung anzuführen pflegt, das aber gar wohl hierher paßt. Ein Pflanzer fragte einmal eine fromme Negerin, wozu sie denn des Kirchenbesuches bedürfe, da doch Gott überall und Jeder eben so gut und ohne alle Unbequemlichkeit sein Gebet in der Einsamkeit verrichten könne. Als Antwort auf seine Frage nahm die Negerin, die sich gerade vor dem Feuer befand, mit der Zange eine im hellsten Roth glühende Kohle aus dem Feuer und legte sie neben sich auf den Boden. In wenigen Augenblicken wurde sie grau und erlosch. Nun, mein Herr, wollen Sie sich der Gefahr aussetzen, daß es Ihnen ergehe wie dieser einzelnen Kohle? Wollen Sie nicht lieber in Gemeinschaft mit ihren Commilitonen erglühen für Ehre, Reinheit und Vaterland?"

„Pah," erwiderte Heinz, „die Kohle mag der Gemeinschaft wohl bedürfen, ich gebe es zu, denn sie hat kein eigenes Feuer; aber der Diamant bedarf keiner Gefährten, denn er glänzt in eigenem Lichte."

„Der Diamant? Ja, aber wehe der Kohle, die sich für einen Diamant hält. Und dann noch eins — der Diamant leuchtet zwar, aber er erwärmt weder Andere, noch sich selbst. — Aber da sind wir ja schon in Fischersbach."

Der Wagen rumpelte über das schlechte Pflaster, Lichter erglänzten, dann hielt der Kutscher vor dem Gasthofe. Der alte Herr kletterte mühsam aus dem Wagen, dann reichte er Heinz zum Abschiede die Hand, schüttelte sie kräftig und sagte:

„Nun, seien Sie nun Kohle oder Diamant, wenn Sie Lust dazu haben, soll es mich herzlich freuen, Sie bei mir zu sehen. Ich bin der Pfarrer Werde in Lindenruh. Grüß' Sie Gott!"

Mit diesen Worten verschwand der Alte im Schatten der Häuser.

Der Fuchs.

Kaum hatte Heinz den Fuß aus dem Wagen gesetzt, als er sich von einer Schaar Männer umgeben sah, die, obgleich ihre Käppis verschiedene Farben zeigten, doch keineswegs Studenten zu sein schienen, denn sie fielen über Heinzens Gepäck her und riefen, während sie sich um die einzelnen Koffer stritten, wirr durcheinander.

„Lassen Sie los, der Herr ist an die Sachsen empfohlen," schrie der Eine, „nein, der Herr gehört zu uns, zu den Franken," der Andere, „Sie wollen doch zu den Westfalen?" der Dritte. Alle aber überschrie der Vierte, ein schlanker Bursche. „Lassen Sie sich von den Andern nichts sagen," rief er, „verlassen Sie sich auf mich, ich bin König. Verlassen Sie sich ganz auf König. Weg da, Ihr Leute, dieser Herr gehört mir, dieser Herr gehört König! Wo wollen Sie wohnen? Ich habe Wohnungen jeder Art. Wollen Sie in der Schmergelei wohnen oder in der Klugerei, oder im Walfisch oder in der Holztaube, oder auf dem Höchst? Oder ziehen Sie eine Wohnung auf dem Alten-, oder dem Linden-, oder dem Königsmarkte vor? König weiß Alles, König kennt Alles, König besorgt Alles. Wie sagt der Dichter:

„Ein Paar Hosen in der Secunde,
Rock und Weste auch dabei,
Vierzig Paar Stiefel in der Stunde
Putzt König frisch, fromm, froh und frei."

Damit hatte er denn auch wirklich Heinzens Effecten zusammengerafft und war eben im Begriffe, sich mit ihnen davonzumachen, als Heinz, durch das Geschrei und das eigenmächtige Verfahren des Mannes gereizt, ihn am Kragen ergriff und tüchtig schüttelte.

„Legen Sie meine Sachen weg," rief er, „oder ich schlage Ihnen Ihren königlichen Schädel entzwei, ehe Sie Zeit haben, ein Vaterunser zu beten."

Der also Bedeutete ließ den Koffer von seiner Schulter herab, legte die Reisesäcke weg und sagte ganz demüthig: „Verzeihen Sie, mein Herr; aber ich habe Sie für einen Fuchs gehalten."

„Wer sind Sie denn eigentlich, Mensch?" fragte Heinz lachend.

„Ich, ego? Ich heiße König, rex."

„Das weiß ich zur Genüge, aber wer sind Sie oder was sind Sie?"

„Ich, ego? Wie sagt der Dichter:

Stiefelputzer und Rasirer,
Kleiderausklopfer und Lackirer,
Spritzenlenker und Kommissionär,
Alter ego und Sekretär.

« Omnia possumus omnes. »

„Nun, was wollen Sie von mir?"

„Ich, ego? Wie sagt der Dichter:

Ich will dem Herrn eine Wohnung besorgen,
Seine Kleider nehmen in Verwahrung,
Für ihn putzen, holen und borgen.
In all' diesem hab' ich Erfahrung.

« Vide, sed cui vide! »

„Und zu allem diesen soll ich Sie engagiren?"

„Mich, me! Longum est iter per praecepta, breve et efficax per exempla. »

„Nun, meinetwegen, gehen Sie voran."

Sie gingen nun Beide durch die engen, winkeligen Straßen der Stadt, deren alterthümliche Häuser der Mond phantastisch beleuchtete. Plötzlich blieb König stehen und fragte:

„Ist der Herr ein Damenfreund? Feminae amicus? »

„Wie kommen Sie darauf?"

„Und der Landluft? Aeris ruralis? »

„Was soll das?"

„Was das soll? Ich habe einen Gedanken. Ich König, ego rex! Wie wäre es, wenn ich den Herrn auf den „„Höchst"" brächte? Denn, wie sagt der Dichter:

Auf dem Höchst, da lebt sich's gut,
Fand schon manches junge Blut;
Aber wenn es fortgegangen,
Hat die Reue angefangen.

«E vitio alterius disce cavere tibi. Ja, ich führe den Herrn auf den „„Höchst““!"

Damit änderte er den Weg und Heinz, der sich nunmehr über die Reden seines seltsamen Gefährten höchlichst ergötzte, folgte ihm ohne Weiteres und blieb erst stehen, als es ihm schien, daß sie im Begriffe waren, die kleine Stadt wieder zu verlassen.

„Wohin führen Sie mich?" fragte er mit einigem Mißtrauen.

König errieth seine Gedanken. „Fürchten Sie nichts," sagte er lachend, „wir sind gleich an Ort und Stelle. Der „„Höchst““ liegt vor der Stadt; aber Sie werden morgen sehen, daß die Aussicht, die Sie von dort oben aus haben, Sie für die kleine Wegstrecke reichlich entschädigen wird."

Sie stiegen nun ein wenig bergan und standen bald im dunklen Schatten eines Hauses, hinter dem ein Park oder ein Wald aufzusteigen schien. König legte seine Last ab, athmete tief auf, wischte sich mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirn und klopfte dann an die Thür. Auf das Geräusch hin stürzte ein halbes Dutzend kleiner und großer Hunde laut bellend auf die Beiden zu; sie schienen aber König zu kennen, wenigstens beruhigten sie sich bald und begnügten sich damit, Heinz mißtrauisch anzuknurren. Endlich wurde die Thür geöffnet und ein alter Mann erschien, das Licht vorsorglich mit der Hand gegen den Zugwind schützend, in derselben.

«Salvete, Herr Kluge; ich bringe Euch hier einen Herrn Studenten. Ihr habt doch noch ein Häuschen frei?"

„Ja, der Herr kann noch eins haben; bitte, treten Sie ein."

Er führte nun Heinz in ein Zimmer, das seiner ganzen Ausstattung nach offenbar ein Kneipzimmer war, rief eine Magd herbei, zündete eine Laterne an und forderte Heinz auf, ihm zu folgen.

Sie gingen wieder in's Freie, betraten den Park, in dem hin und wieder Lichter schimmerten, und stiegen dann ein Dutzend Steinstufen hinauf. Dann kamen sie an einem Häuschen vorüber, in dem trotz der späten Stunde heisere Kehlen: „Nach Hause geh'n wir nicht"

fangen, stiegen wieder Stufen hinauf, passirten wieder ein Häuschen und standen endlich auf dem dritten Absatze vor einem solchen still. Der Alte öffnete und forderte Heinz auf, einzutreten. Das Innere bestand, außer aus einem kleinen Vorhause, aus zwei großen, einfach aber reinlich möblirten Stuben, die nun Heinz für den Preis von dreißig Gulden per Semester übergeben wurden, und nachdem die Magd das Bett zurecht gemacht hatte, empfahlen sich alle Drei, König nicht ohne den Dichter zu citiren:

„Morgen, eh' der Herr erwacht,
Sind die Kleider rein gemacht,
Post nubila Phoebus!"

Heinz aber, der von der Reise überaus ermüdet war, suchte sein Lager auf und war nach wenigen Minuten unter den Klängen des:

Das Diendel laß ich nit,
Lieber mein Leb'n, mein Leb'n,

das von der untersten Terrasse heraufklang, fest eingeschlafen.

Als er am andern Morgen erwachte und durch das geöffnete Fenster hinausblickte, bot sich ihm ein entzückender Anblick dar. Von seinem Fenster aus übersah er das ganze reizende Thal, in welchem sich Dorf an Dorf reihte, bis in weiter Ferne die Thürme der alten Reichsstadt das Bild abschlossen, und wenn sein Blick aus der Ferne zurückkehrte, so überblickte er unmittelbar unter sich den weiten, schattigen Park, aus dem die weißen Häuschen der Studenten, über und über von Hopfen umrankt, traulich hervorlugten.

Ein freundliches „Grüß' Euch Gott," das aus dem benachbarten Hopfengarten herausklang, machte Heinz sich umwenden und er sah nun, daß es sein Hauswirth gewesen, der ihn angeredet. Herr Kluge kam näher, reichte Heinz vertraulich die Hand und fragte ihn in jenem, so überaus herzig klingenden, süddeutschen Dialekte, wie er geschlafen habe und ob ihm die Aussicht gefalle. Dann begann er seinen neuen Miethsmann ein wenig nach dem „Woher?" auszufragen und als ihm Heinz seine Heimath nannte, rief er:

„Ei, da sind Sie ja ein Landsmann von dem verruckten Thierle, dem Schweinsberg!"

„Es giebt bei uns allerdings Schweinsbergs," antwortete Heinz;

„aber wenn der Herr, von dem Sie reden, Student ist, so kenne ich ihn nicht persönlich."

„Nicht?" rief der Alte und rieb sich lachend die Hände. „Nun, Sie werden schon seine Bekanntschaft machen. Gewiß, das werden Sie. Nehmen Sie sich nur davor in Acht, daß er Ihnen nicht eins auswischt."

„Ist der Herr so gefährlich?"

„Nu, ob er gefährlich ist! Wo werden denn der Herr einspringen?"

„Was heißt das?"

„Ah so!" rief Herr Kluge überaus enttäuscht, „der Herr sind halt noch ein Fuchs?"

Heinz biß sich verdrießlich auf die Lippe. Es war ihm sehr fatal, daß er noch ein Fuchs war. Heinz Eichenstamm sein und noch ein Fuchs sein, das paßte eigentlich durchaus nicht zusammen.

„Sie wollten mir sagen, was einspringen heißt," sagte er ärgerlich.

„Nun, einspringen heißt — einspringen, in ein Corps oder eine Burschenschaft einspringen."

„Ich weiß überhaupt noch nicht, ob ich mich an dem eigentlichen Studentenleben betheiligen werde," sagte Heinz.

Der Alte sah ihn verwundert an.

„Oh, da haben's keine Sorge," rief er dann, „da werden's schon gekeilt werden, und daß so ein schmucker Herr wie Sie kaminern wird, glaub' ich mein Lebtag nicht. Aber nehmen Sie einen Rath an — zu den Westfalen gehen Sie nicht, das ist ein wüstes Volk. Die haben für keinen Kreuzer Vernunft im Leibe und mehr Schulden als ein Pudel Haare."

„Nun, und in welchem Corps ist denn der Herr von Schweinsberg?" fragte Heinz.

„Der? Der ist eben bei den Westfalen, und wenn die früher schlimm waren, so reitet sie jetzt der Teufel, seit der Schweinsberg, der wüste Mensch, darin ist."

„Sie scheinen auf meinen Landsmann schlecht zu sprechen zu sein."

„Gewiß, spinnböse bin ich auf ihn. Hat er nicht meinen Madli in der vorigen Woche eine Katzenmusik gebracht und am letzten Sonntage, als bei mir Musik war, Kuni, dem Knecht, ein Loch in den Kopf geschlagen und einen so gräulichen Lärm verübt, daß mir alle

Gäste zum Hause hinausgelaufen sind. Aber er soll mir nur wieder heraufkommen, der Erzschelm!"

Heinz, den die ungenirte Art, in der sich der Mann über seinen Landsmann ausließ, verdroß, runzelte die Stirn.

„Hören Sie, Herr Kluge," sagte er, „wenn Sie mit mir gut Freund bleiben wollen, so müssen Sie in meiner Gegenwart nicht so von meinem Landsmanne reden."

Der Alte blickte ihn von der Seite an.

„Nun, Sie können einmal ein Richtiger werden," murmelte er verdrießlich und ging davon.

Heinz, sehr zufrieden, dem Alten gezeigt zu haben, daß man auch als Fuchs Haare auf den Zähnen haben könne, ging nun in's Freie, um den Park zu besichtigen. Dabei kam er auch an einem Häuschen vorüber, vor dem ein paar Studenten saßen, ihren Kaffee tranken und dazu aus langen Pfeifen schmauchten.

„Du," sagte der Eine, ein zierliches, kleines Kerlchen, als Heinz vorübergegangen war, „der da ist ein Fuchs und zwar ein stattlicher Fuchs, also — wird er gekeilt."

„Nicht doch," erwiderte der Andere, „das wollen wir den Corps überlassen."

„Du bist närrisch. Der Junge ist doch offenbar ein Fremder, da thut man ihm ja den größten Dienst, wenn man ihn auf den richtigen Weg weist. Außerdem haben die Corps in diesem Semester Füchse in Aussicht, daß Einem die Haare zu Berge stehen, wenn man daran denkt. Der S. C. wird 150 Mann stark, das ist keine Frage — also wird der Junge da gekeilt."

Damit stand der Blonde auf, vertauschte im Zimmer den Schlafrock mit einer Joppe von zweifelhafter Farbe, hing sich sein Farbenband um, setzte sein Cerevis auf und stopfte sich eine neue Pfeife. Dann schlug er einen Weg ein, auf dem er Heinz begegnen mußte. Er schlenderte langsam dahin und blinzelte mit den Aeuglein zur Sonne empor; er machte offenbar ganz zufällig einen Spaziergang, ja er schien sich so sehr in die Betrachtung der Sonne vertieft zu haben, daß er den ihm entgegenkommenden Heinz fast umgerannt hätte.

„Pardon!" rief er; „Sie werden entschuldigen, ich war ganz in Gedanken vertieft."

„Bitte!“

„Eine wundervolle Aussicht, mein Herr? Nicht wahr?“

„Allerdings, sie ist wundervoll.“

„Wundervoll, ja, das ist der richtige Ausdruck. Sie ist voll von Wundern, ja wohl. Sie haben da einen sehr glücklichen Ausdruck gebraucht. Also bei Ihnen sagt man auch wundervoll?“

„Ja, natürlich,“ sagte Heinz erstaunt.

„Nicht wahr, in Mecklenburg sagt man: wundervoll?“

„Natürlich, ganz natürlich,“ war die Antwort.

„Vermuthlich, ich denke mir wenigstens, daß dieser Ausdruck allen Deutschen gemeinsam ist.“

„Gewiß, das glaube ich auch. Also in Hannover sagt man auch: „wundervoll“?“

„Vermuthlich.“

„Oh, Sie vermuthen gewiß ganz recht, aber wie ist's damit in Preußen?“

„Ich bin kein Preuße, mein Herr.“

„Was zum Teufel bist Du denn eigentlich“, dachte der Blonde ärgerlich, laut aber sagte er seufzend:

„Ja, Sie haben es wohl recht schwer!“

„Ich? Wieso, mein Herr?“

„Nun, nicht gerade Sie persönlich, aber doch Ihr armes, bedrücktes, meerumschlungenes Vaterland.“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, mein Herr,“ erwiderte Heinz ungeduldig, denn die Unterhaltung schien ihm einer Hänselei zu gleichen, wie ein Ei dem andern; aber der Kleine ließ sich nicht irre machen.

„Nicht wahr, das war doch Ihr Bruder, der bei Missunde blieb,“ fragte er mit tieftraurigem Gesichte.

„Aber wie soll denn ein Bruder von mir nach Holstein kommen?“ rief Heinz und nannte seine Heimath.

„Ah freilich, da kann es kaum ein Verwandter von Ihnen gewesen sein; aber der Lieutenant — Pardon, wie war doch gleich Ihr werther Name?“

„Eichenstamm.“

„Ganz richtig, Eichenstamm. Also der Lieutenant Eichenstamm war ein sehr wackerer Mann. Er hatte einen Knebelbart und war

ein sehr wackerer Mann. Er muß übrigens doch mit Ihnen verwandt gewesen sein, denn, wenn ich nicht irre, habe ich einmal das Vergnügen gehabt, Ihren Herrn Vater bei ihm gesehen zu haben. Nicht wahr, ein großer Mann mit einem Schnurrbart, recht das Bild eines kernfrischen, fröhlichen Gutsbesitzers?"

„Mein Vater war nicht Gutsbesitzer."

„Ach, natürlich nicht, ich verwechsele; der Gutsbesitzer war der Onkel aus Preußen. Ihr lieber Herr Vater war jener würdige Geistliche, mit dem ich in Kiel einen so angenehmen Abend verlebte."

„Sie irren, mein Vater war Arzt."

„War? Sie sagen „„war?"" Also dieser wackere Mann ist todt?"

„Ja."

„Ach, da stehen Sie wohl recht allein in der Welt, sind wohl ganz auf sich angewiesen? Ja, mit einem Wechsel von 300 Gulden in Fischersbach leben müssen — das ist nicht leicht. Da werden Sie sich sehr einschränken müssen."

„Aber wer sagt Ihnen denn, daß ich mit 300 Gulden auskommen muß?" fragte Heinz verwundert.

„Ah, Pardon! Dann habe ich Sie vorhin mißverstanden. Also Sie sagten, Sie hätten einen Wechsel von 900 Gulden?"

„Nun, wenn auch nicht gerade 900 Gulden, so werden es immerhin 7—800 sein."

Sie waren unterdessen immer weiter gegangen und der Zufall, oder vielmehr der Blonde hatte es so gefügt, daß sie auf einem weiten Umwege wieder zu dem Häuschen des Letzteren zurückgekehrt waren, vor dem der zweite Student noch immer seinen Betrachtungen nachhing. Heinz war überaus unbehaglich zu Muthe, denn er wußte durchaus nicht, wie er sich der überlegenen Art seines Gefährten erwehren sollte. Er beschränkte sich daher darauf, äußerst schweigsam und zurückhaltend zu sein.

„Erlauben Sie, daß ich die Herren mit einander bekannt mache — studiosus juris von Eichenstamm und mein Freund studiosus theologiae Anton Trauerbach."

„Ich bin weder Edelmann, noch Jurist," begann Heinz.

„Pardon, ich bin so zerstreut; also studiosus medicinae Eichenstamm."

„Ich bin auch nicht Mediciner."

„Ah so, bitte setzen Sie sich. Anton, lieber Junge, lauf' hinunter und bestelle noch ein paar Tassen Kaffee. — Sie haben sich also noch nicht zu der Wahl eines Berufes entschlossen. Sehr verständig. Ich kann Ihren Entschluß nur loben. Bei der ungeheuren Wichtigkeit, die die Wahl eines Berufes sowohl in centrifugaler als auch in centripetaler, in intellectueller wie in physischer Beziehung hat, finde ich es ganz in der Ordnung, daß Sie sich erst einen universalen Adspect verschaffen wollen, ehe Sie sich in concreto decerniren. Ich glaube allerdings auch, daß, wer davor sicher sein will, vom Leben präcludirt zu werden, wer alle vitalen Bedingungen erfüllen will, wer in wahrhaft parthenogenetischer Weise das eigene Ich, dasselbe als Bewußtsein vom Selbst genommen, eruiren will, daß der, sage ich, am besten thut, sich zunächst mit der Philosophie, als der Lehre von der absoluten Evacuation des intellectuellen Vermögens, zu beschäftigen. — Nicht wahr, mein Herr, Sie sind doch auch Hegelianer?"

Heinz saß wie auf Kohlen. Er hätte eine Hand darum gegeben, zu wissen, ob das Neckerei war oder Philosophie. Dem Gesichte des Blonden nach mußte es Philosophie sein, denn er saß da, wie die leibhaftige Unschuld und sprach eben so ernst als rasch.

„Nicht wahr, Sie sind Hegelianer?" wiederholte er die Frage.

„Ja," sagte Heinz endlich zögernd.

„Nun, ja wohl, ich dachte mir's schon — bitte, da ist Zucker — daß Sie Hegelianer seien. Sie sehen, ich bin Burschenschafter, Armine (beiläufig bemerkt sind wir 50 Mann stark), und eben in Hegel finde ich den Philosophen, der das, was mir persönlich lieb und werth ist, auch meinem Verstande begreiflich macht, das Transcendentale zu intellectueller Evidenz erhebt."

Der Theolog, der während dieser Rede seines Freundes sich fortwährend unter dem Tische aufgehalten hatte, wo er etwas zu suchen schien, mischte sich nun auch in's Gespräch. Man kam auf das Studentenleben zu sprechen und die Herren wußten nicht wenig von der Roheit der Corps zu erzählen, wobei der Blonde, der, wie Heinz beiläufig erfuhr, der studiosus juris Hanning aus Rathshausen war, besonders betonte, daß unter den Corps das Fuchswesen noch in höchster Blüthe stehe.

Es kamen nun noch andere Studenten herbei, der Kaffee machte dem geliebten Biere Platz und Heinz verlebte einen sehr angenehmen Vormittag. Dann speiste man in großer Gesellschaft zu Mittag und zog darauf in einem großen Haufen auf ein benachbartes Dorf, woselbst man unter den Linden vor dem Wirthshause die Vormittagsbeschäftigung fortsetzte. Als sich erwies, daß Heinz einen tüchtigen Rausch hatte, begleitete man ihn auf's Liebenswürdigste nach Hause, und als er sein Zimmer betrat, stand der Entschluß, Armine zu werden, um so mehr bei ihm fest, als er den ganzen Tag über nicht wenig gefeiert worden war. Auf seine Frage: „Was man denn eigentlich wolle," hatte man ihm erwidert, man wünsche, die alten historisch entstandenen Formen des Studentenlebens beibehaltend, ein fröhliches, aber doch auch sittliches und sittigendes Beisammensein, ein Leben in einem Verbande, der, Ehre und Sittenreinheit garantirend, vom Geiste der Vaterlandsliebe erfüllt wäre. — Das gefiel Heinz gar wohl.

Als er allein war, kam König.

„O," rief dieser, „ich sehe, der Herr hat sich schon etwas umgethan in Fischersbach. Sind Sie Corpsbursch oder Burschenschafter?"

„Ich werde wohl Burschenschafter werden."

„Sehr verständig, Herr Eichenstamm; denn wie sagt der Dichter:

Vor Franken und Westfalen,
Vor Sachsen und Wandalen,
Lieber Fuchs, hüte Dich fein,
Spring' bei den Burschenschaftern ein.

« Improbi corrumpunt rectas consortia mores. »

„Nun und dann haben Sie wohl schon heute einen Trunk mit den Arminen gethan?"

„Wie so? Merkt man mir etwas an?"

König lächelte und citirte statt aller Antwort den Dichter:

„Lieber Fuchs, ich rath' Dir das,
Trinke Bier ohn' Unterlaß;
Aber, Fuchs, vor dem Liqueur
Hüte Dich, er stößt gar sehr.

« Bonae valetudinis mater est frugalitas.

„Pardon übrigens," fuhr er fort, „daß ich Sie mit „„Fuchs"" anrede; aber es steht so im Verse."

„Ich bin noch Fuchs," sagte Heinz.

„Ist's möglich! Ich glaubte, Sie wären Student seit Jahr und Tag. Sie sehen so aus, als hätten Sie schon gelebt, wie der Dichter sagt:

Spazierenreiten, spazierengehn,
Täglich neun Maaß oder zehn,
Wirthe narriren, Nachtwächter hau'n,
Den Weibern in die Braunäugelein schau'n,
Schlagen, stechen, sich verlustieren,
Schöne Mädchen Krassaten führen,
Macht den Studio reichlich schwitzen.
Da kann er Abends am Biertisch sitzen;
Streicht sich den Bart und ruht sich aus,
Geht dann Nachts betrunken nach Haus.

« Iucundi acti labores. »

„Wo haben Sie nur alle die albernen Verse her, König?"

„Ich? Ego? König — rex? Nun ich habe allezeit beherzigt:

Zwei Ohren hast Du und einen Mund,
Das sollst Du betrachten,
Das Maul sollst Du halten,
Auf Alles achten.

« Non in schola sed in vita discimus. Hat der Herr noch was nöthig? Nein? Wünsche gut zu ruhn."

Damit ging er.

Auf der Mensur.

Wenn Heinz am nächsten Morgen immer noch schwankte, ob er sich unter das schwarz-roth-goldene Banner stellen solle oder nicht, so erlebte er noch an demselben Tage ein Abenteuer, das ihm über alle Zweifel weghelfen sollte. Er war, nachdem er sich vorläufig als Mitglied der philosophischen Facultät hatte immatriculiren lassen, in eine Restauration gegangen, um daselbst zu frühstücken und hatte eben Platz genommen, als einige Studenten mit großem Geräusch eintraten und sich an denselben Tisch setzten, an welchem er saß. Der eine von ihnen, ein ungewöhnlich großer, schlanker Bursche, schlug mit der Reitpeitsche auf den Tisch, daß die Flaschen, die auf demselben standen, ängstlich klirrten, warf sein Cerevis auf einen Stuhl, streckte seine langen Beine auf einen zweiten und schrie dann überlaut: „Ledermacher! Zum Teufel, Ledermacher! Höchst lederner Ledermacher! Schelm von einem Ledermacher!" Auf sein Geschrei schob sich der Gastwirth, ein kleiner, schwarzer Mann, verdrießlich zur Thür herein und fragte mürrisch:

„Was steht zu Diensten, Herr Baron?"

„Scheeren Sie sich zum Teufel mit ihren Diensten, Ledermacher, ich will Ihre Dienste nicht. Halten Sie mich für betrunken, daß Sie mir am hellen, lichten Tage Ihre Dienste anbieten! Ihre Dienste bestehen in Beefsteaks von ausgedienten Gemeindebullen, in Grüneberger Auswurf und in weichselzöpfigen Dirnen. Behalten sie Ihre Dienste, bis man darnach fragt, Sie alter Wucherer! Ihr Geld will ich! Mit Ihren Diensten können Sie mir kommen, wenn Sie einmal sehen, daß ich Ihre schmutzigen Silbergulden in goldenen Rheinwein umgesetzt habe."

„Wenn Sie so schreien, Herr Baron," erwiderte der Wirth mit einem Blicke auf Heinz, „so kann ich Ihnen nicht aufwarten. Mein Haus ist keine Schenke, und ich bin kein Wucherer, obgleich Sie mich so zu nennen belieben. Ich bin zwar nur ein einfacher, schlichter

Mann, aber so etwas laß' ich mir nicht gefallen. Einen Wucherer laß' ich mich nicht nennen!"

Der Baron lachte laut auf.

„Pardon, mein Engel," rief er, „wenn ich Ihrer zarten Ehre zu nahe getreten bin. Kommen Sie her, Sie einfacher, schlichter Mann! Wahrhaftig, Ledermacher, Sie sind gewiß früher einmal Büchsier gewesen. Sie haben das „deutsch" vergessen, Ledermacher! Sie müssen sagen: Ich bin ein einfacher, schlichter, deutscher Mann, dann weiß doch Jeder, der's hört, daß Sie im Begriffe sind, Einem das Fell über die Ohren zu ziehen. Wenn sich einer dem Teufel selbst als einfacher, schlichter, deutscher Mann vorstellt, so mag der sich in Acht nehmen, daß ihm nicht binnen fünf Minuten Hahnenfeder, Schweif und Klaue abhanden kommen. Sie müssen auf die Ausstellung, Ledermacher! Als Muster eines Gastwirths müssen Sie auf die Ausstellung, und zwar mit einer schwarz-roth-goldenen Mütze auf dem Kopfe und der Unterschrift: „Ein einfacher, schlichter, deutscher Wucherer!"

„Bravo, bravo," hieß es von den anderen Studenten. „Das müssen Sie thun, Ledermacher! Ja wohl, ja wohl! Sie bekommen die goldene Medaille."

„Was, goldene Medaille," schrie der Baron dazwischen, „wenn ich Ausstellung sage, so meine ich den Pranger, und wenn der Hallunke Medaillen bekommen soll, so müssen es Gulden sein, die ihm auf die Wangen und ein Thaler, der ihm auf die Stirn gebrannt werden."

Der Wirth, welcher unterdessen mit finsterem Gesicht unter den Gläsern gekramt hatte, wandte sich um und wollte das Zimmer verlassen, der Baron aber schnellte wie eine Feder empor und ergriff ihn noch in der Thür.

„Wohin, Du alte Kellerratte?" rief er und hielt den sich heftig Sträubenden mit eiserner Hand fest. „Glaubst Du, alte Ohreule, ich wäre hierher gekommen, blos um Dir die Ehre anzuthun, Dich zu maltraitiren? Geld will ich haben, verstehst Du? 300 Gulden will ich haben, und das gleich."

„Lassen Sie mich los," war die Antwort, „lassen Sie mich los. Ich habe für Sie kein Geld. Ich habe für Sie keinen Kreuzer!"

Die Andern legten sich nun in's Mittel.

„Laß ihn los, Otto," rief der Eine, „Du treibst die Sache zu weit, Du siehst ja, daß Ledermacher blöde ist. Der arme Kerl genirt sich vor dem Herrn da." Damit wies der Redner sehr unbefangen mit dem Finger auf Heinz, der, da er wohl einsah, daß er an einen Ort gerathen, an den er keineswegs gehörte, in überaus peinlicher Stimmung Zeuge dieses Gesprächs gewesen war.

Der Baron wandte sich jetzt nach Heinz um. Heinzens vor Verlegenheit und Zorn geröthetes Gesicht mochte er für Blödigkeit nehmen, genug, er ließ den Wirth fahren, trat auf Heinz zu und betrachtete ihn, ohne ein Wort zu reden, von oben bis unten. Dann ergriff er die Flasche, die vor Heinz auf dem Tische stand, hielt sie gegen das Licht und sagte, indem er die Flasche wieder hinstellte und Heinz auf die Schulter klopfte:

„Müssen keinen Rothwein trinken, junger Mensch! Davon bekommt man eine rothe Nase!"

Heinz sprang empört auf:

„Sie sind ein Unverschämter!" rief er.

„Allerliebst, mein Theurer," sprach der Baron lachend. „Allerliebste Säbel! Sie geben doch Satisfaction, liebe Seele?"

Heinz, der aufgestanden war und den Wirth heranwinkte, um ihn zu bezahlen, hielt sich mühsam zurück.

„Jawohl!" sagte er so ruhig als möglich.

„Nun, und welcher Name wird in den Zeitungen publicirt, falls Sie sich verlaufen haben?" fragte der Baron weiter.

Die Beiden standen sich dicht gegenüber. Sie waren ungefähr von gleicher Größe, aber ein Athlet hätte Heinz den Vorzug gegeben. Der Baron war ganz ruhig und betrachtete Heinz mit unverschämtem Lächeln, während dieser vor Wuth bebte.

„Wenn Sie," sagte Heinz sehr langsam, „noch ein Wort nachtouchiren, so werde ich meinerseits Sie für satisfactionsunfähig erklären und Sie demgemäß behandeln!"

Der Baron lenkte ein.

„Ja, aber wie heißen Sie denn, Verehrtester? Wie nennt Sie Vater und Mutter, wie die holde Maid „Sonntags hinterm Gartenzaune"?"

„Mein Name ist Eichenstamm."

Der Baron trat einen Schritt zurück.

„Wie? Eichenstamm? Sind Sie etwa gar ein Landsmann von mir?"

Heinz kehrte sich, ohne zu antworten, um und verließ das Zimmer.

Der Baron drehte ärgerlich seinen Schnurrbart.

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte er. „Am Ende kommt der Mensch frisch von Hause und ich habe einen Fuchs auf Säbel provocirt. Das wäre eine schöne Geschichte."

„Beruhige Dich," erwiderte der Student, der vorhin mit dem Finger auf Heinz gewiesen hatte. „Der Bursche war so wenig ein Fuchs, als Du und ich. Ein Landsmann von Dir mag er sein, aber Fuchs ist er gewiß nicht. Ist denn der Mensch von Familie?"

„Nein, das nicht, und wenn er kein Fuchs ist, so mag er sich vorsehen, aber darüber muß ich Gewißheit haben. Liebster Westerberg, thu' mir die Liebe und verschaffe mir darüber nähere Auskunft. Ich kann doch unmöglich einen Fuchs mit dem Säbel zurichten. Stellt sich heraus, daß er einer ist, so geh' zu ihm und revocire in meinem Namen. So, und nun zur Sache! Ledermacher, wo sind die 300 Gulden?"

„Hier, Herr Baron, aber ich muß Sie sehr bitten, künftig doch mehr Rücksicht zu nehmen, wenn ein Fremder —"

„Halten Sie Ihre Zünge mit den Zähnen fest," Ledermacher, unterbrach ihn der Baron, „ich empfehle Ihnen das als ein sehr hübsches Spielchen, das die Hände frei läßt, und geben Sie mir Papier und eine Feder."

Darauf nahm er einen Bogen und schrieb darauf, daß er, Otto Schweinsberg, von dem Schenkwirth August Ledermacher die Summe von 600 Gulden auf ein Jahr geliehen habe und solche mit 5% pro anno verrenten wolle. Dann fragte er, während er etwas auf das Papier zeichnete, den Gastwirth, der hinter ihm stand und die Daumen seiner gefaltenen Hände mit rasender Geschwindigkeit um einander drehte, ob er wisse, wie man in der Sahara Löwen fangen könne, und als dieser seine Unwissenheit bekannte, theilte er ihm mit, daß das in der Weise geschehen könne, daß man die Sahara in ein Sieb thue

und selbiges dann schüttele. Dann fiele der Sand durch und die Löwen blieben darin. Nachdem er noch einige ähnliche Räthsel aufgegeben hatte, stand er auf und übergab das Papier, das als Initiale die wohlgetroffene Carricatur des am Galgen schwebenden Wucherers zeigte, dem Original, riß ihm die Scheine aus der Hand, steckte sie, ohne sie zu zählen, in die Tasche und verließ mit seinen Gesellen das Zimmer.

Der Wucherer blickte ihm finster nach. „Warte nur," murmelte er und drohte mit der geballten Faust hinter dem Baron her, „Du sollst noch an mich denken lernen. Du magst so reich sein als Du willst, so wie Du es treibst, wirst Du es doch nicht lange machen. Wo nur so ein Unsal von Mensch herkommen mag?"

Damit ging Herr Ledermacher, Schweinsbergs Schuldschein zu den anderen zu legen.

Versuchen wir, seine Frage zu beantworten.

Otto Schweinsberg war seinem Temperamente nach einer von jenen, bei uns in allen Ständen vorkommenden Menschen, die lieber laufen als gehen, und lieber springen als steigen. Einer von den Menschen, die nicht bequem sitzen, wenn sich nicht ihre Füße höher befinden, als ihr Kopf, und die Nachts lieber neben dem Bette liegen, als in ihm. Er war ein Mensch, der lieber acht Stunden spazieren ging, als daß er eine Stunde arbeitete; der eine Meute Hunde lieber hörte, als die berühmteste Sängerin. Geld erschien ihm wie ein Ding, das einzig und allein da war, auf irgend eine Weise verbraucht zu werden, der gute Ruf — wie ein chimärisches Gebilde, um das sich Krämer und alte Weiber zu sorgen hatten, und jede Art Arbeit wie die gemeine Thätigkeit eines Knechtes. Nie war ihm wohler, als wenn Alles um ihn her blutige Köpfe, geschwollene Backen und blaue Augen hatte, und er hatte durchaus nichts dagegen, das Vergnügen, Andere in diesen Zustand zu versetzen, gelegentlich mit einer tüchtigen Tracht Schläge erkaufen zu müssen. Da aber alles Dieses lediglich Sache des Temperamentes war und mit der ganzen Naivität eines bodenlos leichtsinnigen Characters ausgeübt wurde, so war es möglich, daß seine Freunde mit Erstaunen bemerkten, wie dieser wüste und lasterhafte Mensch doch bei alledem auch sehr gutmüthig war und gelegentlich große Weichheit und Herzlichkeit sehen ließ.

Sein bisheriger Lebenslauf war bunt genug gewesen. Der einzige Sohn eines reichen Gutsbesitzers, war er früh Waise geworden und in das Haus eines Onkels gekommen, der, obgleich gebildet und persönlich brav, doch nicht im Stande war, den wilden Neffen zu bändigen. Nachdem er binnen eines Jahres drei Hauslehrer gehabt hatte, gab der Onkel den Knaben zu einem Pastor in Pension, der seiner Strenge und seines pädagogischen Geschickes wegen weithin bekannt war. Bereits nach acht Tagen kam Otto zurück und überbrachte ein Schreiben des Pastors, worin dieser dem Baron mittheilte, daß er sich völlig außer Stande sehe, ein so zuchtloses Kind länger in seinem Hause zu behalten. Otto habe gleich am zweiten Tage eine Schnur über die Treppe gezogen, so daß der Lehrer, der seiner Gewohnheit nach Abends ohne Licht sein Zimmer aufgesucht, darüber gefallen sei und sich stark beschädigt habe. Ueber seine That zur Rede gestellt, habe Otto keinerlei Reue an den Tag gelegt, und als er, der Pastor, ihn nun habe körperlich züchtigen wollen, sei der böse Bube mit einem Messer, das zufällig auf dem Tische gelegen, auf ihn losgegangen.

Da Otto auf Befragen alles dieses bestätigte, so war guter Rath theuer, und es blieb nichts übrig, als wieder zu Hauslehrern zu greifen, die, trotz des hohen Gehaltes, so lange mit rapider Geschwindigkeit wechselten, bis sich einer fand, dem es gelang, Otto wenigstens die nothdürftigsten Kenntnisse beizubringen. Als er dies erreicht hatte, verließ auch er das Haus und Otto kam in's Gymnasium, aus dem er nach einem Vierteljahr entfernt wurde, weil er sich mit allen seinen Kameraden geprügelt hatte und gegen alle seine Lehrer grob gewesen war.

Es folgten nun einige Jahre, in denen er dem Namen nach Privatstunden nahm, in Wahrheit aber sich mit lockeren Gesellen umhertrieb, jedem Mädchen nachlief, jeden Kellner ohrfeigte und für seine Jahre ungeheure Schulden machte. Die militärische Disciplin sollte ihn nun bändigen, brachte dieses Kunststück aber keineswegs zu Stande, denn er mußte schon als Junker seinen Abschied nehmen, weil er seinen Schuhmacher, der ihn seiner Ansicht nach zu heftig an eine Schuld mahnte, aus dem Fenster geworfen hatte. Aus dem mehrmonatlichen Arrest, in den er dafür gekommen war, entlassen, begab er sich auf deutsche Universitäten, auf denen er nun, mittlerweile

mündig geworden, ein tolles Leben führte, in dem die Studien gar keine, die Kneipen, der Fechtboden, die Mensur und die Kirchweihen auf den benachbarten Dörfern aber eine um so größere Rolle spielten. Dabei erhielt sich sein stahlfester Körper trotz des ausschweifenden Lebens so frisch, daß er im Stande war, auf einem Balle der munterste Tänzer zu sein, nachdem er die letzten 48 Stunden ausschließlich damit zugebracht hatte, enorme Quantitäten Bier und Wein zu vertilgen, und sich zur Abwechslung mit Handwerkern zu raufen, oder mit Studenten zu schlagen. In allen sogenannten freien Künsten ungemein geschickt, witzig und immer lustig, war er das Entzücken aller lockeren Gesellen, das Entsetzen seiner studentischen Gegner, der Schrecken ehrbarer Bürger der Stadt und der Held eines Sagenkreises, dessen einzelne Kapitel schüchterne Füchse sich mit gesträubtem Haar um die Gespensterstunde gegenseitig vortrugen.

Heinz eilte voller Entrüstung über den rohen, durch nichts veranlaßten Angriff nach Hause zurück. Dort suchte er seine Bekannten unter den Arminen auf und fragte sie, nachdem er ihnen sein Abenteuer erzählt hatte, was er nun anzufangen habe, um sich auf den bevorstehenden Kampf vorzubereiten.

Die Aufnahme, die seine Mittheilung bei den Bekannten fand, war wenig geeignet, ihm Muth zu machen. Sie faßten sein Vorhaben als ein tolles Wagniß auf und sprachen zu ihm in einem so mitleidigen Tone, als ständen sie bereits an seinem Sterbebette, stellten ihm übrigens ihre Waffen zur Verfügung. Noch während dieser Besprechung wurde Heinz abgerufen, und als er sein Häuschen aufsuchte, fand er daselbst einen Westfalen, der sich ihm als Graf Westerberg vorstellte und ihn in höflichem Tone fragte, ob er noch Fuchs sei oder nicht. Als Heinz die Frage bejahte, erklärte der Graf in diesem Falle im Namen seines Freundes Heinz um Entschuldigung bitten zu müssen. Der Graf war nicht wenig erstaunt, als Heinz, dem das Blut noch kochte, ihm kurz erklärte, daß die Entschuldigung zu spät komme und es bei dem Duelle sein Bewenden haben müsse. „Sagen Sie ihrem Baron," rief Heinz, „daß ich ihm zeigen will, daß auch ein Fuchs stark genug sein kann, einem frechen Junker das Fell zu zerhauen, und daß es an mir nicht liegen soll, wenn er nicht richtige Bauskesche Hiebe bekommt."

Dieser unnütze Ausfall hatte zunächst die Folge, daß nun auch der Graf Heinz forderte, aber dieser, im innersten Herzen empört und beleidigt, war in der Stimmung, es mit der ganzen Westfalia aufzunehmen.

Als er zu den Burschenschaftern zurückgekehrt war, wurden ihm von denselben lebhafte Vorwürfe über sein unbesonnenes Verfahren gemacht; aber Heinz blieb um so hartnäckiger bei seiner Absicht, als er wohl sah, daß die Vorwürfe nicht allzu ernst gemeint waren und man sich im Grunde über sein muthiges Wesen freute.

Unterdessen berichtete auch der Graf über den Erfolg seiner Sendung und Schweinsbergs Zorn loderte hell auf. Er schwor hoch und theuer, Heinz einen Denkzettel zu geben, den er sein Lebtag nicht loswerden solle.

Am Abende vor dem Duelle war Heinz doch nicht ganz wohl zu Muthe. Hatte er auch als Schüler gelernt, mit dem Rappier umzugehen, so war er sich doch bewußt, seinem Gegner durchaus nicht gewachsen zu sein und die besorgten Gesichter seiner neuen Freunde waren nicht dazu angethan, seinen Muth zu heben. Als er Abends zeitig nach Hause ging, taumelte vor ihm ein Betrunkener, der, mit der Faust einem unsichtbaren Gegner drohend, ein über das andere Mal rief: „Ich schlage ihn todt! Mausetodt schlage ich ihn!“ Das erschien Heinz als ein böses Omen, wer aber nun geglaubt hätte, daß ihm deshalb der Muth sinken würde, der hätte sich auf die Eichenstamm'sche Natur schlecht verstanden. „Ich will jedenfalls mein Leben so theuer als möglich verkaufen,“ murmelte er und fühlte, wie die Freude am Kampfe, an der Gefahr in ihm aufstieg.

Als am andern Morgen die Freunde kamen, um ihn abzuholen, fanden sie ihn noch im tiefen Schlafe, und als er nun aus dem Bette sprang, leuchtete sein Gesicht, als wäre er zu seiner Hochzeit geweckt worden. Als ihm die Freunde, angenehm überrascht durch sein muthiges, fröhliches Wesen, darüber Komplimente machten, erwiderte er: „Wie soll ein Mann nicht an dem Tage fröhlich sein, an dem es ihm zum erstenmal vergönnt ist, sich sein Leben gleichsam selbst zu erkämpfen!“

Es war, als ob altgermanische Kampfeslust über ihn gekommen wäre. Er legte seine beste Wäsche an und schmückte sich auf's Sorgfältigste.

Auf dem Kampfplatze staunten auch die Gegner über sein zuversichtliches Auftreten.

„Du hast ganz recht," flüsterte Schweinsberg seinem Secundanten zu, „der Bursche ist so wenig ein Fuchs als Du. Er soll mir an die Lüge denken!"

Wenn der Baron sich so bereits einigermaßen darauf vorbereitet erwies, es mit keinem verächtlichen Gegner zu thun zu haben, so war er doch nicht wenig von der ungeheuren Kraft, mit der Heinz, über den die ganze Wildheit seines Temperamentes gekommen war, einen Hagel blitzschneller Hiebe auf ihn führte, überrascht. Dabei war die Kraft und Schnelligkeit, mit der sie auf ihn herabregneten, so groß, daß er nicht einmal Zeit fand, eine Blöße, die sich etwa der Gegner gab, zu erspähen, sondern sich ganz auf die Vertheidigung angewiesen sah, und er dankte es nur seiner großen Gewandtheit, daß Heinzens Säbel ihn nur mit der Spitze traf und ihm die Stirnhaut durchschnitt, statt ihm den Schädel zu spalten.

Die Secundanten sprangen nun ein, und die Westfalen versuchten vergeblich das Bluten der mehrere Zoll langen Wunde zu stillen.

„Abscheulich," sagte der Graf zu Schweinsberg, „aber Du wirst Dich abführen lassen müssen!"

„Nicht um die Welt!" war die Antwort. „Drücke den Schwamm fester an, ich bin ja kein altes Weib! Ich soll mich von einem Fuchs abführen lassen?"

„Er ist gewiß kein Fuchs."

„Einerlei, er giebt sich für einen solchen aus. Laß mich wieder antreten."

„Sie traten einander wieder gegenüber, aber das Blut lief Schweinsberg gerade in die Augen, der Arzt gebot: „Halt!"

„Sie müssen sich abführen lassen, Baron," sagte er. „Sie dürfen sich auf keinen Fall weiter schlagen."

„Ich muß! Lassen Sie mich," rief der Baron wild, indem er sich vergeblich bemühte, das Blut mit dem Handschuh abzuhalten.

Aber er zürnte vergebens. Die Burschenschafter appellirten an den Unpartheiischen, und Otto Schweinsberg sah sich zum erstenmal in seinem Leben besiegt, und zwar von einem Fuchs!

Obgleich am ganzen Leibe vor Leidenschaft bebend, überlegte er doch kalt: Dem Affront muß um jeden Preis die Spitze abgebrochen werden. Mit der linken Hand den Schwamm an die Stirn drückend, trat er auf Heinz zu und reichte ihm die noch gewappnete Rechte:

„Pardon, Herr Eichenstamm," sagte er, „daß ich Sie neulich so gröblich provocirt habe. Ich wußte weder, daß Sie ein Landsmann von mir, noch daß Sie ein Fuchs seien. Aber nun, da Sie mir tüchtig heimgeleuchtet haben, darf ich mich wohl als entschuldigt betrachten. Schlagen Sie ein, Landsmann!"

Heinz, der, freudig gehoben durch den unerwartet glücklichen Ausgang des Handels, durchaus nicht in der Lage war, die Motive, aus denen der Gegner handelte, zu erkennen, und dessen ritterlichem Sinne diese Wendung ganz nach dem Herzen war, schlug freudig ein.

„Auf gute Freundschaft, Landsmann," sagte er.

Als sie sich getrennt hatten, fragte der Graf mürrisch: „Was war denn das, Otto?"

„Was das war? Eine freundschaftliche Begrüßung zweier Landsleute."

Nun, vor einer Stunde schien es durchaus nicht, als ob Du so freundschaftlich gestimmt seiest."

„Nein. Vor einer Stunde wußte ich ja auch nicht, was Eichenstamm für ein prächtiger Junge ist. Der muß bei uns einspringen!"

„Du vergißt, daß ich mit ihm hänge."

„Ah — so, nun, dann kann er ja Dir auch erst ein Loch in den Kopf schlagen und dann bei uns einspringen!"

„Ich verstehe Dich nicht, Otto!"

„Ja, mein Alterchen, dabei kann ich Dir nicht helfen — wie viel Nadeln werden es sein, Doctor? — Das ist Dein perpetueller Zustand. Weine aber darüber nicht, man kann, wenn man kein Backfisch ist, mit einander sehr befreundet sein, ohne sich zu verstehen. Als ich ein Knabe war, war der Stalljunge meines Onkels mein bester Freund, und doch war der arme Kerl taubstumm. Das hat

uns gar nicht gehindert, beim Reiten und auf dem Schnepfenstrich immer zusammen zu halten."

„Schön, schön! aber die plötzliche Liebe —"

„Plötzliche Liebe? Weißt Du denn nicht, daß die Liebe immer plötzlich kommt, wie der Hahn sagte, als er zufällig einen Regenwurm fand. Du hast mir selbst erzählt, daß Deine Großtante mit ihrem Hauslehrer davon lief, nachdem er drei Wochen in ihrem Hause gewesen war, da sehe ich nicht ein, warum ich mich nicht in diesen Jungen verlieben soll, nachdem er mir einen Hieb von zehn Nadeln — sind's so viel, Doctor? — beigebracht hat."

Heinz wurde unterdessen im Triumph auf die Kneipe der Burschenschafter geführt und war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. „Sie haben," sagte ihm der Senior, „obgleich sie nicht zu uns gehören, unseren Waffen alle Ehre gemacht!" Andere, zumal die Füchse, rückten deutlicher mit der Sprache heraus: Heinz solle Armine werden. Heinz ließ auch nicht lange um sich werben, und noch vor Abend war er Fuchs der Arminen.

Otto Schweinsberg.

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, war große Fuchs-renommage, und Hanning, den Heinz sich am Tage zuvor zum Leib-burschen gewählt hatte, weckte seinen Fuchs schon früh, um ihn auf den Tag vorzubereiten. Er hatte auch schon den betreffenden „Wichs" mitgebracht, und so sah Heinz sich denn bald mit einer schwarzen Pikesche, weißen, eng anliegenden Beinkleidern und schwarzen Stulpen-stiefeln bekleidet, welcher Anzug ihm übrigens vorzüglich stand. So angethan, das schwarz-roth-goldene Cerevis auf dem Kopfe, ging es nun hinaus auf den Markt, wo sich bereits Füchse aller Farben vor der Kirchenthür versammelt hatten, um dann, geführt von den Fuchs-majors und von den Blicken der älteren Burschen kritisch betrachtet, einen feierlichen Rundgang um den Platz anzutreten, während die Leute, die aus der Kirche kamen, ihrem Treiben zusahen und die Stadt-musikanten vom Kirchthurme herab einen Choral bliesen. Heinz, inner-lich bereits zu alt zu solchem Spiele, und schon von Natur allem Formwesen gründlich abgeneigt, empfand ein gewisses Schamgefühl, ver-söhnte sich aber doch mit der Ceremonie, als er inne wurde, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit sei. Wo er vorüber kam, stießen die Leute sich an: „Seht einmal, was das für ein hübscher Bub' ist. Seht, was die Arminen für einen stattlichen Fuchs haben," hieß es.

Aus einem Fenster schaute auch Schweinsberg, in einen polni-schen Schlafrock gehüllt, den Kopf mit einem rothen Tuche phantastisch umwunden, heraus, indem er aus einer unbändig langen Pfeife rauchte, die fast bis auf das Pflaster herab reichte und an ihrem Ende einen riesigen Meerschaumkopf trug. Neben ihm beobachtete auch eine große Ulmer Dogge, den Kopf auf die Vorderpfoten gestützt, den Umzug, ohne zu ahnen, welchen Zorn die schwarz-roth-goldene Schärpe, die ihr um den Hals geschlungen war, erregen mußte. Sein Herr aber, damit noch nicht zufrieden, stimmte, gerade als die Arminenfüchse

sich dem Fenster gegenüber befanden, mit einer zwar unschönen, aber um so lauteren Stimme ein Lied an, in das auf ein gegebenes Zeichen seine Dogge mit lautem Geheul einfiel. Das Lied aber lautete so:

Das Band ist zerrissen
Von schwarz-roth und gold,
Meine Dogge hat's zerbissen,
Wer weiß, was die gewollt.

„Dummer Junge!" — „Das ist zu frech!" „Dummer Junge!" „Dummer Junge!" tönte es von allen Seiten; Schweinsberg aber verneigte sich überaus höflich und rief:

„Meine Herren! Hat mein Armin hier," dabei wies er auf seinen Hund, „den dummen Jungen auch auf sich zu beziehen? Mitgesungen hat er."

Die Corpsburschen, zumal die Westfalen, die in dichten Haufen unter Schweinsbergs Fenster standen, brachen in ein wieherndes Gelächter aus, während die Burschenschafter, entrüstet über den ihnen angethanen Schimpf, nach allen Seiten hin forderten. Schweinsberg aber, in der übermüthigsten Laune, sprang auf, wickelte die bewußte Schärpe vom Halse seines Hundes und rief, die Fahne hin und her schwenkend, mit Donnerstimme: „Silentium!" und als wirklich einen Augenblick Alles schwieg, schrie er, den heiseren Kehlton der Turnfestredner trefflich copirend, überlaut:

„Deutsche Brüder! Mein Freund — Armin — hier, ein — deutscher — Hund" — das Lachen der Corpsstudenten und das Geschrei der Burschenschafter ließ ihn nicht weiter sprechen, und wer weiß, wozu es nicht noch gekommen wäre, wenn nicht einige Professoren herbeigeeilt wären, deren Zureden es gelang, die auf's Aeußerste gereizten Burschenschafter dazu zu bewegen, sich zu entfernen. Schweinsberg aber, der sich in der behaglichsten Stimmung befand, liebkoste seinen „Freund" ohne Ende: „Du bist ein Prachtkerl! Du bist eine Perle von einem Hunde! Man wird sich um Dich reißen, mein Junge! Deine Jungfernrede war so schön, daß man Dich nächstens mit einem Extrazuge zu jedem Turn- und Schützenfeste abholen wird. Ja, als Festredner! Du wirst es weiter bringen als Dein Herr, Du süßer Taugenichts!"

Heinz hatte anfangs voller Staunen dem Treiben zugesehen, das

tolle Stück fand übrigens eine verwandte Seite in seiner Brust, und er war mehr zum Lachen geneigt, als daß er sich geärgert hätte. Uebrigens forderte er frisch drauf los und folgte dann seinen Kameraden, die sich auf ihre Kneipe begaben, um sogleich zu beschließen, wie man die empfangene Beleidigung rächen solle. Es wurde schließlich einstimmig beschlossen, den S. C. (das heißt den Seniorenconvent der Corps) aufzufordern, Schweinsberg zu dimittiren, im Falle einer abschlägigen Antwort aber die Corps sammt und sonders in Verruf zu thun. Da man, in Folge der starken Aufregung, in der man sich befand, für nöthig gehalten, nach sothanem Beschlusse mit einer tüchtigen Portion Bier sich zu stärken, so fühlte Heinz das Bedürfniß, sich nach Tisch auf sein Zimmer zurück zu ziehen, hatte sich aber kaum auf das Sopha geworfen, als er zu seiner nicht geringen Verwunderung Schweinsberg in Begleitung seines Armin bei sich eintreten sah.

„Gu'n Morjen, Landsmann!" sagte er so unbefangen, als käme er eben aus der Heimath und reichte Heinz die Hand, „muß doch sehen, wie Sie sich in dem verdammten Nest eingerichtet haben."

Heinz, der bereits eine gewisse Zuneigung für seinen Gegner verspürte und außerdem noch zu ungewandt war, um zu wissen, was er zu thun hatte, nahm die dargebotene Hand an. Der Baron warf sich behaglich in die Sophaecke und schaute sich zufrieden im Zimmer um, als käme er zum ersten Mal in die neue Wohnung seines intimsten Freundes.

„Hier über dem Sopha müssen Sie ein Bild aufhängen, Eichenstamm," sagte er dann, etwa Hermann und Dorothea, oder die Wacht am Rhein, oder sonst etwas Historisch-Germanisches."

„Meinen Sie?"

„Ja, dann weiß man doch wie? und wo? Was studiren Sie denn, Eichenstamm?"

„Darüber bin ich noch nicht mit mir einig, ich will mich erst mit den verschiedenen Facultäten bekannt machen, ehe ich eine Wahl treffe."

„Charmanter Gedanke, Eichenstamm! Ganz mein Fall. Ich sehe mich auch schon seit sechs Jahren nach einem Studium um, das mir convenirt, habe aber noch immer keines ausfindig machen können.

Vorläufig hab' ich nur erst allgemein bildende Fächer abgehört: Angewandte Chemie der geistigen Getränke, Physiologie der Commilitonen, Anatomie des Weibes! Sehr interessantes Studium, Eichenstamm!"

Heinz lachte. „Nach Allem, was ich höre, müssen Sie sehr fleißig gewesen sein," sagte er.

„So? Sagt man das von mir? Das freut mich wirklich. Wenn Sie nach Hause schreiben, Eichenstamm, müssen Sie dessen erwähnen. Ich hab' es schon so oft geschrieben, daß mein alter Onkel so unverständig ist, es nicht mehr zu glauben. Kennen Sie meinen alten Onkel, den Bachhöf'schen Schweinsberg?"

„Nur vom Hörensagen."

„Nun, Sie haben daran auch nicht viel verloren. Es ist ein alter Herr mit einem langen Schnurbarte, kurzem Verstand und einer ganz unverständigen Beredtsamkeit. Er kann über einen geohrfeigten Kellner oder über im Spiele verlorene 500 Rubel drei Stunden en suite sprechen, ohne dabei einen Witz zu machen und ist ganz außer Stande einen Brief zu schreiben, der kürzer ist als zwei Seiten. Ich glaube nicht, daß alle Pastoren und Küster unserer Heimath zusammen so viel Moralität im Leibe haben, wie er und seine Frau, und ich will ein halbes Jahr hindurch täglich in's Colleg laufen, wenn die Beiden nicht so langweilig sind als alle Pastorentöchter der ganzen Welt. Wenn Sie wieder nach Hause zurückkommen, müssen Sie sich vor meinem Onkel und meiner Tante in Acht nehmen, Eichenstamm."

„Ich habe nicht das Vergnügen, Ihren Herrn Onkel und Ihre Frau Tante zu kennen," erwiderte Heinz.

„Weiß schon, weiß schon. Beglückwünsche Sie. Wahrscheinlich kennen Sie auch Gustav Schweinsberg, den jüngeren, nicht und Duding Schweinsberg? Nein, nun das ist schön. Wäre dies der Fall, so würden Sie in ihm die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht haben, der so verdrießlich ist wie ein Hamster, so faul wie ein Dachs und so langweilig wie ein Hase bei Regenwetter, und was meine Cousine anbetrifft, so bin ich überzeugt, daß Sie noch nie ein so faules und so schönes Geschöpf gesehen haben, als sie. Sie ist so faul, daß Sie lieber verdurstet, als dem Diener befiehlt, ein Glas Wasser zu bringen und so schön, daß alte Kerls blöde werden, wenn sie ihnen in die

Augen sieht. Sehen Sie, Eichenstamm, nun habe ich Sie in meine Familienverhältnisse eingeführt, thun Sie jetzt desgleichen."

Heinz erzählte nun, wer seine Eltern gewesen seien, und wie und wo er erzogen worden. Der Baron rauchte dazu eine Cigarre, die Heinz ihm angeboten hatte und hörte aufmerksam zu. Dann fragte er plötzlich:

„Warum sind Sie eigentlich Büchsier — Pardon — Burschenschafter geworden?"

„Weil es mir scheint," erwiderte Heinz, „als ob unter den Burschenschaftern ein regeres, geistiges Leben herrscht, als unter den übrigen Verbindungen. Weil ich in diesem Kreise Freunde zu finden hoffe, die mit mir in der Liebe zu allem Schönen und Guten übereinstimmen."

Der Baron sah Heinz erstaunt an.

„Sie sind ja ein schandbar ernsthafter junger Mensch, Eichenstamm. Zu allem Schönen und Guten, sagten Sie. Du lieber Gott! Zu allem Schönen und Guten!"

„Ja, was ist denn dabei auffallend?"

„Wie? Auffallend? Nun, eigentlich Nichts, aber es kommt mir so merkwürdig vor, daß Sie, jung, hübsch und nicht arm, wie Sie sind, von dem Schönen und Guten reden."

„Aber streben Sie denn nicht nach dem Schönen und Guten?"

„Ob ich nach dem Schönen und Guten strebe? Ich? Donnerwetter, nein! Wenn ich das je in meinem Leben drei Stunden lang gethan habe, so können Sie mir noch drei solche Löcher in den Kopf schlagen, wie dies hier!"

„Sie machen sich schlechter, als Sie sind."

„Ich wünschte, Sie hätten recht! Aber jetzt weiß ich, was Sie werden müssen. Sie müssen Pastor werden. Wahrhaftig. Ich kann Ihnen eine fette Pfarre versprechen, ich habe eine zu vergeben, und was mehr ist als das, ich kann alle Tage machen, daß sie vacant wird. Mein Pastor nämlich, ein alter, dummer Mann, kann keinem Baron den Rücken zukehren. Sehen Sie, da brauche ich, wenn Sie einmal so weit sind, ihn nur bis an die Treppe zu begleiten. Er versucht dann, sie rückwärts hinabzugehen, fällt und bricht sich das Genick."

„Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten," erwiderte Heinz lachend, „aber selbst wenn ich, was gewiß nicht der Fall sein wird, Theologie

studiren sollte, so wäre ich doch nicht grausam genug, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen."

„Nun, wie Sie wollen, aber wie gesagt, die Treppe ist steil und steht Ihnen eventuell zur Verfügung. Aber a propos, brauchen Sie nicht Geld?"

„Nein, ich danke."

„Nicht? Schön. Wer ist Ihr Stiefelfuchs?"

„König."

„Ah, König. Nun, das ist ein lustiger Kerl. Er hat ein Gedächtniß wie ein siebenjähriges Kind und hat ein Buch voll lateinescher Sprichwörter auswendig gelernt, die er hersagt wie ein Papagey. Wenn er eben so alt wird, wie dieser Vogel, so kann er sehr alt werden. Aber nun muß ich gehen. Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten habe, aber in Folge der verdammten Wunde darf ich nichts trinken, und da dachte ich: Hat er Dich in diese langweilige Lage gebracht, so muß er Dir auch helfen sie zu überstehen und kam her. Auf Wiedersehen, Landsmann."

„Auf Wiedersehen."

Damit ging der Baron und Heinz sah ihn nicht ohne gewissen Scrupel scheiden. War es erlaubt, daß er sich so lange und so freundschaftlich mit einem Menschen unterhalten, der soeben die Farben, die er trug, so schmählich beleidigt hatte? Aber es war wirklich nicht gut möglich gewesen, den Baron schroff abzuweisen, denn sein Wesen war so süffisant und doch auch wieder so gutmüthig, daß man's nicht über's Herz bringen konnte, ihm feindlich zu begegnen.

Der Baron stieg unterdessen langsam die Steinstufen hinab, die von einer Terrasse zur anderen führten. „Ein liebenswürdiger Junge, der Eichenstamm," dachte er, „strebt nach dem Guten und Schönen! Nun, gut mag er sein und schön ist er jedenfalls — es ist doch gut und schön, daß er nicht Westfale geworden ist. Was siehst Du mich so an, Armin, alter Junge? Was? Sollen wir auch nach dem Guten und Schönen streben? Hol' Dich der Teufel! Dazu sind wir zu alt, mein Junge, das steht uns nicht mehr zu Gesicht. Ja, spring nur! Wir Beide wollen so lange durch's Leben springen, bis sich einmal der Eine oder der Andere, der nichts Anderes zu thun hat, über uns ärgert und uns todtschießt. Ja! Was? Ja, bell' nur!"

Die Familie Kluge.

Der Besuch Schweinsbergs gab Heinz doch so viel zu denken, daß er sich zu seinem Leibburschen begab, um dessen Rath einzuholen. Als er Hanning erzählt hatte, daß Schweinsberg soeben bei ihm gewesen, stellte dieser sich zunächst auf den Kopf, wahrscheinlich um durch diese ungewöhnliche Stellung seine Worte für ewig in Heinzens Gedächtniß einzugraben, und verharrte in derselben so lange, daß Heinz alles Ernstes für sein Leben zu fürchten begann und ihn daher halb mit Gewalt wieder auf die Beine brachte. Damit nicht zufrieden, machte Hanning noch einen Versuch, an der Wand emporzuklettern, und erst als er sich von der Unmöglichkeit, sein Vorhaben auszuführen, überzeugt hatte, rief er, indem er die Hände zum Himmel erhob:

„Welch' ein Fuchs!"

„Sprich doch verständig," sagte Heinz ärgerlich, „ich meine es ernstlich!"

«Sancta simplicitas! Wahrhaftig, Heinz, Du könntest durch Deine Einfalt Kinder bis zu 15 Jahren und darüber erschrecken!"

„Was hätte ich denn thun sollen?"

„Was Du hättest thun sollen? Ihn hinauswerfen, hättest Du thun sollen!"

„Das kann doch nicht Dein Ernst sein?"

„Gewiß, Heinz. Ich spreche zwar nur sehr ungern ernsthaft, denn ich finde, daß das die einfältigste Art ist, die Zeit todtzuschlagen; aber soweit mein Temperament es erlaubt, spreche ich augenblicklich ganz ernsthaft."

„Aber ich muß Dir sagen, daß mir der Mann ganz wohl gefällt!"

„Das kann wohl sein, mein Bester. Mir gefielen seinerzeit die Pflaumen in unseres Nachbars Garten auch über die Maßen und doch gab es Hiebe, sobald man mich in ihrer Gesellschaft erwischte."

„Du meinst also, daß ich als Burschenschafter nicht mit ihm verkehren darf?" Heinz sagte das nicht ohne Bedauern.

„Du darfst so wenig mit ihm verkehren, wie ein Förster mit einem Wilddiebe, wie ein Grenzwächter mit einem Schmuggler! Ich bin ihm so böse, daß ich ihn mit einem Maaße Bier vergiften könnte! Du siehst, mein Rachedurst ist so groß, daß ich vor dem Mißbrauche des Heiligsten nicht zurückschrecke. Wenn ich jetzt sein Richter wäre, ich könnte ihn dazu verurtheilen, acht Tage lang weder selbst zu sprechen, noch ein Wort sprechen zu hören, und das Alles bei Gänsebraten und kaltem Wasser. Nicht zufrieden damit, daß er sich von Dir abführen läßt und Dich dadurch von vornherein verdirbt, beschimpft er unsere ganze Verbindung und veranlaßt dadurch wenigstens ein halbes Dutzend Convente. Und das bei diesem herrlichen Wetter und zu einer Zeit, die eigentlich gar keine Zeit ist, sondern eine Periode, in der man bis 10 Uhr im Bett und nach 10 Uhr im Grase auf dem Rücken liegen kann. Ich sage Dir, Heinz, wenn ich an mein Stück denke und an meine Rolle — mir stehen die Haare zu Berge."

„Was für ein Stück?"

„Ah so! Du weißt noch nichts davon? Freitag ist Kluge's Hochzeitstag und da ist's alter Brauch, daß wir Burschen ein Stück aufführen, nämlich ein wirkliches Theaterstück. Diesmal wird es, da ich mitspiele, natürlich höchst amüsant und ich kann Dir nur rathen, vor der Aufführung nichts zu essen, Du könntest sonst vor Lachen bersten!"

„Was ist denn das für ein Stück?"

„Was für ein Stück? Nun, ich sagte es Dir doch schon, ein Theaterstück."

„Ja, aber wie heißt es?"

„Ach, den Namen willst Du wissen? Ja so, den Namen wolltest Du erfahren? Nun, das ist schön. Ich habe früher immer geglaubt,

die Schauspieler wären mehr oder weniger Bummler; aber seit ich an meiner Rolle lerne, und das ist schon seit vierzehn Tagen der Fall, habe ich allen Respect vor diesem Beruf und fange an zu glauben, daß die Schauspieler die fleißigsten Leute auf der Welt sind."

„Ist denn Deine Rolle so allewelt lang?"

„Nein, das nicht, Heinz. Eben deshalb bewundere ich die Schauspieler von Fach so sehr. Meine Rolle ist gewissermaßen nur eine Nebenrolle, obgleich das ganze Stück mehr oder weniger auf mir ruht und ganz unverständlich bliebe, wenn ich nicht erschiene."

„Was stellst Du denn vor?"

„Ich werde als Götterbote auftreten, gewissermaßen als Hermes."

„Ist's denn eine Offenbachiade? Du hast mir den Namen noch immer nicht genannt."

„So? Habe ich ihn Dir nicht genannt? Nein, es ist nicht von Offenbach. Es ist von — von, von einem Andern. Aber, wie gesagt, ich bin Hermes. Mein Stichwort ist: „„In tiefster Noth muß ich verkommen."" Sobald Fräulein Rosalie in tiefster Noth verkommen will, klopfe ich an die Thür. Das nächste Stichwort ist dann: „„Nur auf die Ewigkeit noch meine Hoffnung setzen."" Dann trete ich ein und rufe: „„Immer munter, meine Damen, der alte Herr Gott lebt noch, Gott sei Dank, und der Herr Vetter in Amerika ist todt, Gott sei Dank, und hier im Briefe sind 500,000 Thaler."" Du kannst Dir denken, wie Fräulein Rosalie sich freut! Ich versichere Dir, ich bekomme schon seit vierzehn Tagen zwei Stück Zucker mehr in den Kaffee als Anton, der arme Junge."

„Und das ist Deine ganze Rolle?"

„Nun, ich will's meinen! Ist das nicht genug? Und dazu noch die zwei leidigen Stichwörter. Heinz, die Stichwörter! Ich sage Dir, Heinz, die Stichwörter machen mich toll. Du glaubst nicht, wie sie mir zusetzen! Kaum erwache ich am Morgen, so klingt es mir in den Ohren: „„In tiefster Noth muß ich verkommen,"" und mit dem Humor ist's für den Tag natürlich vorbei, und wenn ich mich Abends zu Bett lege, kann ich „„nur auf die Ewigkeit noch meine Hoffnung setzen"" und natürlich kein Auge zuthun. Und dann, denke Dir, ich

setze den Fall, denn was man denken kann ist nicht unmöglich, denke Dir, daß Fräulein Rosalie das Stichwort ausläßt und ich stehe nun an der Thür und klopfe und klopfe und kann nicht hineinkommen. Und unterdessen trinkt Ihr Punsch! Schöne Geschichte! Was?"

Der Kluge'sche Hochzeitstag und der Kluge'sche Geburtstag, der Kluge'sche Namenstag und der Kluge'sche Confirmationstag, der Tag, an dem Herr Kluge den „Höchst" gekauft, der, an dem ihm die Erbin geboren, der, an dem diese zu einer Schwester und Miterbin gelangt war — alle diese Tage waren eben so viele Feste, die der ganze „Höchst" mit all dem Aufwande von Frohsinn, Bier und Rothwein beging, den die Natur angewandt hatte, um einen so heiteren, durstigen und gefälligen Mann, einen Mann mit einer so rothen Nase, einem so stattlichen Bauche und so schelmisch blickenden Augen wie Herrn Kluge hervorzubringen und zu erhalten. Herr Kluge war nicht nur der Besitzer, sondern auch die Seele und das Gedächtniß des „Höchst." Es ist unmöglich, daß je irgend ein Mann auf dem Höchst gewohnt hat, wohnt oder wohnen wird, der zu mehr gelegener Zeit eine Ausfahrt auf eine Kirchweih, oder in die benachbarte Reichsstadt, oder in ein Gebirgsthal arrangirt, als Herr Kluge. Es wohnte, wohnt oder wird gewiß nie ein Mann auf dem Höchst wohnen, der sich behaglicher in seiner Haut fühlt, lauter lacht und lustiger singt als Herr Kluge.

Wer kennt alle die Leute, die in den letzten 35 Jahren Arminen waren, bei Namen, weiß sie zu schildern nach Antlitz und Art wie Herr Kluge? Wer liebt alle diese Hunderte, die da kamen und gingen, so warm wie Herr Kluge? Freilich, mit Allen hat er schmollirt, mit Allen manche gemüthliche Stunde verschwatzt, Allen hat er Geld geliehen. Daß sie ihn wieder geliebt, davon zeugen alle die Bilder in seiner Wohnstube, davon legt das schwere Silberzeug, das dort den großen Schrank füllt, vollwichtiges Zeugniß ab. Sobald einer der obgenannten Tage herannaht, beginnt unter den Füchsen ein geschäftiges Treiben, das sich an dem Tage vor dem Feste auch auf die älteren Burschen ausdehnt und schließlich zur Ueberreichung eines silbernen Pokals oder eines Armleuchters führt. Ebenso beginnt, sobald einer der obgenannten Tage herannaht, unter dem Personale der Kluge'schen Küche ein geschäftiges Hinundherlaufen, das schließlich zur Bereitung

und Darbringung einer Punsch- oder Champagnerbowle führt. Am Morgen eines jeden der oben genannten Tage erscheint eine Deputation von zwei Jünglingen bei Herrn Kluge und theilt ihm in wohlgesetzter Rede mit, daß sie und ihre Committenten sich der Hoffnung hingeben, daß Herr Kluge noch oft an diesem Tage eine Deputation empfangen werde, worauf Herr Kluge erwidert, daß er diese Hoffnung theile, weil er dadurch eine neue Gelegenheit erhalte, sich von dem Blühen und Gedeihen der Arminia zu überzeugen; und am Morgen jedes dieser Tage erscheint eine Deputation der Familie, bestehend aus den zwei Fräulein Kluge, bei vorgedachten Jünglingen, um sie zu einem ganz bescheidenen Abendessen einzuladen, worauf besagte Jünglinge erwidern, daß sie diese Einladung als eine Veranlassung, einen Abend im Kluge-schen Familienkreise zu verbringen, mit Freuden begrüßen.

Herr Kluge stand nicht allein in der Welt, eine Gattin und zwei Töchter theilten mit ihm die Sorgen und Freuden des Lebens. Die Gattin hieß Amalie, die Töchter Rosalie und Eulalie. Die Gattin war sehr groß, sehr mager und sehr sparsam, der Gatte sehr klein, sehr fett und sehr verschwenderisch; die Gattin war sehr schweigsam und sehr leicht verletzt; der Gatte war sehr offen, sehr geschwätzig und nahm keinen Spaß übel; die Gattin war immer sehr fein gekleidet und sprach nur Hochdeutsch; der Gatte trug immer eine grobe Jacke, grub und ackerte selbst und sprach Dialekt. So vertrugen die Gattin und der Gatte sich schlecht mit einander.

Rosalie und Eulalie waren auch recht verschieden. Rosalie hatte braune Augen und schwarzes Haar, Eulalie hatte blaue Augen und war blond. Rosalie kleidete sich immer dunkel, Eulalie zog helle Stoffe vor. Rosalie war eine sehr gebildete Person, die nur hoch-deutsch redete und noch dazu das st immer so aussprach, wie es ge-schrieben wird; Eulalie zischte und sprudelte beim Reden wie ein Berg-quell und hing jedem Worte ein „le" an; Rosalie citirte gern Schiller und Goethe, welchen letzteren Namen sie ungemein spitz aussprach; bei Eulalie war es zweifelhaft, ob sie überhaupt zu lesen verstand.

Rosalie und Eulalie vertrugen sich vortrefflich mit einander. Rosalie erklärte Eulalie für ein liebes, süßes, unwissendes Geschöpf und Eulalie erklärte Rosalie für schrecklich gelehrt und überaus klug. Frau Kluge und Herr Kluge haben mit einander nichts Gemeinsames,

aber Rosalie und Eulalie haben vieles, was ihnen gemeinsam. Rosalie und Eulalie stehen Beide zu den Arminen als Ganzes durchaus mütterlich. Das wird ihnen leicht, denn ihren Jahren nach sind sie zu Muttergefühlen berechtigt, und Beide stehen doch auch wieder zu den Arminen als einzelnen Individuen mitunter sehr bräutlich, und das wird ihnen leicht, denn der Wärme ihrer Gefühle nach sind sie zu bräutlicher Liebe berechtigt. Die Schwestern stehen sich sehr nahe, denn nichts vereint mehr, als gemeinsam erfahrenes Leid, gemeinsam ertragener Schmerz! Und sie haben Leid erfahren, der Liebe Leid. Nicht einmal, auch nicht zweimal, nein, viel öfter! Sie haben sich als Bräute schmucker, blondlockiger Burschen gefühlt und haben den schönen Traum geträumt, einmal Mecklenburgische Pastorinnen zu werden, oder Hannöversche Doctorinnen, oder Oldenburgische Frau Amtmänninnen. Sie haben ihren Geliebten schwarz=roth=goldene Farben=bänder gestickt und Morgenschuhe genäht. Sie haben beim Abschiede heiß geweint und haben dann viele Briefe geschrieben und immer weniger Briefe erhalten, bis dann endlich der treue Mecklenburger oder Hannoveraner oder Oldenburger den letzten Brief schrieb, den schreck=lichen, in dem er mittheilte, daß er an einer unheilbaren Krankheit leide, daß der Arzt ihm das Heirathen verboten und ihm nichts übrig bleibe, als ein einsamer Tod. Sie haben dann immer Beide geant=wortet, daß die Krankheit sie nicht abhalte, daß ihr Herz sie jetzt nur umsomehr zum Geliebten treibe und haben dann keine Antwort erhalten und erst nach einiger Zeit erfahren, daß der Kranke nicht todt, sondern — verheirathet sei. Dann haben sie alle seine Briefe gesammelt und durch ein roth= oder grün= oder blauseidenes Bändchen zu einem Päckchen verbunden und — das ganze Spiel von neuem begonnen. Sie hielten es mit der Mutter, denn der Vater erwies sich als ein herzloser Mann. Nicht nur nannte er seine ganze Familie, wer weiß warum, seine „Apostel," nicht nur erinnerte er die Töchter unhöflicher Weise oft an ihr Alter, und zwar gerade, wenn der Betreffende zugegen war, nein, er bewies auch in den ernstesten Augenblicken, daß keine Spur väterlicher Liebe in ihm lebte, daß er ein Rabenvater war. Wenn der Jüngling aus Mecklenburg, Hannover oder Oldenburg mit laut klopfendem Herzen, mit geröthetem Antlitz, mit thränenerfüllten Augen zu ihm kam und ihn mit stockender Rede um seinen Segen

hat, dann scheute sich der alte Barbar nicht, in ein schnödes Gelächter auszubrechen und den Jüngling darauf aufmerksam zu machen, daß seine Braut ja seine Mutter sein könne.

War es da ein Wunder, daß aus diesen Partien nichts wurde? Konnte es anders kommen? War der Vater, der eigene Vater nicht der Urheber aller dieser unheilbaren Krankheiten?

Freitag freilich, am Hochzeitstage der Kluge'schen Eheleute, war nichts von innerem Unfrieden zu merken, und nachdem die Deputation der Jünglinge und die Deputation der Jungfrauen ihre Pflicht gethan hatten, war Alles einträchtig in der Kluge'schen Familienstube versammelt. Zwar waren die Töchter des Hauses nicht zugegen und auch einige der Burschen fehlten, aber Niemand fragte nach ihnen, weil man durch eine derartige Frage unnütze Forschungen wachgerufen hätte. Hätte das nicht die ganze Festfreude verderben können? War es nicht besser, daß die Jubilare gar keine Ahnung davon hatten, daß im Nebenzimmer eine kleine Bühne errichtet war, daß Rosalie in ihrem elegantesten Staate und Eulalie gar in der Tracht einer Tyrolerin schon vor einer halben Stunde in das bewußte Zimmer geschlüpft waren, daß etliche Burschen, mit gewaltigen Bärten, gestickten Hosenträgern, nackten Beinen und hohen Strümpfen ungefähr zu derselben Zeit sich durch die Küche geschlichen, daß Hanning in kanariengelbem Rock und dito Pantalons durch das Fenster hineingeklettert war?

Nur Geduld! Das Zimmer wird nicht immer verschlossen bleiben, die Thür wird sich aufthun, der Vorhang wird aufgerollt werden und Rosalie und Eulalie, Gräfin und Bäuerin, werden in gleich tiefes Unglück gerathen und mit ihnen die verschiedenen Herren mit großen Bärten und nackten Beinen, die all' dies Unglück angerichtet haben, und von denen der eine sich als Graf enthüllen wird, nachdem er sich hinreichend davon überzeugt hat, daß Rosalie aus Liebe zu ihm mit Standesvorurtheilen, Eltern und Vermögen brechen kann und will. Es wird darauf Hanning erscheinen und mit ihm sein Brief und das Pathos seiner Rede, verbunden mit dem Inhalte seines Briefes, werden allgemeine Heiterkeit hervorrufen. Zum Schlusse wird im großen Saale ein entsetzlicher Lärm entstehen und man wird so lange und so energisch in die Hände klatschen, daß einige schüchterne Gemüther nicht

ohne Sorge die Decke betrachten werden. Man wird darauf die geehrten Schauspieler hervorrufen und sie werden sich alle an die Hände fassen und sich tief verneigen. Darauf werden die Festeheleute die Festkinder umarmen und die Festkinder den Festeltern die Hände küssen.

Man geht nun, die Schauspieler im Costüme, zu Tisch und spricht Speise und Trank fleißig zu. Als man mit dem Essen fertig ist, erhebt sich einer der Burschen und klopft mit dem Messer an sein Glas. Alles schweigt und sieht ihn erwartungsvoll an.

„Meine Damen und Herren!" beginnt er. „Gestatten Sie mir, unvorbereitet wie ich bin, in einigen Worten der Verlegenheit, die uns hier (eine Stimme ruft: „„Gelegenheit"") — ganz richtig — Gelegenheit, also der Gelegenheit, die uns hier zusammengeführt hat, zu gedenken. Schon bei den alten Germanen, ich meine natürlich die alten Deutschen, also schon bei den alten Germanen war es Sitte — schon unsere Vorfahren — schon als unsere biederen deutschen Vorfahren — ja, biedere deutsche Vorfahren — denn sie waren bieder und deutsch — doch ich kehre zu meinem Thema zurück. Weil wir nun also hier lauter deutsche Männer und deutsche Weiber — gestatten Sie mir, meine Damen, den schönen alten Ausdruck „„Weiber"" statt des üblichen „„Frauen"" zu gebrauchen; er ist jedenfalls der deutschere — doch ich kehre zu meinem Thema zurück. Ich wollte nur sagen, meine Damen und Herren, daß, wenn irgendwo deutsche Worte froh erschallen, sei es an den Ufern des Orinoco oder des Hoangho, sei es dort, wo die Newa über Klippen schäumend daherstürzt, oder fern am einsamen Nil, daß, sage ich, mögen der Nordsee Wogen oder des rebengeschmückten Rheinstromes Fluthen — daß also im Palast und in der Hütte, im Schlosse und Bauernhause, wenn anders deutsches Wort in ihnen erklingt, deutsches Lied in ihnen erschallt, deutsche Rede in ihnen ertönt, ja unser holdes, gestatten Sie mir den ungewöhnlichen Ausdruck, wenn unser holdes Mutterdeutsch in ihnen erklingt, dann, meine Damen und Herren, dann schlagen alle deutschen Herzen, dann lodern alle deutschen Pulse hoch auf! Also, meine Damen und Herren, lassen wir das Jubelpaar leben. Die Jubeleheleute hoch! und nochmals hoch! und abermals hoch!"

Das Eis war gebrochen! Auf diesen Redner folgte ein anderer Redner, der damit anfing, daß er das deutsche Volk für das be-

scheidenste Volk der Erde erklärte und damit schloß, daß man wahren Muth, wahren Hochsinn, wahre Tugend jeder Art, sowie wahre Liebe, wahre Demuth, wahre Bescheidenheit einzig und allein bei besagter Nation finde.

Da man bei solchen Gelegenheiten stets rapid fortschreitet, so beeilte sich der nächste Redner, mit allen deutschen Tugenden ausschließlich die Fischersbacher Arminia zu schmücken, die schließlich wie ein wahres Musterbild von Tugend und Sittsamkeit erschien.

Endlich erwies es sich, daß man sich allgemein, sei es nun an Vaterlandsliebe, an Sittsamkeit und Tugendhaftigkeit oder auch einfach an Punsch berauscht hatte, und als Heinz sich zu Bett legte, machte er die Entdeckung, daß sein Bett sich während seiner Abwesenheit in ein Carouffel verwandelt hatte und sich mit unglaublicher Geschwindigkeit um seine Axe drehte. Ja, selbst der Umstand, daß die Decke des Zimmers langsam, aber sicher herabsank, konnte die Bewegung nicht aufhalten. Erst als es Heinz gelang, sich aufzurichten, verschwand der Spuk.

Nochmals der Herr von Schweinsberg.

Am Tage, der auf das Kluge'sche Fest folgte, erhielt der Convent der Arminia ein Schreiben von dem Herrn von Schweinsberg, das ungemein de- und wehmüthig lautete, eine förmliche Abbitte enthielt und nur dadurch großen Anstoß erregte, daß es auch im Namen seines Armin abgefaßt war. Es thäte ihnen Beiden, hieß es in dem Briefe, ihr neuliches Betragen ungemein leid und sie sähen wohl ein, daß es roh und ungebildet gewesen wäre, sie hätten aber an dem betreffenden Morgen einen so heftigen Katzenjammer gehabt, daß sie unzurechnungsfähig gewesen. Sie bäten in Rücksicht auf diesen Umstand und auf ihr gegenwärtiges reumüthiges Bekenntniß um Niederschlagung der gegen sie bei dem Seniorenconvent eingebrachten Beschwerde und versprächen dergleichen nie wieder zu thun und künftig immer ganz artig zu sein, wie es Mensch und Hund von Familie gezieme. Sie wollten übrigens, hieß es zum Schlusse, nicht verhehlen, daß der Wunsch, mit ihrem Landsmanne Eichenstamm auch künftig verkehren zu können, ihren Entschluß beschleunigt habe. Unterzeichnet war das Aktenstück mit dem Wappen des Barons (das einen Eberkopf wies, mit der Devise: „Hüt' Dich Mann vor Ebers Zahn!"), und mit einem großen Tintenklex, der offenbar von einer Hundepfote herrührte.

Die Theilnahme Armins verdarb, wie man sich denken kann, Alles, und es wurde beschlossen, das Schreiben unbeantwortet zu lassen. Heinzens geheime Hinneigung zu dem Sünder wurde durch dessen Motivirung seines Gefühls aber natürlich nicht vermindert, und er bedauerte es nicht wenig, den pikanten Umgang nicht fortsetzen zu dürfen. Wenn ihm übrigens eine Ahnung sagte, daß der Verkehr mit dem Baron nicht so leicht abzubrechen sein würde, da dieser sich offenbar auf derselben pointirte, so sollte seine Ahnung bald zur Gewißheit werden. Als er nämlich am Abend eben eingeschlafen war, wurde

an sein Fenster geklopft, und als er die Thüre öffnete, traten Schweinsberg und sein Armin, der Erstere in einen weiten Mantel gehüllt, der Andere mit einer Decke bedeckt, bei ihm ein.

„Morjen, Eichenstamm!“ sagte der Baron, indem er den Mantelkragen zurückwarf und mit einem raschen Handgriffe den Hund der Decke entledigte. „Bei Gott! Muß Ihnen sehr schmeichelhaft sein! Wir kommen zu Ihnen bei nächtlicher Weile, wie Nicodemus!“

Und als Heinz zögernd dastand, fuhr er fort: „Können uns immer noch die Hand reichen, Eichenstamm, — Armin, mein Junge, gieb dem Herrn da die Pfote — noch schweben die Unterhandlungen, und wir sind noch nicht im Verruf.“ Heinz lachte. „Ja, das ist wahr,“ sagte er und reichte den Beiden die Hand. „Werden sich erkälten, Eicherstamm, wenn Sie mit bloßen Füßen dastehen, gehen Sie nur wieder in's Bett, wir kommen zu Ihnen in's Schlafzimmer,“ meinte der Baron. Dann trug er sich einen Stuhl neben Heinzens Bett und ließ sich, indem er nicht duldete, daß Heinz aufstand, auf den Stuhl nieder. Nun zündete er sich eine Cigarre an und sagte: „Wir sehen wohl höllisch schauerlich aus, Armin und ich? Was? Pluto und der Höllenhund? Was? Fra Diavolo? Was? Ich geb' Ihnen mein Wort, Eichenstamm, als wir so vermummt über die Hecke stiegen, erschrak Einer vor dem Andern.“

„Aber warum hatten Sie sich denn so verhüllt?“

„Wollten Sie nicht compromittiren. Zu fremden Frauen und fremden Farben geht man am liebsten bei Nacht, und dann ist es ohnehin amüsanter, im Dunkeln durch's Fenster zu steigen, als bei hellem Tageslichte durch die Thüre zu gehen. Was? Sind Sie auch schon so gestiegen, kleiner Schäker? Was? Charmant, bei Gott!“

„Nein, aber ich kann mir wohl denken, daß das seinen Reiz hat.“

„Hörst Du, Armin, mein Junge, er kann sich's denken! Haben uns nicht in ihm geirrt! Was? Was ich sagen wollte — das war doch sehr hübsch von uns Beiden? Was?“

„Was denn?“

„Nun, das mit dem Briefe. Hören Sie, Vaterchen, der Brief war doch schauderhaft demüthig? Was? Ich sage Ihnen, wir Beide wissen jetzt, was dichten heißt. Wir Beide wissen jetzt, wie Goethe und Schiller es gemacht haben. Wenn wir mehr Zeit hätten, würden wir

jetzt eine Komödie schreiben: Die beiden Festredner oder der in Verruf gethane Corpsbursch und sein Hund. Was meinen Sie zu dem Titel, Landsmann?"

„Was hat denn aber gerade jetzt die poetische Ader in Ihnen geweckt?"

„Nun der Brief natürlich. Sehen Sie, in uns Beiden steckt nicht für ein Dittchen Demuth, und da machten wir nun, um in die Stimmung zu kommen, uns zunächst ein Paar Käppchen, setzten uns auf die Diele, machten möglichst versimpelte Gesichter und pfiffen und heulten rasch die Melodie eines Sterbeliedes. Nach einiger Zeit sehe ich in Armins Auge eine Thräne schimmern. Der Moment muß benutzt werden, denke ich, und da auch mir ganz scheußlich zu Muthe geworden ist, so meine ich, daß wir nun in die richtige Küsterstimmung gekommen sind. Sehen Sie, da schrieben wir den Brief. Aber, nicht wahr, er war auch sehr gut ausgefallen? Was?"

„Soll ich Ihnen einige Complimente über ihn machen?"

„Nein, das gerade nicht, sehen Sie, Armin ist noch so jung, er könnte dadurch verdorben werden, aber sagen Sie uns, welchen Erfolg er gehabt hat. Wir setzen voraus, daß der ganze Convent in Thränen der Rührung schwamm, daß der Senior unsern Brief nur mit stockender Stimme vorlesen konnte und daß Sie speciell vor Sympathie heulten, wie wir Beide heute Vormittag. War das so? Was?"

Heinz erzählte nun, welchen Erfolg der Brief gehabt, der Baron aber schien bereits an andere Dinge zu denken, wenigstens fragte er, als Heinz geendet hatte: „Haben Sie keine andere Decke, als diese?"

„Nein," sagte Heinz einigermaßen verwundert, „warum?"

„Nun, diese scheint ein bischen dünn zu sein. Also gar keine Antwort bekommen wir? Hören Sie, Eichenstamm, das ist doch ein wenig stark."

„Warum ließen Sie den Armin nicht aus dem Spiele?"

„Er war ja doch der Hauptschuldige! Soll ich ausbaden, was mein Junge in seinem Leichtsinn angiebt? Nein, der kommt mir nicht von der Seite. Sie kennen seinen bodenlosen Leichtsinn nicht, Eichenstamm! Wenn ich nicht immer hinter ihm her wäre, man hätte ihn schon längst von der Universität gejagt, und er wäre jetzt wer weiß wo."

„Ja," fuhr der Baron dann seufzend fort, indem er die Hände faltete, und einen sehr sanften Ton anschlug, „die Kinder machen Einem wohl viel Sorge, aber dafür doch auch manche Freude. Sie hätten gestern sehen sollen, mit welcher Geschicklichkeit mein Junge hier dem Schulzen in Rappelsdorf, der dicken Creatur, das Käppchen vom Kopfe apportirte! Ich sage Ihnen, das war so ein Augenblick der Elternfreude, der Unsereinen für viele Stunden banger Sorge entschädigt. Es war wirklich sehr geschickt! Dabei fällt mir ein — haben Sie sich schon für einen Beruf entschieden, mein Sohn?"

„Nein, mein Vater!" entgegnete Heinz, der auf den albernen Ton einging.

„Noch nicht? Sind Sie verlobt?"

„Auch das nicht."

„Schade, sonst hätten Sie natürlich Theologie studirt, denn sich verloben und Theologie studiren sind beides ein paar ebenso unschuldige als keusche Vergnügungen, und man findet sie daher gewöhnlich beisammen. Sind sie Jäger?"

„Nicht eigentlich."

„Dann sind Sie auch zum Arzte verdorben, denn ein solcher muß eine alte Flinte und ein paar krummbeinige Dachshunde haben. Außerdem darf es ihm seiner weiblichen Patienten wegen nicht an Gemüth fehlen. Haben Sie Gemüth?"

„So, so, zur Nachfrage."

„Nein, das genügt nicht. Sie machen mich ernstlich besorgt. Leiden Sie am Magen, so daß Ihnen die Bitternisse täglichen Aergers Bedürfniß sind, oder haben Sie einmal eine Krankheit gehabt, die sich von Zeit zu Zeit wieder einstellt und dann eine Hungerkur nothwendig macht?

„Auch das nicht."

„Ei, da sind Sie ja auch zum Lehrer verdorben. Ich würde Ihnen die academische Carriere empfehlen, sie ist erträglich, vorausgesetzt, daß man während der Vorbereitung auf dieselbe weder erblindet, noch am Schlagflusse stirbt, noch verhungert, wenn sie es nicht mit sich brächte, daß man tagtäglich mit Studenten zu thun hat; wie zuwider einem dieses Gesindel wird, weiß ich aus Erfahrung, obgleich ich erst seit sechs Jahren mit ihm verkehre. So ein

Professor lebt in steter Fiction. Die erste Fiction ist die, daß er das, was er vorträgt, selbst versteht, die zweite die, daß die Studenten, die da vor ihm sitzen, verstehen wollen, was er selbst nicht versteht und die dritte die, daß sie es verstehen. Nein, Landsmann, zu einem solchen rein fictiven Beruf kann ich Ihnen nicht rathen."

„Was meinen Sie zur Jurisprudenz, mein Vater?"

„Ich meine, daß man, um sich bei der Jurisprudenz wohl zu befinden, ein Packesel sein muß oder eine Maschine. Wenn man nämlich Beamter wird, ein Packesel und wenn man Richter wird oder Advocat, eine Maschine. So pünktlich wie eine Maschine und so rastlos wie eine Maschine und so herzlos wie eine Maschine. Man kann dann in seinem siebenzigsten Jahre soweit kommen, daß man sich Equipage, eine hübsche Maitresse, eine gute Jagd halten darf, alles Dinge, die man dann nicht mehr brauchen kann."

„Aber, was dann?"

„Ich will Ihnen einen guten Rath geben, Eichenstamm. Legen Sie sich vorläufig nur auf das Kneipen und das Vergessen. Wenn Sie es in diesen Dingen weit gebracht haben, so werden Sie im Eisenbahndienst ein Plätzchen finden, das ebenso einträglich als standesgemäß ist. So, und nun haben wir Sie lange genug vom Schlaf abgehalten und wollen uns wieder davon schleichen." Damit stand der Baron auf, hüllte sich und seinen Hund wieder sorgfältig ein und ging davon, indem er Heinz noch beim Abschiede auf die Vorzüge seines letzten Vorschlages aufmerksam machte.

Die Sorge übrigens, wie sich sein Verhältniß zum Landsmann in Zukunft gestalten sollte, wurde für Heinz dadurch beseitigt, daß der Baron von Universitätswegen für alle Zeit für das Gebiet des ganzen deutschen Bundes relegirt wurde. Das Actenstück, das diesen Beschluß den Studirenden in Fischersbach sowie sämmtlichen übrigen deutschen Hochschulen mittheilte, war in einem so geschraubten Stile abgefaßt, daß es allerorten die größte Heiterkeit erregte und von König in unsterbliche Verse gebracht wurde. Das Publikum erfuhr daraus: Daß die spanischen Eroberer Bluthunde gehabt hätten; daß sie dieselben zum Einfangen entflohener Sclaven benutzt; daß ein deutscher Dorfschulze ganz etwas Anderes sei, als ein armer Sclave; daß es trotzdem Leute gebe, die deutsche Dorfschulzen mit Bluthunden

hetzen, und daß ein solcher Mann der Baron Otto Schweinsberg sei.

Unter diesen Umständen kann es Niemand Wunder nehmen, daß der Baron bei seinem letzten Umzuge durch die Stadt Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurde und das umsomehr, als der betreffende Bluthund an nicht weniger als sechs Ketten, von nicht weniger als sechs Corpsburschen hinter ihm hergeführt wurde; als vor demselben ein Banner getragen wurde, das die Inschrift trug: „Für leichtsinniges Apportiren relegirt!“ und als endlich der Zug mit einem von zwei starken Ochsen gezogenen Wagen schloß, auf welchem sich ein ganzer Sack Silbergeld befand, denn in dieses hatte der Baron den Wechsel, den er sich zum Bezahlen seiner Schulden hatte schicken lassen, umgewechselt. So ging der Zug, unter unendlichem Zulauf des Publikums, von einem Gläubiger des Barons zum andern, und da diese so ziemlich über die ganze Stadt verbreitet waren, so gab es kaum ein Gäßchen, dessen Bewohner nicht in der Lage gewesen wären, aus eigener Anschauung zu berichten, daß und auf welche Weise Otto Schweinsberg seine Schulden bezahlte.

Darauf gab der Baron im Wirthshaus zu Rappelsdorf noch ein solennes Abschiedsessen, bei dem er der Dankbarkeit, die er der Universitätsobrigkeit dafür schulde, daß sie ihm endlich dazu verholfen habe, seine Studien zu beenden, einen beredten Ausdruck verlieh und fuhr dann, fröhlich und guter Dinge, zugleich mit seinem Armin davon.

Heinz aber blieb und lebte sich rasch ein mit den Gesellen, die ihn umgaben und wurde bald ein geachtetes, einflußreiches Glied in der kleinen Studentenrepublik. Seine Energie, sein rücksichtsloses Dreinfahren, wo es galt, seine Meinung zu vertreten, sicherten ihm hier ebenso ein Uebergewicht, wie früher auf der Schule, und das um so mehr, als er sich in dem von ihm erwählten Fache, der Geschichte, bald auszeichnete. Fehlte es ihm auch keineswegs an Gegnern, welche behaupteten, sein Einfluß auf die Arminen sei ein überaus verhängnißvoller, weil ihm das eigentliche Verständniß für die Aufgabe der Burschenschaft total abgehe, so ging er doch aus jedem Kampfe siegreich hervor. Er behauptete, daß die Voraussetzung jedes Einflusses in der Studentenwelt ein strammes Auftreten auf der Mensur sei, und

er setzte es durch, daß die Arminia sich diese Anschauung aneignete, und zu großer Entrüstung der übrigen Burschenschaften in dieser Beziehung es mit den Corps hielt.

Bald war Heinz ein junger Mann, von dem in Fischersbach Jedermann sprach. Die Professoren redeten von seiner Begabung, die Studenten von seiner Geschicklichkeit im Schlagen und Schießen, die Mädchen und Bürger von seinem schönen und stattlichen Aussehen. Die alten Herren der Arminia aber schüttelten die Köpfe und wollten von seinem Einflusse nichts wissen, und von ihnen hielten es nur wenige mit Heinz, unter ihnen der alte Pastor Werde.

Heinz selbst lernte, wirkte und lebte einzig und allein im stolzen Bewußtsein des Einflusses, den er ausübte, der Anerkennung, die er fand, und obwohl er, nach Art der Burschenschafter, viel von Grundsätzen und Patriotismus sprach, so war das doch bei ihm nur leeres Gerede, mit dem er sich und Andere täuschte.

Festfreude.

Heinz war etwa zwei Jahre auf der Universität, als ein früheres Mitglied der Arminia, das als wohlhabender Gutsbesitzer in der Gegend von Fischersbach lebte, seine Silberhochzeit beging und die gesammte Arminia zu derselben einlud. Heinz, der nach ehrsüchtiger Jünglinge Art sich aus dem Tanze nichts machte, war als Senior verpflichtet, der Einladung Folge zu leisten und fuhr also mit den übrigen Burschen, denen die Tanzlust schon in allen Gliedern zitterte, hinaus. Das Fest fiel in die schönste Jahreszeit. Schon hatten sich alle Bäume mit ihrem weithin schattenden Laubdache bedeckt und das Getreide wogte bereits im Winde; aber die Vögel sangen noch und jugendfrisch prangte das Grün der Wiesen. Lustig fuhr es sich dahin im festlich geschmückten Wagen, bei Peitschengeknall, Hundegebell und froher Burschenlieder jubelndem Klange, in den das Posthorn schmetternd einfiel. „Arminia hoch!" tönt es in den Eichenwald hinein, „hoch! hoch! hoch!" tönt das Echo zurück, als spielten die Berge Fangball mit dem frohen Worte, würfen es einander zu und schnellten es dann zurück. „Deutschlands Berge hoch!" rufen die dankbaren Burschen; „hoch! hoch! hoch!" ruft unverweilt das dankbare Echo.

Aus dem Wagen springt einer der Burschen in halsbrechendem Satze, bricht sich reichlich Eichenzweige und wirft sie den Freunden zu. Um sie entsteht ein lustiges Getümmel, bis Jeder ein Zweiglein hat, das nun über des ersehnten Reiches Farben hoffnungverheißend herabnickt. „Deutschlands Eichen hoch!" Und zu dem Hoch der Berge mischt sich der Rheinweingläser fröhliches Klingen und das Rauschen der Eichen, der Postillon bläst einen Tusch und in raschem Galopp greift das Viergespann aus. Die ganze Welt ist jung geworden und braust nun, die rothe Mütze schwenkend, dahin durch die sonnenfunkelnde Luft und jubelt und singt, als stünde ihr unerhörtes Glück bevor und endloser Jubel. Aber da ist der Wagen schon aus dem Eichenkamp,

rasselt durch das Dorf, daß die Frauen an's offene Fenster stürzen und die Handküsse auffangen, die die „Herren Studenten" ihnen zuwerfen, und hält vor dem stattlichen Herrenhause. Längst hat man die fröhliche Gesellschaft kommen hören; auf der Freitreppe erwartet sie der Hausherr, ein stattlicher Mann, das blonde Haupthaar nur wenig grau gefärbt, neben ihm die schlanke Hausfrau, die zierlichen Töchter, dahinter Damen und Herren — eine glänzende Gesellschaft. Man springt aus dem Wagen, drückt nach allen Seiten herzlich die dargereichten Hände, und die strahlenden jungen Studentengesichter färben auch der Andern Wangen freudig roth. Nun setzt man sich zu Tische, die Champagnerpfropfen fliegen und lösen den Menschen die Zungen, daß sie sich des Tages, der sie hier zusammengeführt hat, und des Festes, das ihn verherrlicht, bewußt werden und dem Ausdruck verleihen in Reden und Toasten, bald in ernsten Worten Fügung und Schicksal sinnig erwägend, bald mit lachendem Munde zum Ernste den Scherz gesellend. Leicht perlte der Wein, leichter der Jugendmuth. Dann ging es wieder hinaus in's Freie.

Allmälig nahte der Abend. Die Sonne sank hinter den Bergen hinab, bald glänzten nur noch die Fenster der fernen Leuchtenburg in goldenem Feuer, dann hüllten auch sie sich in den Schleier der langsam herabsinkenden Nacht. Doch was thut's; zu fröhlichem Feste bedarf der Mensch der Sonne nicht. Bunte Lampen, an langen Schnüren gereiht, erhellen den Park, Windlichter den geglätteten Tanzplatz, um den sich längst schon die Dorfbewohner drängen und verwundert die leichten Gewänder der Mädchen betrachten oder sich an den schlanken Gestalten der Burschen erfreuen. Doch Platz da! Platz da! Den großen Gang herauf nähern sich Fackeln, es kommt ein stattlicher Zug. „Hebt die Kinder auf, jetzt gilt es Augen machen!" Ist die alte Zeit wieder erwacht, die alte farbenreiche, waffenfrohe Zeit? Stattliche Ritter treten sporenklirrend einher, an ihrem Arme schlanke Fräulein in weiten, bauschigen Gewändern, aus denen schneeige Leinwand hervorquillt, während die langen Schleppen über den Kies rauschen. Die weiße Reiherfeder nickt vom rothen Barette, golden schimmernde Bänder halten die wallenden Locken, in reichen Goldketten spielt das rothe Licht der Fackeln. Tief beugen sich die Paare vor dem Paare, dem das Fest gilt, dann ordnen sie sich zu festlichem Reigen.

Aus der Waldesnacht rauschen Fanfarenklänge darein, in feierlicher Bewegung, ehrbar, züchtig beginnt der Tanz. Das ist ein Neigen und Beugen, ein Klirren und Rauschen, ein Hin- und Zurücktreten, ein Schürzen und Lösen! Noch einmal ein stattlicher Zug, dann schweigt die Musik, die Reihen lösen sich und aus dem herrischen Ritter, der stolzen Maid wird wieder ein fröhlicher Knabe, ein lachendes Mädchen.

Aber horch! Dort zum Eingange hin erglänzen die Bäume schon wieder in rothem Lichte. Das muß eine lustige Gesellschaft sein, lockere, schwelgende Gesellen. Heil unserem Könige! Hoch! Hurrah hoch! ertönt es und abgerissene Verse von tollen Melodien und evoe Bacche! Nun sind sie da: fürwahr ein lustiger Zug! Von Ochsen gezogen schwankt der Wagen heran. In ihm hochragend ein mächtiges Bierfaß und auf ihm rittlings ein schneeweißer Mann. In der That, ein seltsamer Greis! Statt des Schwertes hängt ihm ein Fuchsschwanz an der Hüfte, ein riesiger Pokal ist sein Reichsapfel, eine Pfeife ersetzt das Scepter. Lang wallt ihm der Bart herab, ein wunderlich Kleid, an dem Schellen und Glöckchen erklingen, umhüllt ihm die Glieder. Um ihn klingt es und rennt es, jubelt und jauchzt es, schreitet auf den Armen einher; zum Roß wird der Eine, zum Reiter der Andere. König Gambrinus LXXVII. von Bierheim mit seinem Gefolge ist es, so verkündet es der Herold, der wieder einmal einen Umzug hält durch die durstigen Lande. Das ist ein freigebiger Herr; Gott segne ihn und schenke ihm ein langes Leben. Nach allen Seiten hin theilt er das braune Naß aus! Diesem wird es in den Mund, jenem über das Haupthaar geschüttet. Vor dem Jubelpaare halten die Stiere, verstummt das Geschrei, der König redet! Er redet mit heiserer Stimme zürnende Worte, steht doch ein gar ungetreuer Vasall vor ihm, der ihm schon lange Heerfolge verweigert, Kampf und Turnier schnöde den Rücken gewendet hat. Hei, wie wettert der alte Herr, wie blitzen die Augen unter den weißen Brauen zornig hervor! Aber noch hat er nicht alle Gnade fahren lassen. Noch einmal, heute noch, will er dem Schuldbewußten Gelegenheit geben, einzuholen, was er versäumte; weiß er doch, daß sein Vasall sonst ein wackerer Ritter gewesen!

Also heute bis Mitternacht wäre noch Frist! Trete dann nicht Besserung ein, so folge die Klage, die schmähliche Klage auf Felonie.

So spricht er und seinem Worte jauchzen die Knappen zu, stellen dann das Faß auf den bereitstehenden Tisch und mischen sich lachend unter die Andern.

Wieder naht ein anderer Zug, auf ihn folgt ein dritter und vierter. Aus dem Gange treten, wie aus dem Thore der Sage, seltsame Gestalten hervor. Zwerge bringen silberne Geräthe herbei, zierliche Elfen führen ihre leichten Tänze auf, Zigeunerinnen treiben die lose, die böse Kunst, endloses Leben und Glück verkündend; Tiroler Mädchen bringen zierlich Geschnitztes; die Jahreszeiten schütten ihr Füllhorn aus über das Paar und begegnen sich mit dem wandernden Krämer. Zuletzt erklingt noch einmal Sporengeklirr und mit lautem Eljen! eilen Ungarn zum Tanz und schwingen die Mädchen in wilder Mazurka. Wie wehen die Atillas, wie fliegen die Füße über den Boden hin, wie blitzen die Augen. Und doch nicht bei allen. Unter den Mädchen ist eine, die mitten im wildesten Tanze so ruhig aussieht und so bleich, als säße sie fern von jeder Gesellschaft zu Hause, und doch ist keine so leichtfüßig wie sie, tanzt keine so sicher wie sie. Mit Verwunderung betrachtet sie Heinz. Kein einziges Mal während des ganzen Tanzes sieht sie auf und doch fühlt er, welche Gluth dort unter den gesenkten Augenlidern liegen muß; er fühlt, daß dieses so kalt und gleichmüthig blickende Mädchen mit ganzer Seele, mit jeder Faser beim Tanz ist. Er sieht, daß sie nicht mehr ganz jung, daß sie über die erste Blüthe hinaus ist. Er sieht ferner, daß sie tief brünett, daß ihre Taille schlank ist, ihre Füße und Hände sehr klein sind. Er sieht es aber nicht, wie die Andern es auch sehen, er sieht es nicht nur, er fühlt es in allen Fibern. Ihm ist als müßte er vortreten, ihren Tänzer weit wegschleudern und dann sich mit ihr schwingen in tollem Tanz, in einem Tempo, das so athemlos rasch wie das Blut eines zwanzigjährigen, von Leidenschaft ergriffenen Jünglings pulsirt. Ist es der Einfluß seines lodernden Blickes, der unverwandt auf ihr haftet, ist es Zufall — als sie dicht vor ihm ist, schlägt sie ihr Auge auf und ein heißer, glühender Blick trifft ihn auf einen Augenblick. Nur auf einen Augenblick, denn schon senken sich die Augenlider wieder und der Tanz führt sie weit fort von ihm; aber der Blitz hat getroffen und die Flamme lodert hell auf. Jetzt galt es, noch solch einen Blick zu erhaschen, aber Heinz hoffte vergebens. Vergebens

wechselte er den Platz, der Tanz endete, ohne daß die Dame noch einmal aufgeblickt hätte. Man drängte sich nun um die Tänzerinnen und Tänzer, pries ihre Geschicklichkeit und beglückwünschte sie. So konnte Heinz sich der Dame unbemerkt bis auf wenige Schritte nahen. Sie stand dicht neben einer Fackel und er konnte sie genau betrachten, während ein paar ihm fremde Herren ihr Complimente machten. Sie hörte ihnen flüchtig lächelnd zu und schien dabei trotz der Anstrengung des Tanzes so ruhig zu athmen, als hätte sie eine unbetheiligte Zuschauerin desselben abgegeben. Dann kamen die Freundinnen und holten sie ab, ohne daß sie Heinz bemerkt hätte; er aber stand noch immer wie eingewurzelt auf seinem Platze und schaute ihr nach, wie sie so leicht über den Platz schwebte, wie sie dann durch die Gruppen glitt, wie hier und da noch ihr weißer Atilla erglänzte, bis sie im Gedränge verschwand. Er mochte sich nicht rühren, mußte doch mit der ersten Bewegung der holde Bann von ihm weichen, der ihn gefangen hielt!

Eine Hand schlägt ihm derb auf die Schulter. „Holla, Heinz," ruft Hanning, indem er lachend vorübereilt, „so in Gedanken!"

„Höre, auf ein Wort;" aber schon ist er fort. Mag er gehen. Wie plump ist sein Gang gegen die Bewegung der Frau im weißen Atilla.

„Saprisli Heinz, so in Gedanken!" tönt es wieder neben ihm, und ein fröhlicher Gesell, in jeder Hand einen hochgehobenen Stuhl, eilt flüchtig an ihm vorüber.

„Halt, Hellberg! Einen Augenblick! Wer ist —" aber jener hört ihn längst nicht mehr.

Wozu auch fragen: wer ist sie? Vom Himmel kam es, zum Himmel ging es, das Wesen mit dem bleichen, edlen Antlitz, den hinter gesenkten Lidern funkelnden Augen und dem schmerzlich lächelnden Munde! Der Name ist nur ein loses, welkes Blatt, vom Winde uns vor die Füße geworfen; ist das ein Bild von der Baumkrone Pracht? Wenn wir im kühlen, duftigen Schatten hingelagert ruhen, was kümmert's uns, ob man, was über uns so schattet, duftet, rauscht, Linde nennt, oder Ulme, oder Eiche!

„Guten Abend, Eichenstamm, ich freue mich, Sie endlich gefunden zu haben. Ich habe Sie lange gesucht, aber ich übernehme es lieber, Jemand auf dem Ring zu Wien ausfindig zu machen, als hier unter

diesen Türken, Rittern und Narren. Aber was stehen Sie hier so einsam und allein, oder fürchten Sie für Ihren Glanz, wenn Sie sich unter die Kohlen mischen?"

„Das nicht, Herr Pfarrer!" antwortete Heinz lachend, indem er die Hand, die ihm der Pfarrer reichte, kräftig schüttelte. „Wie sollte ich auch? Kohlen können den Diamant nicht verderben!"

„Eben darum sollten Sie sich mehr unter uns Sterbliche mischen. Kommen Sie, ich suchte Sie eben, um sie mit einigen ganz bescheidenen Buchenkohlen bekannt zu machen, die mir mein Pfarrhaus erwärmen und erleuchten. Aber Sie haben doch nichts Anderes vor?"

„Durchaus nicht. Ich werde sehr erfreut sein —"

„Ganz recht! So muß man sagen. Aber ist das ein Gedränge! Uff! Eichenstamm, Sie sind stärker, dampfen Sie voran und nehmen Sie mich in's Schlepptau."

„Platz da, Ihr guten Leute! — Herr Pastor — guter Ritter, tritt ein wenig bei Seite — wohin ist unser Cours — ein wenig Platz, ein wenig Platz — gerichtet? Steuern Sie — lieber Zwerg, ich werde Dir auf den Kopf treten müssen, falls Du mich nicht durchläßt — und suchen Sie — aus dem Wege, Narr, aus dem Wege — unser Fahrzeug sobald als möglich aus der Brandung zu bringen."

„Uff, oh! Nicht so rasch, Eichenstamm; nein, das ist zu toll! Rechts, Eichenstamm, dort zur Linde, an der das blaue Lämpchen hängt. So, recht so, jetzt sind wir gleich durch. Sie sind ein tüchtiger Segler. So, nun ist's vorbei."

Die Beiden standen hochathmend einen Augenblick still.

„Ein lustiges, ausgelassenes Treiben," sagte der Pfarrer, während er seine weiße Binde zurechtrückte, „und nun kommen Sie. Ich habe versprechen müssen, Sie meinen Töchtern Anna und Marie vorzustellen."

Sie schritten nun auf einen alleinstehenden Baum zu, unter dem eine Anzahl Mädchen ihr lustiges Wesen trieb. Plötzlich blieb Heinz stehen.

„Was giebt's?" fragte der Pfarrer, aber Heinz hörte ihn nicht. Er hätte es auch nicht gehört, wenn neben ihm ein Schuß gefallen wäre, es nicht gefühlt, wenn die Kugel ihn mitten in die Brust getroffen hätte. Dort stand sie, mitten unter den Mädchen, die ganz

natürlich einen Kreis um sie geschlossen hatten, um sie — die Königin, und die nun Alles aufboten, sie zu erheitern, glücklich waren, gewiß unendlich glücklich, jenes holde Lächeln hervorgelockt zu haben, das jetzt um ihre Lippen spielte. Es ging ein wundersames Rauschen durch die Luft, ein schwankender Nebel verhüllte die Natur und ließ nur ihr bleiches Gesicht frei. Heinz ging mitten durch dieses Rauschen, diesen Nebel, blieb dann stehen und hörte wie in weiter Ferne eine Stimme sagte:

„Mein junger Freund, der Senior Eichenstamm — meine Tochter Anna."

Aus der Wolke heraus, in der sie schwebt, trifft ihn nun wieder der Blitz ihrer schwarzen Augen und ihm ist, als müßte er vor ihr niederstürzen auf seine Kniee, müßte ihre kleine Hand ergreifen und müßte bebend stammeln: „So habe ich Dich endlich gefunden, Du, die ich suchte mein ganzes Leben. Nun weine nicht mehr, laß alle Klage; ich will Dich trösten, will Dir das rothe Blut zurückbringen in die bleichen Wangen, Dich schützen und vertheidigen. Weiß ich doch Alles, lese ich doch eine lange Geschichte voll Schmerz und Thränen, voll unverstandener Liebe auf Deiner Stirn und in Deinen Augen!"

Voll Staunen ruhen die schwarzen Augen auf der seltsamen Bildsäule, neugierig lächelnd, halb und halb erschreckt umstehen ihn die Mädchen.

„Sind Sie krank, Eichenstamm?" fragt der Pfarrer besorgt und faßt seinen Arm. Heiß dringt ihm das Blut vom Herzen zum Herzen, aber mit mächtiger Anstrengung wird er seiner Herr.

„Pardon, mein Fräulein," sagt er mühsam; „aber es ist so heiß hier, mir wurde fast ohnmächtig."

„Ja, ja," lachte der Pfarrer, „Sie haben sich tüchtig pressen lassen, bis wir durch das Gedränge kamen, das mag schon zum Ohnmächtigwerden sein. Uebrigens ist meine Tochter kein Fräulein, sie ist Wittwe und heißt Frau von Oehe."

Dort vom Tanzplatze her erbraust eine Aufforderung zum Tanze. Gottlob, während des Tanzes ist man auch unter Tausenden mit seiner Tänzerin allein. Sie hat den Tanz noch frei und sie stellen sich unter die Andern. Während des Tanzes erzählt sie ihm mit weicher, melodischer Stimme, daß ihr Vater und ihr Vetter Hellberg

ihr schon viel von ihm berichtet hätten und daß sie recht neugierig gewesen sei, ihn kennen zu lernen. Es geschehe nicht oft, daß ein Student in Rücksicht auf die Wissenschaft wie auf die Mensur gleich viel von sich reden mache. Er erzählt ihr nun von dem, was er in der Burschenschaft erstrebt, womit er zu kämpfen hat, wo er hinaus will. Sie ist mit allen diesen Dingen wohl vertraut. Ihr Vater und ihr verstorbener Mann seien Burschenschafter gewesen und hätten auch noch im späteren Leben an allen Freuden und Leiden der Burschenschaft theilgenommen. Als Heinz ihr nun erzählt, daß das Interesse, das sie an der Burschenschaft nehme, ihm diese nur noch lieber mache, und darüber die Touren vergißt und fast den ganzen Contretanz sprengt, weist sie ihn freundlich zurecht und um ihren Mund spielt wieder jenes holdselige, traute, harmlose Lächeln, ein kindliches Lächeln, das über ihr ernstes Antlitz hinfliegt wie ein Sonnenstrahl.

„Sie müssen mehr bei der Sache sein," sagt sie. „Wenn das Tanzen uns Freude machen soll, so dürfen wir während desselben an nichts anderes denken, uns ganz der Lust an der Bewegung hingeben."

„Sie tanzen gern?"

„Ueber Alles in der Welt! Ich kenne keine größere Lust, als so dahinzuschweben auf den Flügeln der Töne, ganz Freude, ganz rasche Bewegung. Wenn ich tanze, ist mir wie dem Schmetterlinge, der die fesselnde Puppe abstreifte und nun dahinflattert, ziellos, zwecklos, ganz Lust, ganz Wonne!

Nun fliegen sie im Galopp dahin; es ist als ob ihre Tanzlust auf ihn übergegangen wäre, pfeilschnell drehen sie sich, bis er endlich einhält. Er fürchtet zu ersticken, so rasch jagt sein Blut, so schnell fliegen seine Pulse, und er sieht mit Staunen, wie ruhig seine Tänzerin vor ihm steht.

„Sie sind gar nicht erschöpft?" fragt er verwundert.

„Nein," erwidert sie lächelnd.

Sie kehren nun wieder zu den Andern zurück, aber Heinz bleibt die ganze Nacht über neben ihr. Wenn ein Anderer sie zum Tanze holt, geht er hinter ihr her, folgt ihr mit seinen Blicken und geleitet sie dann wieder zurück. In dem bunten Durcheinander läßt man sie gewähren. So eilen die Stunden dahin und schon graut der Morgen, als die schwarzäugige Schwester herbeieilt.

„Wo bist Du, Anna?“ sagt sie schmollend. „Vater und ich haben Dich überall gesucht.“

„Sei nicht böse, Schwesterchen,“ giebt ihr Anna zur Antwort, und alle Drei gehen nun dem Ausgange zu, wo die Kutschen und Wagen bunt durcheinander halten. Hier finden sie den Pfarrer.

„Wo warst Du, mein Kind?“ fragt er.

„Ich plauderte mit Herrn Eichenstamm,“ ist die Antwort. „Wir saßen unter der Linde, unter der Du uns verließest.“

„Ja, ja! So sucht man nie dort, wo zu suchen doch am einfachsten wäre. Aber nun laßt uns fahren. Leben Sie wohl, Eichenstamm. Sollte ein schöner Tag Sie einmal zu uns auf's Land hinaus locken, so wird es mich freuen.“

„Gewiß, gewiß,“ erwidert Heinz, während er den Damen in den Wagen hilft, „ich werde nicht lange auf mich warten lassen. Leben Sie wohl, gnädige Frau! Leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen, Herr Eichenstamm!“

Die Pferde zogen an; bald fuhren auch die Studenten davon. Die Sonne ging auf, die Vögel sangen, ein leiser Morgenwind spielte in den Kronen der Eichen.

„Eichenstamm, welch ein wundervoller Morgen,“ sagte Hellberg, der allein von den Burschen wach geblieben war.

„Ja, bei Gott, welch ein wundervoller Morgen!“

In Lindenruh.

Zu Hause angelangt, legte sich Heinz nicht mehr zu Bett. Er ging langsam den großen Gang auf und nieder, der sich oben am Abhange des Berges hinzog. Er war nie blind gewesen und taub für die Schönheiten der Natur! Wie oft schon hatte sein Auge von hier aus trunken hinabgeblickt in die reizende Landschaft, hatte sein Ohr der Finken hellen Schlag, der Nachtigall süßes Klagen vernommen, hatte er die frische Morgenluft eingeathmet in vollen, tiefen Zügen, und doch hatte die Landschaft noch nie so geprangt, hatten die Vögel noch nie so herzergreifende Melodien gesungen, war der Morgenwind noch nie so frisch und erquickend gewesen, wie an diesem Morgen. Und was war es, das ihn mitten unter all' dem Blühen und Klingen der Natur so schmerzlich ergriff, ihm das Herz so beengte, ihn mit tiefem Kummer erfüllte? Was machte ihn so traurig? War die Welt nicht schön? War er nicht jung und stark? War er nicht der Stolz und die Freude seiner Freunde, der Schrecken seiner Feinde? Stand ihm nicht eine glänzende Zukunft bevor, voll Ruhm und Ansehen? Hatte er nicht eben ein schönes, herrliches Weib kennen gelernt? Was machte ihn so traurig?

Nur wenige Tage hielt Heinz es in Fischersbach aus. Als sein zerstreutes, einsiedlerisches Wesen den Freunden auffiel und die einen mit Sorge nach seiner Gesundheit fragten, die andern ihn damit neckten, er könne wohl gar verliebt sein, da war er zornig aufgefahren und hatte sie schweigen geheißen. Nun fühlte er, daß sie alle darum wußten, daß er liebte und das peinigte ihn unsäglich. Drei Tage war er schroffer denn je, länger hielt er es nicht aus, und am vierten Morgen wanderte er dem Gebirge zu. Bergauf und bergab führte der Fußpfad, folgte dann eine Zeitlang der Sohle des Thales, dem rauschenden Bache, und führte dann wieder bergauf. Ueberall des Buchenwaldes hell schimmernde Säulen, überall Vogelklang und Stimmen

des Waldes. Aus der Schonung tritt ein Rehbock, lugt mit klugen Augen nach dem Wanderer, schüttelt das gehörnte Haupt und schreitet langsam zurück in das Dickicht; still und unbeweglich sitzt das Eichkätzchen auf dem Zweige, das Schwänzchen zierlich aufgehoben und blinzelt schelmisch herab; wie ein lustiger Waldgeist schaut der Buntspecht um den verbergenden Stamm und führt dann sichere, rasche Schläge. Dort, wo der Steg über das Wasser führt, läßt sich prächtig ausruhen vom raschen Gange. Welch ein geschwätziger Gesell ist der Bach. Das plätschert und murmelt und gurgelt und quillt, das drängt sich und preßt sich. Gerade dort, wo der große Stein steht, jeden Zugang verwehrend, gerade da muß er hindurch, gerade wo die alten Wurzeln der Weiden tief herabreichen, muß er sich drücken und winden. Thut er doch, als hätte er die größte Eile, als hätte er die wichtigsten Dinge zu thun, und es steckt doch nichts dahinter, als daß er sich freut, lebendig zu sein und in raschem Schusse dahin zu fließen, und daß er hofft, einmal ein gewaltiger Strom zu werden, der große Schiffe trägt und breite Barken, und an dessen Ufer die Leute stehen, auf seinen weiten Spiegel blicken und staunend sprechen: Welch ein Strom! Du lieber, thörichter Bach! Du allein wirst's nicht machen, und wenn Du erst in die Ebene kommst und der Menschen Deiche werden Dir die Brust einengen, daß Du mehr Kraft habest, ihre Mühlen zu treiben und ihre Maschinen, dann wird es Dir bleischwer in den Gliedern liegen, dann wirst Du langsam dahin schreiten und nachdenklich vor Dich hinschauen und wirst Dich fragen: Ist es denn das, was ich erträumte, und was mich dort oben so fröhlich machte? Aber wenn Du Dich dann mit vielen andern Deinesgleichen vereinigt haben wirst, und Ihr alle nun so nebeneinander und übereinander hinströmen und dort weit unten bei Hamburg große Schiffe tragen werdet, dann wirst Du sprechen: So, wie ich es mir dachte dort oben unter den Buchen, so ist es zwar nicht gekommen, ganz so nicht, aber gekommen ist's doch, und das ist schön so, und Du wirst zufrieden münden in's deutsche Meer!

Heinz liegt im Grase am Bache und seine Augen folgen dem Bach und seine Gedanken sind um nichts ruhiger und klüger als die des Baches.

Dann springt er auf, streicht sich das Haar aus dem Gesicht und wandert weiter. So, noch einmal bergauf, dann ein paar hundert

Schritte — dort unten liegt das Dorf. Wie die weißen Häuser, die rothen Dächer schmuck aus den grünen Bäumen hervorlugen! Fürwahr, nicht mit Unrecht nennt man Dich Lindenruh!

Als Heinz nun am Ziele war, da wurde sein Gang immer langsamer; eine ungewohnte Blödigkeit überkam ihn, und wenig fehlte, er wäre umgekehrt. Aergerlich winkte er mit der Hand, als wollte er den lästigen Gast verscheuchen und schritt weiter. Die Kirche lag in der Mitte des Dorfes, das Pfarrhaus ganz am Ende. Aus der Kirche klangen, obgleich es nicht Sonntag war, Orgeltöne hervor, und einem plötzlichen Impulse folgend, ging Heinz auf die Kirche zu. Die Kirchthür war offen. Heinz trat leise ein. Es war ein trauliches Kirchlein. An den weißen Wänden hingen Immortellenkränze und dort über dem Altare reichte der Herr dem übereifrigen, überverzagten Petrus die rettende Helferhand. Wie die Orgeltöne so feierlich daherklangen, wie einsam es hier war, wie weltfremd, wie weltverlassen! Welch eine seltsame Sprache sprachen diese Töne. Erst rauschten sie gewaltig dahin wie Sturmesbrausen, wälzten sich daher unwiderstehlich, warfen nieder, was aufrecht stand, schleuderten zu Boden, was trotzig widerstrebte. Aus Zornes-Wolken, aus des Grolles Donnern redete der Herr der Heerscharen und sündenzerknirscht, furchterfüllt warf der Mensch sich nieder, das schreckensbleiche Antlitz ängstlich verhüllend. Doch zu dem Zerbrochenen, Schreckerfüllten kommt der versöhnte Gott hernieder. Wie leichtes Säuseln des Abendwindes kommt er und faßt mit weicher, mit menschlicher Hand das verbergende Tuch und zieht es vom Haupte, und entzückt schauen die Augen in ein sanftes Menschenantlitz und doch nicht Menschenantlitz. Leise klingt es mit Himmelsstimmen: Nun ist vorüber Dein langes Leid. Da Du Dich gebeugt dem gerechten Gotte und warst zerbrochen und wurdest zerschlagen, da hebt Dich auf des Heilands Hand, und richtet Dich auf des Retters Liebe.

Also spricht er und tausend Engel fallen ein in jubelndem Chore und jauchzen und singen: Heil ihm in der Höhe!

Es schwieg das Lied, langsam klangen die Töne aus im Kirchlein, in Heinzens Herzen. Er hatte vergessen, weshalb er gekommen, wohin er gewollt, wo er war! Ein leichtes Rauschen brachte ihn wieder zu sich; er hatte richtig gefühlt, Anna hatte gespielt. Auch in ihrer Seele zitterten noch die Töne nach; sie reichte ihm stumm

die Hand, und beide verließen schweigend die Kirche, die ein Knabe, der Anna gefolgt war, schloß. Erst als sie eine Strecke gegangen waren, sagte Heinz:

„Die Orgel ist doch das schönste der Instrumente! Was läßt sich mit ihr an feierlichem, erhabenem Wohlklange vergleichen! Was gleicht ihrer Töne gewaltige Macht!"

„Sie empfinden wie ich," erwiderte Anna. „Schon die Beschaffenheit der Orgel verbietet alles Triviale, Gemachte, alle unvermittelten Uebergänge, alle Coquetterie!"

„Spielen Sie häufig?"

„Täglich! Es ist das der größte Genuß, den ich habe."

„Sie Glückliche!"

„Spielen Sie nicht?"

„Ach nein, ich bin ganz unmusikalisch. In meinem Elternhause durfte keine Taste berührt werden, mein Vater mochte die Musik nicht."

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Nein, sie sind todt."

„Beide?"

„Ja, Beide."

Anna sah ihn mitleidig an.

„Es muß schwer sein, so ganz allein zu stehen in der Welt," sagte sie.

„Pah, wer ist am Ende nicht allein in der Welt? Die Menschen mögen uns noch so nahe stehen, uns noch so sehr lieben, kann Menschenliebe uns befriedigen? Sehnen wir uns nicht nach einer Liebe, die schrankenlos, grenzenlos ist, die sich selbst vergißt, nicht einmal, sondern immer, ganz, völlig, und welcher Mensch kann solche Liebe bieten!"

„Glauben Sie denn nicht, Herr Eichenstamm, daß es auch unter Menschen eine Liebe giebt, die grenzenlos, selbstvergessen, ewig ist?"

„Nein, und wenn es eine gäbe, so ist es noch fraglich, ob die, denen sie gilt, sie zu würdigen wüßten."

Der Pfarrer hatte von seinem Fenster aus die Beiden kommen sehen und kam ihnen nun entgegen.

„Grüß Sie Gott, Eichenstamm," rief er und schüttelte Heinzens Hand, „das war ein glücklicher Einfall! Seien Sie mir willkommen!"

Nun kam auch Marie hinzu und alle setzten sich auf die Bank unter den Linden. Heinz mußte von Fischersbach und den Arminen berichten, dann erzählte der Pfarrer von seinem Dorf und den Verhältnissen der Bewohner. Das Dorf sei nicht reich, das Holz und die Vögel des Waldes mußten das Beste thun. Das erinnerte Heinz an den Großvater Rechberg und er erzählte nun von ihm und schilderte ihn mit großer Liebe. Die Damen fragten nun nach Diesem und Jenem, und Heinz erzählte von der Heimath, vom Elternhause, von Lelia, von seiner Jugend.

„Und Sie sind in dieser ganzen Zeit kein einziges Mal zu Hause gewesen, haben Ihre Angehörigen kein einziges Mal besucht?" fragte Marie. Sie hatte, obgleich sie noch sehr jung, erst 15 Jahre alt war, in ihrer Sprache etwas Rauhes, Heftiges.

„Nein, was sollte ich dort! Ich glaube nicht, daß man mich dort einen Augenblick vermißt hat."

„Vergessen Sie alle Ihre Lieben so rasch?"

„Sie dürfen," nahm Anna das Wort, „die Worte meiner Schwester nicht allzu ernst nehmen. Meine liebe Marie ist noch sehr heißblütig!"

„Warum sagst Du „noch"," erwiderte Marie trotzig. „In diesem Sinne werde ich immer heißblütig bleiben, immer, immer. Ich werde nie zulassen, daß wir die eigene Herzenskälte damit entschuldigen, daß wir unsern Verwandten die Liebe absprechen."

Sie sagte das sehr eifrig und heftig. Anna legte begütigend die Hand auf ihre Schulter, der Pfarrer sagte lächelnd: „Da haben Sie es, Eichenstamm, der Hieb saß."

Da Sie weder meinen Onkel noch meine Cousine kennen, mein Fräulein," sagte Heinz ein wenig scharf, „so können Sie doch unmöglich wissen, ob ich ihre Gefühle richtig oder unrichtig beurtheile."

„Nun," erwiderte Marie, „ich urtheile nach dem, wie Sie diese Menschen eben selbst geschildert haben. Uebrigens geht es mich allerdings gar nichts an, ob Ihre Verwandten Sie lieben oder nicht." Damit stand sie auf und ging davon.

Der Pastor schaute ihr schmunzelnd nach: „Was das heftig ist," sagte er.

Mariens schroffe Art hatte Heinz das Blut in die Wangen getrieben. Er suchte sich auf jede Weise von dem erhobenen Vorwurfe zu reinigen. „Sie müssen," meinte Anna, als er gesprochen hatte, „mit Marie ein wenig Geduld haben. Leidenschaftlich und jung, wie sie ist, erscheint es ihr undenkbar, daß man Jemand lieb haben kann, ohne an ihm zu hängen und für ihn durch Feuer und Wasser zu gehen. Da sie nun ihr eigenes, heftiges Gefühl zum Maßstab auch für anderer Leute Gefühle macht, wird sie leicht ungerecht. Auch ich habe, so sehr ich sie liebe, doch oft genug den Vorwurf der Kälte und Selbstsucht von ihr hinnehmen müssen, und ich muß jede Liebesäußerung, die ich einem andern Menschen erweise, mit ein wenig übler Laune meines Schwesterchens erkaufen."

„Sind Sie denn gar nicht eifersüchtig?" fragte Heinz.

„Nein," erwiderte Anna lächelnd. „Dieses Gefühl ist mir ganz fremd."

„Um so vertrauter ist es mir," rief Heinz lebhaft. „Wenn Wesen, die ich liebte, Andern Freundlichkeit erwiesen, ist es mir immer wie ein Stich durch's Herz gegangen. Daß ein kleiner Hund, den wir früher hatten, auch meinen Vater und unsern Diener liebte, hat mir viel heiße Thränen gekostet."

Heinz erzählte nun die Geschichte vom kleinen Hahn.

„Sie Armer," sagte Anna.

Der Pfarrer meinte, Heinz sei ein gefährlicher Mensch, den man eigentlich gar nicht in's Haus lassen dürfe. Er für seine Person verbitte sich alles Ernstes Heinzens Liebe, denn dieser bringe ihm noch am Ende in einer eifersüchtigen Anwandlung eine seiner Töchter um.

Von der Dorfgasse her ertönte ein lustiges Hurrah! Es waren Hanning und Hellberg, die, ohne von Heinz zu wissen, den schönen Tag benutzt hatten, wie er. Als Hanning Heinz gewahr wurde, schwenkte er lustig die Mütze und lachte über das ganze Gesicht.

„Hurrah! Senior soll leben," rief er lachend. „Senior hoch! Grüß Gott, Herr Pfarrer! Grüß Gott, gnädige Frau! Senior ist ein verteufelt schlauer Bursche! Aber wir sind auch schlau, wir kommen ihm auf die Schliche."

„Laß Deine Thorheiten," sagte Heinz ärgerlich. Es war ihm gar nicht genehm, daß die Beiden gekommen waren.

„Wie geht es Ihnen, Herr Hanning," fragte Anna.

„Danke für die Nachfrage, gnädige Frau! Wie dem Pfingstvogel um Johannis. Vortrefflich! Wo ist Ihr Fräulein Schwester?"

Anna lächelte. „Marie ist wohl im Hause," erwiderte sie.

„So? Sieht wohl nach dem Essen! Ist übrigens keine Anspielung, bei Gott nicht, wir gingen über Walddorf und haben im „Lustigen Finken" gefrühstückt."

„Nun, das wird ein lustiges Frühstück gewesen sein," meinte der Pfarrer lachend. „Da gehören Sie ja auch recht eigentlich hin."

„Sie meinen von wegen der Lustigkeit! Danke für's Compliment! Heute Abend muß der Senior hinein! Ich versichere Sie, gnädige Frau, der Heinz ist in den letzten Tagen so verdrießlich gewesen, wie eine Ameise im Spätherbste."

Heinz fühlte, wie er erröthete und weil er das fühlte, erröthete er noch mehr.

„Ich habe Dich schon einmal gebeten, Deine unpassenden Späße zu lassen," sagte er rauh.

Die Andern sahen Heinz betreten an, Hanning aber rief lustig: „Hurrah! Kratzbürste soll leben! Brr! Sieh mich nur mit Deinen großen Augen an! Wirst mich doch nicht fressen!"

Sein lautes Wesen rief Marie herbei. Sie begrüßte Hanning ungemein herzlich, wie es Heinz schien, in demonstrativer Weise, und dieser war voll lustiger Einfälle. Der Pfarrer und die Frauen lachten über sein munteres Geschwätz, Heinz schaute mürrisch vor sich hin, Hellberg blickte in seiner ruhigen Weise von Einem zum Andern.

„Du mußt uns nachher etwas auf der Orgel vorspielen, Anna," sagte er.

„Warum kamst Du nicht früher," erwiderte sie. „Ich habe mein Pensum bereits gespielt."

„Ach, und das war so schön," sagte Heinz. Er dachte daran, wie wundervoll die Stunde in der Kirche gewesen war, wie viel schöner, als die jetzige.

„Nun aber, Du bist vielleicht so freundlich, noch einmal zu spielen?"

„Wenn Du es wünschest, gern."

Nach Tische gingen alle in die Kirche. Anna spielte vielleicht eben so schön, als vorher, aber Heinz fand keine Freude daran. Mußte er doch den Genuß mit Hellberg und dem Pfarrer theilen, während Hanning und Marie sogar während des Spieles leise mit einander plauderten. Nachher spielte auch Hellberg und Anna hörte ihm andächtig zu. Als sie zufällig aufsah und ihr Blick auf Heinz fiel, erschrak sie vor dem lodernden Feuer, mit dem sein Auge auf ihr ruhte.

Es war ein wonniges Erschrecken, denn sie wußte nun, daß er sie liebte, und das empfängliche Gefühl des Weibes sagte ihr, daß er eifersüchtig war auf die Aufmerksamkeit, die sie einem Andern schenkte. Sie wandte sich mit einer leisen Frage an ihren Vater und verwickelte ihn in ein flüsternd geführtes Gespräch.

Als das Spiel aufhörte, machte man einen Spaziergang in den Wald. Hanning und Marie gingen unter Lachen und Scherzen voraus, der Pfarrer folgte mit Hellberg, dem er die tragische Geschichte eines Wilddiebes erzählte, der einen Förster erschossen hatte und am gestrigen Tage in's Gefängniß abgeführt worden war. Anna und Heinz schlossen den Zug.

„Warum fertigten Sie Ihren Freund vorhin so kurz ab?" fragte sie. „Das war nicht hübsch von Ihnen."

„Sie haben recht, gnädige Frau, aber haben Sie es nie erfahren, wie unerträglich es ist, wenn das, was unsere ganze Seele erfüllt, zum Gegenstande eines auch noch so gut gemeinten Scherzes gemacht wird?"

Obgleich Hanning nun für die Unbetheiligten keinerlei unpassende Scherze gemacht hatte, so verstand Anna doch, was Heinz meinte.

„Wir dürfen nicht verlangen," sagte sie, „daß unsere Freunde sogleich verstehen, was uns bewegt."

„Ich weiß nicht, ob wir es dürfen," erwiderte Heinz trotzig, „aber wir müssen es mitunter verlangen. An mein Gefühl soll mir Niemand mit frecher Hand rühren!"

„Sie sind sehr heftig, Eichenstamm!"

„Nennen Sie es nicht Heftigkeit. Die dummen Menschen mögen ihre platten Späße treiben, womit sie wollen, sie mögen ihr albernes

Gelächter aufschlagen über unsere Art, unsere Worte, meinetwegen über unser Denken, aber unser Fühlen sollen sie in Ruhe lassen."

„Wer giebt uns das Recht, so unser eignes Wollen zum Gesetz für die Andern zu machen?"

„Was bedarf es des Rechts? In solchen Dingen trägt Jedermann das Recht in sich selbst."

„Sie stehen auf einem gefährlichen Boden. Das Gefühl ist ein schlechter Richter, zumal in der eigenen Sache."

„Das mag sein, und doch giebt es in solchen Dingen keinen andern, competenteren. Das ist's ja, was ich auch in der Arminia ausrotten will, ausrotten werde, — die Vorstellung, als könnten Andere uns sagen, was uns beleidigen darf, und was nicht, als könnten drei beliebige, platte Gesellen uns sagen: Das sollst Du thun und jenes lassen."

„Und doch giebt es nur in der Unterordnung Heil."

„Ja, für den großen Haufen. Dem mag es nothwendig sein, in Reih' und Glied zu marschiren, bei klingendem Spiele anzugreifen. Der kräftige, muthige Mann ermüdet und verzagt auch allein nicht."

„Einsamkeit und Unglück sind Geschwister, Eichenstamm."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein, gnädige Frau. So dürfen Sie nicht sprechen. Die geschwätzigen Krähen fliegen in großer Gesellschaft, der Aar zieht einsam seine Bahn."

„Ja, weil er ein Raubvogel ist!"

„Sei es, aber kann er sich ändern? Kann er ein Feldhuhn werden, oder eine Ente, oder ein Kranich?"

„Nein, Eichenstamm, ein Aar kann das nicht, und man sollte darum solche Bilder nicht gebrauchen, denn sie verwirren nur unsern Sinn. Ein Aar kann sich zu keinem andern Vogel machen, aber aus einem selbstsüchtigen, stolzen und hochfahrenden Menschen kann gar wohl ein wackerer Mann werden, der statt am Kampfe, am Wettstreite seine Freude findet und mit seinen Mitbürgern in Reih' und Glied kämpft."

„Wenn Sie so denken, sagte Heinz, so muß Ihr Vetter Hellberg recht nach Ihrem Sinne sein."

„Ja, das ist er auch. Ich habe ihn sehr gern. Sein festes

Wesen, sein klares Wollen, sein ruhiges Empfinden berührt mich immer sehr angenehm."

„Ich liebe ihn auch, gnädige Frau," erwiderte Heinz, „und doch hätte ich, wenn ich dächte wie er, mir längst das Leben genommen, denn welchen Werth hat ein Leben, wie er sich's erhofft, ein Leben, in dem man einmal als Lehrer seine Buben Tag für Tag langweiliges Zeug lehrt und Abends dann in's Wirthshaus zum Schöpple geht, die Welt und ihr Treiben altklug zu besprechen."

Anna schüttelte lächelnd das Haupt. „Sehen Sie," sagte sie indem sie mit der Hand auf die Gipfel der Berge wies, die n rothem Lichte strahlten, „wie schön! wie herrlich!"

Ein hübscher Knabe, der in jeder Hand ein Körbchen voll Erdbeeren trug, ging an ihnen vorüber.

„Hast Du die Erdbeeren für die Mutter gesucht, Kuni?" fragte Anna. „Das ist rechtschaffen!"

Der Junge wurde blutroth. „Ich habe gedacht, daß sie Ihnen schmecken würden," sagte er schüchtern, „und da habe ich —"

„Nun, dann meinen herzlichen Dank." Sie fuhr ihm mit ihrer weißen, schmalen Hand freundlich über das lockige Haar.

„Der Knabe hat Aehnlichkeit von Ihnen," sagte sie unwillkürlich. Erst als sie die Worte gesprochen hatte, fiel ihr ein, daß sie mißdeutet werden könnten, und das Blut färbte ihre Wangen roth.

Erst nach Sonnenuntergang kehrte man in's Pfarrhaus zurück, und der Mond stand schon längst am Himmel, als die Freunde sich verabschiedeten.

Als die Schwestern ihr Zimmer aufgesucht hatten, setzte sich Anna an's Fenster und blickte gedankenvoll hinaus. Marie, die sich unterdessen auskleidete, suchte vergeblich durch lautes Auftreten und durch das Hin- und Herschieben von mancherlei Gegenständen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Endlich eilte sie auf die Schwester zu, umschlang ihren Hals und sagte leidenschaftlich:

„O, wie ich diesen Eichenstamm hasse!"

„Warum das, Marie?"

„O, er ist selbstsüchtig, wild und roh!"

„Und wenn er es wäre, Marie, ich sage nicht, daß er es ist, aber auch wenn er es wäre, wie kann das Dich veranlassen, ihn zu hassen?"

„Wie? Weiß ich denn nicht, Anna, daß Du ihn lieben wirst; daß Du diesen unleidlichen Menschen lieben wirst? Alle die Liebe, die Du mir vorenthältst, wirst Du an ihn wegwerfen. Für ihn werden sich Deine bleichen Wangen röthen, für ihn wird Dein Mund lächeln."

Während Marie so sprach, strömten ihre Thränen auf der Schwester Wangen und sie schluchzte laut.

„Aber liebe Marie," sagte Anna erschreckt, „nimm Dich doch ein wenig zusammen. Wie kannst Du so thöricht reden! Ein junger, mir sonst wildfremder Mensch, ein Student, tanzt mit mir an einem Abend und besucht uns darauf, und Du thust, als wäre er mein Bräutigam.

Marie ließ die Schwester los und strich das aufgelöste Haar, das in langen, dunkeln Wellen fast bis zum Knie herabfiel, aus dem thränenfeuchten Gesichte. „Ja, sprich nur so," sagte sie, „mir machst Du nichts weiß. Wenn er das nächste Mal kommt, der abscheuliche Mensch, so will ich dafür sorgen, daß es das letzte Mal ist. Gewiß, das will ich."

„Aber, liebe gute Marie, was willst Du nur? Und wenn ich ihn wirklich lieb gewönne, was läge daran?"

„Das will ich Dir sagen, Anna. Wenn Du diesen wilden Menschen mit den unheimlichen, heißen Augen lieb gewönnest, so würde er Dich sehr, sehr unglücklich machen, und wenn Du noch unglücklicher würdest, als Du schon bist, und noch trauriger, dann würdest Du mich und den Vater und den guten Vetter Hellberg, der Dich so innig liebt, und noch viele andere Leute unglücklich machen. Das liegt daran!"

Damit wandte sie sich zornig ab und war durch keine Liebkosung der Schwester dazu zu bewegen, noch ein Wort zu sprechen, oder ein freundliches Gesicht zu machen.

Unterdessen wanderten die Freunde durch die helle Mondnacht der Stadt zu.

„Warum empfingst Du uns denn heute Morgen so knurrig, Senior?" fragte Hanning, als sie eine Strecke gegangen waren. „Ich wußte nicht, daß Du schon so tief drin bist."

Heinz wollte aufbrausen, aber er dachte an das, was Anna gesagt hatte und beherrschte sich mühsam.

„Liebster Freund," sagte er so ruhig als möglich, „thu' mir den Gefallen, und laß diesen Gegenstand aus dem Spiele."

„Schön, schön, Senior, aber einen guten Geschmack hast Du, das muß man Dir lassen!"

„Schweig!" donnerte Heinz mit Löwenstimme und ergriff Hanning am Arme, „wenn Du noch ein Wort über diese Dame sprichst, so schlage ich Dich zu Boden!"

„Was fällt Dir ein, Heinz?" fragte Hanning erschreckt.

„Sei nicht toll, Eichenstamm!" rief Hellberg. „Was hat er denn gesagt?"

„Er soll überhaupt nicht von ihr sprechen. Er kann über Niemand sprechen, ohne sich über ihn lustig zu machen. Wie darf er Frau von Oehes Namen in den Mund nehmen?"

„Ich weiß nicht, ob Du betrunken bist oder wahnsinnig, oder was sonst," sagte Hanning kalt, „aber Du wirst Deine Worte morgen zu verantworten haben." Damit wandte er sich um und wollte sich in der Richtung, aus der sie gekommen waren, entfernen, Hellberg aber folgte ihm und bat ihn, noch einen Augenblick zu warten. Dann eilte er zu Heinz zurück und flüsterte hastig:

„Eichenstamm, willst Du, daß der Name meiner Cousine vor dem Burschengerichte genannt wird?"

Heinz schlug sich mit der Hand vor die Stirn und eilte auf Hanning zu. „Verzeih'," sagte er, „Du weißt, ich bin sehr heftig! Es thut mir leid, Dich beleidigt zu haben."

Hanning ließ sich nicht lange bitten. Gemeinsam setzten sie ihren Weg fort und erreichten unter gleichgültigen Gesprächen die Stadt.

Liebesglück.

Der folgende Tag fand Heinz schon früh auf. Er mußte zu Hellberg, mußte von ihm Näheres über Frau von Oehe erfahren. Warum ist sie so bleich, woher rührt die stille Trauer, die dieser Frau ganzes Wesen erfüllt? Er war oft bei Hellberg gewesen, aber er bemerkte erst heute, daß die Fenster die Aussicht auf Lindenruh boten. Er setzte sich mit dem Gesicht gegen das offene Fenster und sah durch die grünen Buchenwälder Anna zur Kirche gehen — das war die Stunde, in der sie auf der Orgel spielte.

„Warum hast Du mir früher nie von Deiner Cousine gesprochen?" fragte er und sah Hellberg prüfend an.

„Es bot sich keine Veranlassung dazu," erwiderte dieser in seiner ruhigen Weise. Er schien nicht gerade zu wünschen, daß sie bei diesem Thema blieben, aber es schien ihm auch nicht unangenehm zu sein.

„Ich komme zu Dir, um Dich ein wenig über sie auszufragen," sagte Heinz. „Willst Du mir das erlauben?"

„Gewiß, sehr gern. Was willst Du wissen?"

„Zunächst, warum sie so traurig ist. Auch wenn sie lächelt, behält ihr Gesicht den Ausdruck von Melancholie."

„Sie war nicht immer so, Heinz. Es gab eine Zeit, in der sie so fröhlich war, wenngleich immer viel sanfter, wie Marie. Es gab eine Zeit, in der es auf viele Meilen umher keine beliebtere und leidenschaftlichere Tänzerin gab als sie."

Wäre Heinz weniger aufgeregt gewesen, so hätte er bemerkt, daß Hellberg nur ungern sprach und er hätte ihn geschont, so aber fragte er gespannt:

„Nun und was geschah?"

„Sie wurde von einem schweren Unglücke betroffen."

„Nun, nun?"

„Sie hat ihr einziges Kind im Schlafe erdrückt, Eichenstamm!"

„Entsetzlich!"

„Ja, Eichenstamm, es war entsetzlich."

Sie schwiegen Beide und Heinz hörte in weiter Ferne klagende Orgeltöne und das Herz wollte ihm brechen vor tiefem Mitleide.

„Sie war immer etwas phantastisch," fuhr Hellberg nach einer Weile fort, „und die seltsamsten Gefühle lagen in ihr dicht nebeneinander. Lange fürchteten wir für ihren Verstand, dann lange für ihr Leben; aber sie überwand den Schlag und seitdem ist sie so wie Du sie kennen gelernt hast: mild und freundlich gegen Jedermann, unter heitern Menschen auch heiter; aber Du hast recht, sie lächelt nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen. Sie ist herzleidend und muß sehr geschont werden. Jede starke Aufregung kann ihrem Leben ein plötzliches Ende bereiten."

„Wie konnte sie dann neulich tanzen?"

„Es war eine der Tänzerinnen plötzlich erkrankt und, gefällig wie sie ist, trat sie für dieselbe ein, um nicht der Schwester das Fest zu verderben. Sie bedurfte dazu keiner Vorbereitung, sie kannte den Tanz. Nachher schien die alte Tanzlust über sie gekommen zu sein."

„Ach, Hellberg, wie tanzt sie herrlich!"

Hellberg nickte mit dem Kopfe, schwieg aber.

„Und wie war der Mann?"

„Er war ein guter, lieber Mensch. Er hatte ebenfalls etwas sehr Phantastisches in seinem Wesen, war ein warmer Patriot und ein echter Cavalier. Er trug seine Frau auf Händen, aber ich glaube nicht, daß er ihr gewachsen war, daß er sie verstand."

„Nun, und wie starb er?"

„Er starb wenige Monate nach dem Kinde. Als man der Frau, die damals, schwer krank, beim Vater war, davon erzählte, da sagte sie: Auch das noch! Nun, wie Gott will!"

„Glaubst Du, daß sie ihn sehr geliebt hat?"

„Ja, aber ich glaube doch nicht, daß er der Rechte war."

„Warum nicht? Warum nicht?"

„So etwas läßt sich nicht durch Gründe beweisen, Eichenstamm, man fühlt das. Man kann natürlich auch irren, aber meist irrt man nicht."

„Wann starb er?"

„Vor etwa sechs Jahren. Anna hat sehr jung, mit 17 Jahren, geheirathet und war nur zwei Jahre vermählt."

„Bist Du viel im Hause gewesen?"

„In welchem Hause, in dem meines Onkels oder in dem Oehe=schen?"

„In dem Deines Onkels."

„Ja, ich bin dort erwachsen; ich wurde mit Anna zusammen erzogen."

Heinz dachte an Lelia. „Wurde sie Dir nicht gefährlich?" fragte er.

„Nein, wir stehen zu einander wie Geschwister."

Heinz setzte in diese Angabe nicht den mindesten Zweifel. Wenn Hellberg ihm jetzt angeboten hätte, für ihn um Anna zu werben, so hätte er darin nichts Auffallendes gesehen.

„Ich liebe Deine Cousine," sagte er.

„Ist das nicht etwas zu viel gesagt, Eichenstamm? Du kennst sie erst seit einigen Tagen."

„Was thut das? Die Liebe kommt wie der Sturmwind und zählt die Zeit nicht nach Minuten."

„Dann geht sie vielleicht auch wie er."

„Gehen, gehen! Hellberg, Du sprichst wie der Blinde von den Farben. Was einmal den Menschen ganz erfüllte, seine Seele ganz einnahm, das kann ihn nimmermehr wieder ganz verlassen. Dieses Blut, das mir so heiß zum Herzen dringt, kann vergehen, ja — dieses frohe Leben in mir kann erlöschen, es ist wahr, aber diese Liebe kann nimmer vergehen, nie; denn ob auch die Pulse stocken, die Seele, die Seele lebt ewig. Ewig, Hellberg, ewig. Für dieses Gefühl giebt es keine Zeit, für dieses Gefühl giebt es kein Vergessen, kein Aufhören!"

So sprach Heinz fort und Hellberg hörte ihm schweigend zu. Dann ging Heinz. Als er gegangen war, bedeckte Hellberg sein Ge=sicht mit den Händen und seufzte schwer.

„Auch das noch!" murmelte er. „Ist es denn noch nicht genug der Qual? Ist es denn nicht genug, daß ich den Becher schon ein=mal bis auf die Neige geleert habe? Muß ich den unerträglichen Kampf noch einmal kämpfen? Wieder ruhig dabeistehen und müssig zusehen, wie sie abermals irrt, denn — auch er ist nicht der Rechte.

Er wird sie zerbrechen und bei Seite werfen und ich — ich werde das nicht ändern können!"

Seitdem war Heinz oft in Lindenruh. Gleich Anfangs trieb es ihn täglich hinaus; aber in der ersten Zeit kehrte er oft kurz vor dem Dorfe wieder um und irrte dann bis zum Abend in den Bergen umher; später war er fast täglich im Pfarrhause. Marie sprach kein Wort mit ihm und machte aus ihrer Antipathie kein Hehl; der Pfarrer ließ Heinz gewähren. Er war eine humoristische und doch auch sehr ideale Natur und ließ die Dinge gern ihren Gang gehen, nur im dringendsten Falle in sie eingreifend. Er erkannte bald, daß Heinz hochmüthig und selbstsüchtig war; aber er hatte so oft gesehen, daß aus solchen Jünglingen tüchtige Männer wurden, daß er sich nicht sonderlich darum grämte — dann sah er auch, wie sehr Anna Heinz liebte, und er kannte sie hinreichend, um zu wissen, daß ihre Gefühle sich nicht durch vernünftige Erwägungen beeinflussen ließen — so that er, als sehe und höre er nichts.

Die Beiden verlebten selige Tage. Sie waren nicht von der Art, die das rasch empfangene Gefühl lange sorgfältig verbirgt, lange vor sich selbst, länger vor dem Geliebten. Sie sahen sich an und jeder Blick sprach: „Ich liebe Dich!" Wenn sie Anfangs allein in den Wald gingen, sprachen sie fast kein Wort. Sie gingen schweigend neben einander her und hörten, wie die Vögel sangen: „sie lieben sich," wie die Bächlein plätscherten: „sie lieben sich" und wie die Baumwipfel rauschten nach derselben holden Melodie. Wenn sie bergan stiegen, dann stützte sich Anna auf Heinzens Arm und sie fühlten mit Entzücken, wie ihre Pulse gleichmäßig schlugen und ihr Athem gleichmäßig ging. Wenn sie auf dem Gipfel des Berges standen und hinabschauten in die Thäler tief unter ihnen und hinauf zum blauen Himmel über ihnen, da drückte Anna nicht etwa leicht auf Heinzens Arm, nein, sie standen ganz still, ganz unbeweglich und fühlten, wie ihre Seelen übergingen in einander und eins wurden, und sie vergaßen Alles, was sie da unten im Thale geängstigt und verwirrt hatte.

Dann kam eine Zeit, da redeten sie mit einander holde Worte. Da sprachen sie mit einander von der Jugendzeit, und ein sonniger, heller Schein spielte um das Haupt deß, der da sprach, und fröhliches,

holdseliges Kinderlachen klang in die Luft und heimliches Kichern von fröhlichen Kindern, die daheim geblieben sind, da die Eltern ausgingen, und die sich versteckt haben im halbdunklen Zimmer, und die Eichkätzchen spielten unterdeß in den Buchenkronen über der Moosbank, auf der die Beiden saßen.

Und wieder sprachen sie dann von lustigen Schulgeschichten und neckischen Tanzstunden und fröhlichen Ausfahrten.

Da waren sie nun schon herzliche Freunde geworden. Und als sie einander herzliche Freunde geworden waren und treue Gesellen, da sprachen sie mit einander auch von anderen Dingen. Von solchen Dingen, von denen wir leise sprechen, sehr leise, als ob wir uns schämten, das nun offenbar zu machen, was wir so lange ängstlich verborgen haben; von solchen Dingen, bei denen uns das Herz stockt und die Thräne aus dem Auge quillt, und wir wenden uns ab, sie zu verbergen. Dann rückt der Lauschende dem Sprechenden näher und drückt ihm die Hand und streichelt sie mitleidig und drückt sie an die Lippen und stammelt Worte des Trostes. Und tiefer beugt sich und erinnerungsschwer das müde Haupt und lehnt sich vertraulich an des Andern Brust und lauscht entzückt dem heftigen Schlagen des Herzens. Dann fahren liebe Hände über das thränenfeuchte Antlitz und streichen ihm die langen, schwarzen Haare zurück, und er küßt sie auf die Augen, die Lippen suchen sich wie im Halbschlaf und finden sich und schließen sich fest zusammen. Dann umschlingen kräftige Arme den schlanken Leib und wieder sucht sich der Kopf sein trautes Nestchen und sie hört nun wieder süßes Liebesgeflüster und fühlt nun wieder liebes Streicheln. Verschwunden ist der Kummer, verschwunden die Sorge; jetzt ist sie da, die Seligkeit, die längst ersehnte, erhoffte. Jetzt heißt es still sein, regungslos still und mit dem Strome seligen Vergessens treiben. Der blaue Himmel, die grüne Erde, sie treiben mit; nur still, still, still.

Nun sind sie einig. Als herzliche Freunde, als treue Gesellen wanderten sie dort hinauf zur Moosbank; jetzt steigen sie als Verlobte hinab, gehen ruhig neben einander. Was soll nun alle Aufregung, was soll des Herzens unruhiges Pochen? Nun ist sie ja vorüber, die arge, die wonnige Zeit des Hangens und Bangens, nun sind sie ja verbunden für alle Zeit.

Leichtfüßig eilt sie voraus, er springt ihr nach und holt sie ein, nun hält er sie.

„Wir kommen noch früh genug zu den Menschen!“ sagt er. „Wir, wir Beide! Lerchen, was seid ihr so träge, so mißmuthig! Was ist euer Jubel gegen den Jubel in meinem Herzen! Nicht mehr bin ich „„ich,““ ein einsames, sehnsüchtiges „„ich,““ jetzt bin ich „„wir,““ ein Theil von „„wir,““ ein glückliches, beseligtes „„wir““!“

„Nun sieh mich an, ob mein Haar nicht verwühlt; wir müssen ordentlich unter die Leute kommen.“

„Wir, wir! Entzückendes „„wir!““ Ja, Dein Haar ist verwühlt; ich will es ordnen.“

„Geh' doch! Wo suchst Du mein Haar auf den Lippen?“

„O laß, was kümmert uns das Haar!“

„Nein, nein, wir müssen —“

„Wir müssen gehorchen und müssen schweigen.“

Wir schwiegen lange, dann fragen wir wieder:

„Nun, wie ist's mit dem Haare?“

„Wir sollen uns das Haar ein wenig ordnen und wir sollen nicht so zerstreut sein.“

„Ach ja, das Haar — und nicht zerstreut sein — ganz recht, ja das Haar — aber wie sollen wir denn das machen; wir können ja nicht hinweg über die Augen?“

So wurde aus Heinz Eichenstamm und Anna Oehe ein Brautpaar.

Unten im Dorfe, dort wo der Waldweg in die Dorfstraße mündet, klingt es wie lauter Jubelgesang. Des alten Schusters Kanarienvögel stimmen ihn an dem Brautpaare zu Ehren. Aus dem Schulhause dort dringen jauchzende Gratulanten hervor in hellen Haufen. Wissen sie es denn, daß die schöne Frau mit dem traurigen Antlitze, die sie so herzlich lieben, nun nicht mehr traurig ist? Wie sie sich um sie drängen, sie traulich beim Kleide fassen, ängstlich auf sie blicken, wenn der fremde Mann neben ihr die Kleinen emporhebt und stürmisch küßt. Wissen es denn schon Alle, auch die Frauen vor den Thüren, daß sie heute so ganz besonders freundlich grüßen, oder ist's nur der Wiederschein von der Röthe auf der Beiden Wangen, die ihre Gesichter so rosig färbt?

Da steht nun das Pfarrhaus unter den grünen Linden. So stand es doch schon vor vielen Jahren, gerade so, und doch ist es heute wie verwandelt.

In der Schreibstube sitzt der Vater. Als er sie eintreten sieht, da braucht er nicht erst zu fragen, was geschehen ist. Er weiß nicht, ob er sich freuen soll oder weinen; eines weiß er: der Herr lenkt alle Dinge zum Besten. So schließt er die Tochter in tiefer Bewegung an's Herz, und drückt Heinz herzlich die Hand.

Dem Becher der Wonne soll auch der Wermuth nicht fehlen. Als Marie hereintritt und die Gruppe sieht, da wendet sie sich entrüstet ab und wirft hinter sich die Thüre klirrend in's Schloß. Anna eilt ihr nach und umfaßt sie.

„Laß mich, laß mich," ruft Marie, sich sträubend, „ich hasse Dich!"

„Marie, was redest Du!"

„Laß mich, ich bin Deine Schwester nicht mehr! Ich will Dich nicht mehr sehen!"

„Marie, wenn Du wüßtest —"

„Wenn Du wüßtest, was Du mir eben angethan hast, was Du Dir und dem Vater angethan hast und Hellberg und uns Allen! Und weshalb? Um dieses abscheulichen Menschen willen."

Anna läßt die Schwester los und wendet sich ab.

„Das darf ich nun nicht mehr hören," sagt sie sanft.

Sie hofft, die Schwester werde sich besinnen, ihr nacheilen und sie zurückhalten; aber diese geht trotzig davon. Ihr Herz ist voll Haß und Eifersucht und voll gekränkter Liebe.

„Mich hätte man gewiß ein „„abscheuliches Mädchen"" nennen können, ohne daß sie davongegangen wäre," murmelt sie zornig. Sie schließt sich in ihrem Zimmer ein und kommt den ganzen Tag über nicht wieder zum Vorschein.

Unten bleiben die Drei traulich beisammen.

„Nun müssen wir auch Verlobung feiern," sagt Anna und bringt eine Flasche alten Rheinwein. Hell klingen die Gläser.

„So klangen sie auch vor nun bald dreißig Jahren, da ich mit Deiner Mutter zum ersten Male anstieß," sagte der Pfarrer und er-

zählte nun von seiner Verlobung. Es gehen die Jahre dahin, es wechseln die Formen; die Gefühle bleiben ewig dieselben!

„Nun will ich es machen, wie mein Schwiegervater selig es damals machte," schloß der Pfarrer, „und will Euch allein lassen."

Damit kehrte er wieder in sein Arbeitszimmer zurück.

„Nun mußt Du Dich dort in den Lehnstuhl setzen," sagte Heinz.

„Warum?"

„Weil ich es so will."

„Das ist über und über Grund genug, es zu thun. So, und was nun?"

„Nun mußt Du die Hände unter den Kopf legen."

„Ist es so gut?"

„Nein, noch nicht ganz. Die Flechten müssen mehr hervorquellen. Siehst Du, so wäre es ungefähr recht, wenn Dein Haar nicht schwarz wäre, sondern braun."

„Liebster Heinz, das kann ich leider nicht ändern."

„Nein, das kannst Du nicht ändern."

Heinz hatte sich auf einen Schemel zu ihren Füßen gesetzt und sah ihr traumvergessen in's Antlitz.

„Nun, und was muß ich jetzt thun?"

„Jetzt mußt Du mir ein Mährchen erzählen; aber erst mußt Du die Hände wieder unter dem Kopfe hervorheben und sie mit den meinen verschränken. So — nun kannst Du erzählen."

„Es war einmal ein kleines, einfältiges Mädchen —"

„Nein, es muß eine kleine, kluge Prinzessin sein."

„Gut; es war einmal eine kleine, kluge Prinzessin, die war ihres Vaters einziges Kind. Er hatte wohl auch andere Kinder gehabt, die waren aber alle jung gestorben. Da liebte denn der Vater das kleine Mädchen über alle Maßen."

„Dann war er ein sehr lieber Mann."

„Das war er. Er war aber auch ein sehr reicher und mächtiger Mann, darum konnte er aus aller Welt kluge und weise Frauen kommen lassen, ihm das Kind zu erziehen. Da war die Eine, eine würdige, alte Frau, die kannte die ganze Vergangenheit und wußte von Allem und Jedem, das je die Sonne beschienen. Sie wußte, wer vor viel hundert Jahren dort oben in der Burg gehaust, die jetzt von

jenem Berggipfel in Trümmern auf das Königsschloß herniederschaut, und sie erzählte die schönsten Geschichten von Königen und Königskindern, von schönen Helden und edlen Frauen. Sie war immer sehr ernst und streng, was wohl daher kam, daß sie oft auch von blutigen Schlachten und wildem Aufruhr erzählte; aber die Prinzessin liebte sie doch.

„Dann war da eine andere Frau, die war ein wenig geschwätzig. Sie war weit herum gewesen in der Welt, hatte viele Länder und Menschen gesehen, kannte alle Berge und Thäler und wußte sie mit Namen zu nennen. Sie wußte, wo der Bach blieb, der an der Königsburg vorübereilte, und erzählte, wo der Reis herkam im Pudding und der Zucker auf dem Kuchen.

„Da war eine Dritte, das war eine praktische Frau. Die kannte Alles um sich her und wußte von jedem Dinge die ganze Verwandtschaft. Sie wußte wie das Gras wuchs, wie die Vögel hießen, die in den Bäumen sangen, und die Käfer, die durch das Moos krochen. Wenn sie mit der Prinzessin im Burggarten war und diese sich eine Blume brach und sich an ihrem Dufte erfreute, dann sagte sie: „Das ist Alles noch gar nichts. Dort und dort hat diese Blume eine Cousine im sechsten Grade — wie die blüht! Wie die duftet!

„Dann war da noch eine Vierte. Die stand bei den Dreien nicht eben in großem Ansehen und wurde nicht recht für voll angesehen. Sie hatte weißes Haar, aber ein rothes, frisches Gesicht. Sie trug immer ein sehr kurzes Kleid, an dem eine schneeweiße Schürze befestigt war, und hatte die Aermel weit zurückgeschlagen. Sie backte die schönsten Kuchen und hatte immer eine ganze Menge großer Töpfe um sich, irdene und gläserne. Die stopfte sie voll bis an den Rand und band ein Tuch darüber, damit nichts heraus konnte. Sie war eine resolute Person und ein wenig kurz angebunden, aber die Prinzessin liebte sie sehr.

„Das waren die weisen Frauen, die über die Prinzessin wachten. Dann hatte sie aber noch ein paar Gespielinnen, die ihr der Vater ausgesucht hatte, damit sie nicht so gar allein erwachse.

„Die eine war ein tolles, ausgelassenes Mädchen. Was die erste der weisen Frauen erzählte, das machte sie sich auf ihre Weise zurecht und gab es dann anders wieder. Hatte die Alte von einem

Helden erzählt, so wurde nun ein Halbgott daraus und aus der Schlange wurde ein gräulicher Lindwurm. Sie war nicht ganz zuverlässig und übertrieb gern ein wenig. Auch liebte sie es, die kleine Prinzessin gruseln zu machen und malte darum zuweilen etwas in's Schwarze.

„Die zweite Gespielin war von anderer Art. Von der Vergangenheit sprach sie nie, nur von der Zukunft. Ach, wie herrlich sprach sie! Sie hatte die schönsten Bilder. Wenn die Prinzessin sie fragte: „„Wo werde ich nach zehn Jahren sein?"" dann zeigte sie ihr ein Bild, auf dem war die Prinzessin deutlich zu sehen. Sie trug ein weißseidenes Kleid und einen Myrthenkranz im Haar und stand in einer weiten, großen Kirche. Dann fragte die Prinzessin: „„Wer wird neben mir stehen?"" „„Der Rechte!"" gab die Gespielin zur Antwort. „„Und woran soll ich ihn erkennen?"" „„An drei Dingen. Daran sollst Du ihn erkennen, daß er einen Blick hat wie ein Adler, der über den Menschen schwebt; daran, daß er eine hohe Stirn hat, in der Platz ist für große Gedanken; und endlich daran, daß sein Mund so fest geschlossen ist, daß er nie nein sagen kann, wenn er einmal ja gesagt hat. Und noch an einem Umstande sollst Du erkennen, ob er der Rechte ist. Daran, daß, wenn Du in seinem Arme liegst, ich von Deiner Seite verschwinde und Du mich nicht vermissen wirst.""

„So sprach die Gespielin oft, wenn sie allein war mit der Prinzessin; denn wenn die alten Frauen dabei waren, dann suchte sie nur zu erklären, was diese eben erzählten.

„So wuchs die Prinzessin heran und als sie ein großes Mädchen geworden war, gefiel sie vielen Männern, und die Prinzen kamen von weit und breit und freiten um sie. Unter ihnen aber war einer, den hielt sie für den Rechten; denn er hatte einen Blick wie ein Adler, der über den Menschen schwebt und er hatte eine hohe Stirn, in der Platz war für große Gedanken, und er hatte einen Mund, der so fest geschlossen war, daß er nicht nein sagen konnte, wenn er einmal ja gesagt hatte. Da war die Prinzessin voll Jubel, schmückte sich und rüstete sich, und das ganze Schloß und seine Bewohner schmückten sich und rüsteten sich zur Hochzeit. Als aber die Prinzessin mit dem Prinzen vor dem Traualtare stand, da sah sie, daß ihre Gespielin

neben ihr war. Das that der Prinzessin sehr leid, denn sie hatte den Prinzen sehr lieb. Dann freute sie sich aber auch darüber, denn sie liebte auch die Gespielin.

„Mit den Beiden zog die Prinzessin nun hinaus aus dem väterlichen Schlosse, hinein in die weite Welt. Da erfuhr sie viel Leid, und als sie in ihres Vaters Schloß zurückkehrte, da war sie wieder allein und nur die Gespielin war bei ihr. Die tröstete sie so gut sie konnte. Da kam nach Jahr und Tag ein anderer Mann und kehrte ein im Schlosse. Der war kein Prinz, er war nur ein deutscher Student; aber als er in den Saal trat, da eilte die Gespielin auf die Prinzessin zu, küßte sie stürmisch und rief: „„Nun hast Du mich nicht mehr nöthig, das ist der Rechte!““ Dann verschwand sie. Die Prinzessin rief sie nicht zurück und vermißte sie nicht, obgleich sie ihrer freundlich gedachte, denn Jener war der Rechte.“

Anna schwieg.

„Nun?“ fragte Heinz.

„Nun ist die Geschichte zu Ende.“

„Wie schade!“

„Ja, dabei läßt sich nichts thun. Nun mußt Du mir sagen, warum ich im Lehnstuhle liegen und meine Hände in Deine verschränken und Dir ein Mährchen erzählen mußte.“

„Das will ich Dir sagen, Anna. Weil ich, als ich ein kleiner Knabe war, eine Mutter hatte, eine heißgeliebte Mutter. Sie war sehr krank und da saß ich denn oft zu ihren Füßen, wie jetzt zu Deinen, und sah ihr in's Gesicht, wie jetzt in Deines, und hörte ihr Mährchen, wie jetzt Deines. Ach, meine Mutter starb. Seitdem bin ich umhergeirrt durch die weite Welt, lieblos, freudlos. Nun habe ich wieder ein Herz gefunden, Liebe gefunden, da will ich dort wieder anfangen, wo ich einst aufhören mußte.“

Anna sprang auf und umschlang seinen Hals.

„Du bist der Rechte, Heinz,“ sprach sie leise; „Du läßt die Geliebte dort anfangen, wo die Mutter aufhörte.“

Verzaubert.

Es waren ein paar Wochen seit der Verlobung vergangen, ehe Hellberg sich entschloß, Lindenruh zu besuchen, um seine Cousine zu beglückwünschen. In der Thür begegnete ihm Marie.

„Du kommst wohl mit einem allerunterthänigsten Glückwunsche?“ fragte sie spöttisch.

„Ja, mit einem Glückwunsch allerdings.“

„Und der ist sehr aufrichtig gemeint?“

„Sehr aufrichtig, Marie.“

Marie erfaßte seinen Arm und führte ihn ein wenig bei Seite. Dann sagte sie mit vor Leidenschaft zitternder Stimme:

„Du bist unbeschreiblich feig. Ich wünschte, ich wäre ein Mann, dann sollte Alles bald anders werden.“

„Was würdest Du denn thun, Marie?“

„Ich würde ihn fordern und ihn niederschießen. Lächle nicht, Hellberg, hörst Du, lächle nicht. Da ist nichts Komisches. Ich kann es nicht thun. Wenn ich ihn forderte, so würde er vielleicht die Frechheit haben zu lächeln, wie Du jetzt, und würde mich abweisen, aber thue Du es. Dieser Mensch ist ein Zauberer, der es Anna angethan hat. Sie ist wie eine Marionette, die nach seinem Willen weint und lacht, fröhlich ist und traurig. In vier Wochen muß er sie überdrüssig sein und sie mißhandeln.“

Hellberg sah verwundert in Mariens glühendes Gesicht.

„Kind, was weißt Du von solchen Dingen,“ sagte er.

Sie gingen unterdessen langsam bergan, vom Hause weg. War es die Steile des Berges oder der Gegenstand des Gespräches — sie athmeten kurz und schwer.

„Wenn sie thut, was er will,“ fuhr Hellberg fort, „so wird er mit ihr zufrieden sein und sie nur noch mehr lieben.“

Während er sprach, sah er Marie an, als ob er beobachten wollte, ob sie an die Aufrichtigkeit seiner Worte glaube. Sie erwiderte seinen Blick und sagte dann in ihrer kurzen, wegwerfenden Weise:

„Geh', das glaubst Du selbst nicht."

„Warum nicht?"

„Unsinn! Sollen wir jetzt Silben stechen und uns an Worte klammern? Wir müssen handeln."

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her. Endlich sagte Marie:

„Wirst Du ihn fordern?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Was wäre damit gewonnen?"

„Du mußt ihn niederschießen!"

„Und dann?"

„Nun, dann wäre er weg."

„Wäre aber auch der Zauber, den er auf Anna ausübt, weg?"

„Mit der Zeit gewiß."

„Wie aber, wenn Du Dich täuschest? Wenn er sie so umstrickt hätte, daß sein Fall sie mitreißt? Was dann?"

Sie waren bis zur Mitte des Bergabhanges gekommen. Dort stand unter einer Eiche eine Moosbank, von der aus man das Thal übersah. Sie lag auf der Schattenseite, aber die andere Thalwand lag bereits im hellen Sonnenscheine da und bald mußten die Strahlen der Sonne auf das Pfarrhaus unten im Thale fallen. Der Morgen war ungewöhnlich frisch, die Landschaft unendlich lieblich; aber die Beiden dachten an andere Dinge und wurden nichts davon gewahr.

„Hier sitzen sie jetzt immer," sagte Marie, indem sie stehen blieb und auf die Moosbank wies, ohne doch selbst hinzusehen. „Da kannst Du sie Dir vorstellen."

„Also hier!"

„Ja, hier. Nimm Dir doch Moos mit von der Bank zur angenehmen Erinnerung."

„Ich bedarf keines äußeren Erinnerungszeichens, Marie. Ich werde diese Stätte ohnehin nie vergessen."

„Nicht? Willst Du hier einmal eine Kapelle bauen?"

„Auch das wäre möglich, Marie. Pflegen wir doch an den Orten, an welchen Leute verunglückt sind, ein Kreuz aufzurichten."

Marie wandte sich kurz um und eilte dem Thale zu.

Hellberg blieb stehen und schaute ihr nach. Er sah, wie sie stürmisch bergab lief, mehr sprang als ging, bis sie endlich in den Gärten verschwand.

„Welch eine maßlose Leidenschaftlichkeit," dachte er. „Diese beiden Schwestern, die sanfte Anna und die wilde Marie — wie unähnlich sind sie einander und doch wie ähnlich! Von dem einen Gefühle ganz beherrscht, muß in ihnen jede andere Empfindung völlig weichen. Und ich? Bin ich nicht kalt und gefühllos? Nein, nein. Fort mit solchen Gedanken! Habe ich umsonst mein Leben lang darnach getrachtet, mir die Ruhe der Seele zu wahren? Maßvoll und gerecht durch's Leben zu gehen? Soll ich jetzt der Leidenschaft gestatten, mir den klaren Blick, den gerechten Sinn zu trüben, zu verwirren? Anna liebt ihn. Sie wird sich ihm hingeben ganz und gar. Sie wird keine andern Gedanken haben, als die seinen, keinen andern Wunsch als den, ihm zu gefallen. Er wird ihre schrankenlose Liebe Anfangs hinnehmen wie etwas Selbstverständliches, wie etwas Angenehmes, denn sie wird seiner Eitelkeit schmeicheln. Dann wird sie ihm langweilig werden. Ein Mensch wie er braucht Aufregung und Kampf. Der Instinkt des Hasses hat Marie richtig fühlen lassen. Er wird sie reizen, um sie zum Kampfe zu bringen. Das wird mißlingen. Nun wird sie ihm einfach lästig werden. So wird es, so muß es kommen. Darüber kann ich mich keiner Täuschung hingeben. Ich kann Heinz, kann Anna nicht zürnen. Ihr Geschick muß sich erfüllen. Kann ich dem Schicksale in den erhobenen Arm fallen und ihm gebieten?"

Als Hellberg nach ein paar Stunden in's Pfarrhaus trat, sah er so ruhig und gleichmüthig aus wie immer.

Marie war unterdessen nach Hause und auf ihr Zimmer geeilt. Sie war bis in's innerste Herz empört über den Vetter. Der Wunsch, sich des gehaßten Mannes, den sie als Nebenbuhler in der Gunst der angebeteten Schwester und als den gefährlichsten Feind derselben ansah, zu entledigen, ließ sie nicht daran denken, daß ihr Ziel nur durch ein Verbrechen zu erreichen war, daß jeder Schlag, der gegen Heinz geführt wurde, auch Anna treffen mußte. In dem aufgeregten Zustande, in

dem sie sich befand, erblickte sie in Hellbergs Weigerung nur Mattherzigkeit, ja Feigheit.

„Läßt Du mich auch im Stiche," murmelte sie zornig, „so kenne ich doch einen Anderen, der muthiger und entschlossener ist."

Sie schrieb ein Briefchen an Hanning, in welchem sie ihn bat, sich womöglich gegen Sonnenuntergang an einer näher bezeichneten Stelle des Waldes einzufinden. Sie habe mit ihm Wichtiges zu verhandeln. Dann lief sie mit dem Briefe in's Dorf und schickte ihn durch einen Knaben nach Fischersbach. Vor der Thür des väterlichen Hauses traf sie mit Hellberg zusammen und schlüpfte mit einem so triumphirenden Gesicht an ihm vorüber, daß dieser die mühsam erkämpfte Ruhe fast verlor. Seine Erregung klang noch in der Stimme nach, als er Anna seinen Glückwunsch darbrachte.

„Ich wußte, daß Du an meinem Glücke theilnehmen würdest, Johannes," sagte sie, indem sie ihm herzlich die Hand drückte; „warst Du mir doch im Unglück ein treuer Genosse. Komm, setze Dich her zu mir und erzähle, warum Du so lange nicht bei mir gewesen bist."

Das Gespräch kam natürlich bald auf Heinz, denn wovon kann eine leidenschaftlich liebende Frau anders reden, als von ihrem Lieblinge?

„Warum ist er nicht hier?" fragte Hellberg.

„Ich erwarte ihn in jedem Augenblicke," war die Antwort.

Sie fragte darauf, wie Heinz in der Burschenschaft stehe, und bewies während des Gespräches sehr deutlich, wie sehr ihre ganze Seele von ihm eingenommen war. Nach ihrer Meinung hatte er in jeder Beziehung recht, was er that, war das Richtige; seine Gegner, deren Namen, wenn sie ihr unbekannt waren, sie sich zweimal nennen ließ, handelten durchaus aus unlauteren Motiven. Hellberg bekämpfte diese Ansicht, aber er sprach vergeblich, ja, sie wurde sogar zum ersten Male heftig.

„Du bist selbst sein Gegner," sagte sie. Sie sagte das in einem Tone, als ob damit eine völlige Verurtheilung Hellbergs ausgesprochen sei.

„In einer Beziehung gewiß," erwiderte dieser ruhig; „denn auch ich bin der Ueberzeugung, daß Heinz ein allzugroßes Gewicht auf

Aeußerliches legt, daß er Unrecht hat, wenn er den Schwerpunkt unserer Verbindung auf die Mensur verlegen will."

„Also Du findest, daß Heinz, weil er ein guter Fechter ist und damit großthun will, die Ziele Eurer Verbindung verrückt?"

„Ich glaube nicht, Anna, daß das die logische Folge aus meinen Worten ist."

„Also," fuhr Anna auf's Höchste erregt fort, „die Arminen finden, daß Heinz nur aus Beweggründen der Eitelkeit seine Kräfte der Verbindung widmet, nur aus Eitelkeit die Zeit, die er seinen Studien entzieht, im Interesse der Corporation verwendet? Nun wohlan, ich will dafür sorgen, daß der Anblick dieser eitlen Bestrebungen Eure edlen Herzen nicht länger verletzen soll! Keinen Tag mehr soll Heinz Eurer Verbindung angehören, keinen einzigen Tag."

Hellberg beobachtete mit schmerzlichem Erstaunen, wie sehr die Leidenschaft die sonst so ruhige und maßvolle Frau verändert hatte, wie heftig die sonst so Verständige geworden war, wie verkehrt, wie ungerecht ihr Urtheil. Selbst ihre Stimme erschien ihm anders; aus ihrem weichen, gedeckten Organe hörte er Heinzens scharfen, absprechenden Ton heraus. Marie hatte Recht, Anna stand unter einem Zauber — unter dem Zauber der Leidenschaft. Was sollte er noch bei ihr? Er stand auf und reichte ihr zum Abschiede die Hand. Sie nahm sie nicht.

„Es ziemt sich nicht, daß ich seinem Gegner die Hand reiche," sagte sie und sah ihn feindselig an.

„Ich bin nicht sein Gegner," sagte Hellberg traurig.

Er sprach die Wahrheit. Er fühlte in diesem Augenblicke sehr deutlich, daß die Beiden sich jetzt gegenseitig die Zuchtruthen banden, die sie zerfleischen mußten — er zürnte Heinz auch jetzt nicht — er bedauerte ihn.

Anna legte endlich zögernd ihre Hand in die seine.

„Ich gebe sie Dir nur, weil ich Deinen Worten glaube," sagte sie. „Ich gehöre zu ihm. Seine Gegner sind meine Gegner, wer ihn nicht liebt, kann auch mich nicht lieben. Was früher gewesen ist, das lösche ich aus meinem Gedächtnisse" — sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn — „er mag nun hineinschreiben, was er will."

Hellberg zuckte die Achseln und ging.

Anna blieb voll Unruhe zurück. Hatte sie recht gethan, ihm so zu begegnen? Daß sie so heftig gewesen war, machte sie mißtrauisch gegen sich selbst. Sie erinnerte sich der Worte Hellbergs und sah ein, daß er nichts für Heinz Verletzendes gesagt hatte; sie zog daraus aber nicht den Schluß, daß sie ihm eine Sühne schuldig sei, sondern folgerte daraus nur, daß jedes Zusammensein mit einem anderen Menschen als mit Heinz ihr Gefühl verwirren müsse.

„Ich muß künftighin nicht mehr mit Andern von ihm sprechen, denn auch die Guten verstehen ihn nicht; er ist ihnen zu groß." Damit schloß sie ihre Betrachtung.

Sie mußte heute lange auf Heinz warten und die Sommersonne stand bereits tief im Westen als er kam. Er hatte im historischen Seminar einen ärgerlichen Zwist gehabt, der ursprünglich rein wissenschaftlicher Natur war, den seine Heftigkeit aber bald auf das persönliche Gebiet hinübergeführt hatte. Er war darüber auch mit dem das Seminar leitenden Professor, einem überaus tüchtigen und ihm sehr wohlgesinnten Manne, hart an einander gerathen. Als er dies Abenteuer Anna und ihrem Vater erzählte, gerieth er wieder in großen Zorn und gebrauchte die derbsten Ausdrücke. Der Pfarrer, der mit dem Professor befreundet war und ihn als einen gemäßigten, gerechten Mann kannte, widersprach und bemühte sich, Heinz zu beweisen, daß er Unrecht habe; Anna aber stand zu ihm und sah mit Entzücken, wie wohl es ihm that, daß sie für ihn Partei nahm. Um ihm diese Freude zu machen, hätte sie schwarz für weiß und Eis für Feuer erklärt. Daran, daß sie ihn dadurch in seinem absprechenden, eigenwilligen Wesen nur noch bestärkte, dachte sie nicht; denn die Dinge zerfielen für sie nur noch in zwei Kategorien: in solche, die Heinz wohl, und solche, die ihm wehe thaten.

Für diesmal wirkten ihre Worte übrigens beruhigend auf Heinz. Nachdem sie eine heftige Rede gegen den schuldigen Professor beendet hatte, schloß er ihr den Mund mit einem Kusse und versicherte lachend, sie sei die beredtste Person von der Welt. Der Quell ihrer Beredtsamkeit sei so groß, daß sie selbst einer schlechteren Sache als der seinigen zum Siege verhelfen müsse, und so lange er an ihr einen so trefflichen Advokaten besitze, sei jeder Angriff auf ihn total vergeblich.

Der Pfarrer blieb bei seiner Meinung. „Sie sind sehr hochmüthig, Eichenstamm," sagte er, „sehr hochmüthig."

Heinz zuckte die Achseln. „Nur Lumpen sind bescheiden," erwiderte er. „Es ist nicht zu vermeiden, daß der hohe Sinn des Einen die Andern, welche niedriger denken, ärgert, beleidigt. Soll ich mich deshalb bemühen, zu denken wie sie? Tragen wir nicht den einzig competenten Beurtheiler unserer Gesinnungen, unserer Handlungen in uns selbst? Der Knabe, der mir widersprach (Heinz nannte den Studenten, mit welchem er in Zwist gerathen war, nur den „„Knaben,"" obgleich derselbe älter war als Heinz), brachte ganz abgeschmackte, alberne Dinge vor; warum sollte ich ihm das nicht sagen, warum ihn nicht zurechtweisen? Daß der Professor sich seiner Meinung anschloß, kann ich durchaus nur als persönliche Rancüne gegen mich betrachten; denn wenn er auch keine hervorragende Capacität ist, im Gegentheil, ich ihn nur für einen fleißigen, aber unbedeutenden Compilator halten kann, so viel Verstand muß er doch immerhin haben, um einzusehen, daß mein Gegner hellen Blödsinn sprach. Nicht wahr, Anna?"

Obgleich nun Anna über diesen Punkt unmöglich eine selbstständige Meinung haben konnte, so nickte sie ihm doch eifrig zu.

Dem Pfarrer schien die Gelegenheit günstig, dem künftigen Schwiegersohne einmal gründlich die Wahrheit zu sagen.

„Ich wünschte," begann er, „daß Sie sich selbst hören könnten, Eichenstamm; ich wünschte, daß Sie Ihre Worte ein paar Wochen lang durch fremde Ohren hören könnten. Sie werden es mir nicht glauben wollen, aber ich versichere Sie allen Ernstes, daß Sie nun alle Professoren der Hochschule für fleißige, aber unbedeutende Menschen erklärt haben. Und dieser, entschuldigen Sie den Ausdruck, dieser vorläufig noch durch nichts gerechtfertigte Hochmuth nimmt consequent zu. Es giebt für Sie keinerlei Autorität mehr. Wenn Sie von Waitz, von Droysen, von Giesebrecht sprechen, so gebrauchen Sie zwar nicht gerade diese Worte, wohl aber klingt die Melodie Ihres Lieblingsliedes: „„fleißige, aber unbedeutende Leute,"" beständig durch."

Anna blickte erschreckt auf den Vater, dann wandte sie sich besorgt zu Heinz.

„Vater scherzt nur," sagte sie, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte.

„Nein, mein Kind," erwiderte der Pfarrer. „Ich scherze durchaus nicht; es ist mein voller Ernst. Ich glaube, daß ich Eichenstamm einen guten Dienst erweise, wenn ich ihn auf diesen Fehler aufmerksam mache, und Du thätest gut, meinem Beispiele zu folgen. Wie sollen wir zur Selbsterkenntniß gelangen, wenn die uns Nahestehenden zu ängstlich sind, um uns ihre Urtheile über uns mitzutheilen. Eichenstamm weiß sehr wohl, daß meine Worte ihn nicht beleidigen sollen und er wird sie auffassen, wie sie gemeint waren. Nicht wahr, mein junger Freund?"

Damit reichte er Heinz die Hand hin, dieser aber wies sie rauh von sich und sprang hastig auf.

„Ich glaubte bei Ihnen auf Theilnahme und Verständniß rechnen zu können, Herr Pfarrer," rief Heinz zornig; „statt dessen scheinen Sie es darauf abgesehen zu haben, mich zu beleidigen. Ich bin der Mann nicht, der sich so etwas gefallen läßt."

Damit ergriff er seine Mütze und stürmte hinaus. Der Pfarrer zuckte die Achseln, lächelte der Tochter gezwungen zu und ging in sein Zimmer. Anna eilte, ohne ein Wort zu sagen, Heinz nach. Als sie ihn, nicht ohne Mühe, eingeholt hatte, legte sie ihren Arm in den seinigen und schritt neben ihm her. Anfangs ließ er den Arm, den sie ergriffen hatte, herabfallen, dann besann er sich aber eines Besseren und faßte ihre Hand. So gingen sie schweigend zu ihrem Lieblingsplatze unter der Eiche. Von dort aus war die scheidende Abendsonne, die drüben in ein rosenrothes Wolkenmeer hinabzutauchen schien, noch sichtbar, während die Häuser im Thale sich allmälig in Dunkelheit hüllten. Dann sank die Sonne hinab und nur noch ihre Strahlen reichten als breite, hellrothe Streifen bis zu den Lämmerwölkchen am Zenith.

Heinz war bis in's innerste Herz erregt. Er mußte sich sagen, daß der Pfarrer recht hatte; er erkannte gar wohl, daß er sich wirklich so ziemlich über alle Professoren in der ihm vorgehaltenen Weise geäußert hatte und empfand lebhaft, wie lächerlich das sei; aber eben darum war er voll Zorn, denn seine Eitelkeit war auf's Tiefste gekränkt.

„Mein theurer Heinz," begann Anna, „Du mußt dem Vater sein hartes Wort nicht allzusehr verdenken. Es ist natürlich, daß der

ältere Mann den jüngeren nicht versteht; er meint es aber gewiß nur gut. Männer, die weit über das Mittelmaß der Menschen hervorragen, dürfen es den Leuten nicht übel nehmen, wenn diese nicht geneigt sind, ihre überlegene Begabung sogleich anzuerkennen. An und für sich müßte es ja gewiß getadelt werden, wenn ein Jüngling so über erprobte Männer aburtheilt; der Fehler des Vaters liegt nur darin, daß er Dich mit demselben Maße mißt, wie die Andern. Halte Dich an mich, Heinz. Ich verstehe Dich vollständig. Ueber die Gelehrsamkeit der Fischersbacher Professoren habe ich ja kein Urtheil; aber daß sie nichts weniger als sehr begabt sind, davon bin ich überzeugt. Ich kenne die meisten von ihnen. Die stete, jahrelange Beschäftigung mit den Wissenschaften hat ihnen einen gewissen Schulverstand gegeben. Wenn sie über Gegenstände, welche in ihr Fach schlagen, reden, kann man ihnen mit Vergnügen zuhören; aber sobald das Gespräch auf andere Dinge kommt, weisen sie meist nur eine geringe Begabung auf."

Obwohl nun Heinz Anna's Worten mit Wohlgefallen lauschte und obgleich sie seinem Herzen ebenso wohlthaten wie seiner Eitelkeit, so war er doch innerlich zu klug und zu wahr, um nicht einzusehen, daß sie nicht eben das Richtige enthielten.

„Mein liebes Herz," sagte er, „ich danke Dir, daß Du so warm für mich eintrittst; aber darin hat der Vater denn doch recht, daß Jene sich bereits bewährt, während ich noch nichts Positives geleistet habe."

„Nicht doch, Heinz," eiferte Anna. Durchaus nicht. „Der gewöhnliche Mensch erhält seine Bedeutung erst durch das, was er leistet; er ist gleichsam eine Null, die erst durch ihr vorgesetzte Thaten Bedeutung erhält. Das Genie ist etwas an und für sich, seine bloße Existenz ist schon seine Berechtigung zu existiren. Du darfst Dich nicht geringer machen als Du bist, Heinz; Dir ziemt es nicht, bescheiden zu sein."

Heinz drückte sie zärtlich an sich. Was sie sagte, klang seinem Ohre plausibel; zumal der Passus, der vom Genie handelte, gefiel ihm überaus.

Während Heinz sich in dem Gefühle berauschte, nun gefunden zu haben, wonach er sich so heiß und leidenschaftlich gesehnt hatte, ein Wesen, das ihn ganz verstand, eine Liebe, die schrankenlos, völlig

selbstvergessen war, während sein Auge mit Entzücken auf der schönen Frau ruhte, welche die Liebe zu ihm zu seiner Sklavin gemacht hatte — harrte, kaum ein paar Tausend Schritte von ihm entfernt, Marie voll Ungeduld des Freundes, um durch ihn die Schwester zu rächen, noch ehe sie verrathen war.

Hätte man Marie, während sie unruhig zwischen den Buchenstämmen hin und her schritt, gesagt, daß sie eben jetzt Alles aufbiete, um ein Verbrechen herbeizuführen, sie wäre heftig erschrocken und hätte ihr Vorhaben aufgegeben; so aber folgte sie, ohne sich der Tragweite ihres Thuns irgend bewußt zu werden, nur dem Zuge ihres leidenschaftlichen, von Eifersucht und Haß erfüllten Herzens und harrte voll Ungeduld Hannings.

Dieser hatte Mariens Brief mit der größten Verwunderung gelesen. Was hatte das zu bedeuten? Wozu das Geheimnißvolle? Er stand mit Marie durchaus auf dem Neckfuße; was konnte sie veranlassen, ihn zu einem so geheimnißvollen Rendezvous einzuladen?

In solcher Lage stellte er das gestörte Gleichgewicht seiner Empfindungen zunächst dadurch wieder her, daß er sich, obgleich er in seinem Zimmer ganz allein war, mehrere Male auf den Kopf stellte. Sodann begab er sich zu Fräulein Eulalie Kluge und erlangte durch ihre Vermittelung eine Portion Cotelettes und vier Dutzend Krebse, nebst einem großen Steinkruge Bier.

Nachdem er sein Frühstück unter mehrfachem Kopfschütteln und tiefem Nachdenken zu sich genommen hatte, stieß er den Ruf: „Ich hab' es!" so laut und gellend aus, daß er Fräulein Rosalie, die sich im Nebenzimmer befand, so sehr erschreckte, daß sie nach ihrer eigenen, im reinsten Hochdeutsch abgegebenen Erklärung beinahe in Ohnmacht gefallen wäre. Diese Erklärung konnte auf einen Mann, der soeben kräftig gefrühstückt hatte, keinen großen Eindruck machen; Hanning begnügte sich daher, mit einem wohlgefälligen Grinsen zu versichern, daß es offenbar auf eine Fopperei angelegt sei, und ging davon, es der jungen Dame überlassend, sich aus seinen letzten geheimnißvollen Worten einen Vers zu machen.

Als Hanning am Abende die ziemlich steile Wand einer Schlucht heranklomm, an deren Rande er Marie erblickt hatte, rief er in seiner albernen Weise:

„Guten Morjen, Fräulein Marie, Burgfräulein — Söller — winken — herbeieilen — Vieh — Sacktuch — Handschuh — Kuß.“

Als er aber, oben angelangt, ihr Gesicht erblickte, erschrak er.

„Wie sehen Sie aus, Fräulein Marie!“ rief er. „Was ist geschehen? Verzeihen Sie meine unpassenden Späße, ich wußte nicht, daß es sich um etwas Ernstes handelt.“

Marie nickte ihm nur leicht zu und ging schweigend ein paar Dutzend Schritte in den Wald hinein. Dann blieb sie stehen und lehnte sich an einen Baum. Hanning, der ihr gefolgt war und ihr seltsames Gebahren mit der größten Verwunderung betrachtete, blieb ebenfalls stehen.

„Sind Sie mein Freund, Hanning?“ fragte sie.

Hanning war durch Mariens entstelltes Aussehen und ihre feierliche Rede wirklich in Angst versetzt; aber er war so sehr daran gewöhnt, nur in einem albernen Tone zu sprechen, daß er auch jetzt nicht umhin konnte zu erwidern:

„Ich bin Dein Freund, sprach der Fuchs zur Henne.“ Da ihm aber in demselben Augenblicke einfiel, daß sein Scherz sehr zur unrechten Zeit komme, so fügte er noch ein „Pardon“ und eine tiefe Verbeugung hinzu und schwieg dann.

„Sind Sie auch bereit, mir Ihre Freundschaft durch Thaten zu erkennen zu geben?“ fragte Marie weiter, ohne, wie es schien, die Abschweifung, die er sich erlaubt hatte, irgend zu beachten.

Hanning fuhr sich erst mit der Scheide der Hand über die Gurgel, führte die Bewegung aber nicht ganz zu Ende, ließ die Hand fallen und versicherte:

„Ich bin bereit. Was soll ich thun?“

„Sie“ — Marie zögerte ein wenig, während sie ihn scharf ansah — „Sie sollen Eichenstamm fordern.“

Hanning trat einen Schritt zurück.

„Wen?“ fragte er. „Eichenstamm?“

„Ja, Eichenstamm.“

Hanning traute offenbar seinen Ohren nicht und da er gewohnt war, in solchen Fällen seinem Verständnisse dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er seinen Körper in eine andere Lage versetzte, so kletterte er zunächst an dem neben ihm stehenden Baume empor, bis

er einen niedrig gelegenen Ast erreicht hatte, setzte sich dann rittlings auf denselben und fragte nun von oben:

„Hat er Sie denn beleidigt?"

„Nein."

„Ist die Verlobung mit Ihrer Frau Schwester auseinandergegangen?"

„Nein, leider nicht."

Hanning schwenkte das eine Bein über den Ast und ließ sich wie einen Klotz herabfallen.

„Ja, aber warum soll ich ihn dann fordern?" fragte er, als er wieder auf den Beinen stand.

„Weil er meine arme Schwester sehr unglücklich machen wird."

„Ja, aber — abwarten — Kirschen essen, Fräulein Marie — das weiß man doch noch nicht ganz gewiß. Vielleicht macht er sie auch noch sehr glücklich. Solche Fälle kommen vor. Ich für meine Person könnte mich auch nicht entschließen, Eichenstamm zu heirathen — bei Gott nicht — und es freut mich, daß es Ihnen ebenso zu gehen scheint; aber deshalb dürfen wir doch nicht annehmen, daß es Allen so geht. In meinem väterlichen Dorfe lebte ein Schuster, früherer Husar, Jacob Krett, der war —"

Marie unterbrach ihn heftig: „Wollen Sie ihn fordern oder nicht?"

„Wen? Jacob Krett? Er ist schon todt."

Marie wandte sich um und ging mit raschen Schritten in den Wald. Hanning folgte ihr und suchte sie vergeblich zu bewegen, still zu stehen. Ihr ganzes Gebahren mußte in ihm nothwendig den Gedanken wachrufen, ob sie nicht am Ende geisteskrank sei, ein Gedanke, bei dem ihm der Humor ganz und völlig ausging.

„Liebes Fräulein," sagte er sehr ernsthaft, „ich bitte Sie inständigst, noch einen Augenblick stillzustehen und mich anzuhören."

Marie blieb stehen.

„Sie verlangen von mir," fuhr Hanning fort, „daß ich Eichenstamm fordere. Einmal kann ich das nicht, weil er mit mir in derselben Verbindung ist; indeß — ich könnte austreten. Zweitens aber kann ich ihn auch deshalb nicht fordern, weil man in solch einem Falle doch irgend einen Grund angeben muß und ich doch unmöglich

sagen kann: „„Ich fordere Eichenstamm, weil er nach der Ansicht von Fräulein Marie deren Schwester, Frau von Oehe, unglücklich machen wird.““ Das geht doch nicht, Fräulein Marie, das müssen Sie doch selbst einsehen. Drittens und endlich kann ich ihn auch aus dem Grunde nicht fordern, weil es mir gegen das Gewissen geht. Handelte es sich hier um eine einfache Studentenmensur, so wäre ich natürlich auf den ersten Wink bei der Hand; aber mit einer solchen kann Ihnen ja nicht gedient sein. Soll Ihnen geholfen werden, so muß ein Mensch zum Krüppel geschossen oder getödtet werden. Bedenken Sie wohl, was das heißt, Fräulein Marie. Bei solchen Dingen bin ich nicht dabei. Offen gestanden, ich bin in Verwunderung, daß Sie an mich eine solche Aufforderung richten. Ich bin überzeugt, Fräulein Marie, daß Sie sich der Tragweite Ihres Planes gar nicht bewußt geworden sind. Sie verlangen von mir, ich soll meinen früheren Leibfuchs, meinen jetzigen Senior, ich soll Heinz Eichenstamm, den ich, trotzdem, daß er sehr hochmüthig, üppig und oft unwirsch ist, so lieb habe wie meinen Bruder, diesen Mann soll ich fordern? Nein, Fräulein Marie, so etwas dürfen Sie von mir nicht verlangen, so etwas dürfen Sie selbst nicht wollen. Solch ein Gedanke kann Ihnen wohl einmal durch den Kopf gehen, weil Sie heißblütig sind und rasch im Empfinden; aber Sie müssen ihn hinausweisen. „„Wirf den Bock hinaus,““ sagte meine Mutter, wenn wir eigensinnig wurden, „„pack' den bösen Bock an den Hörnern und wirf ihn hinaus.““

Marie brach in heftiges Schluchzen aus.

Hanning, dem der Anblick in's Herz schnitt, war im Begriffe, ihrem Beispiele zu folgen, hielt sich aber die Thränen mannhaft fern, indem er mit zitternder Stimme eine unsäglich alberne Geschichte aus seinem väterlichen Dorfe erzählte. Er sprach überhaupt immerfort, weil ihm ein richtiges Gefühl sagte, er erleichtere es dadurch Marie, sich zu fassen.

Nach einiger Zeit sagte sie dann auch ruhiger: „Sie haben ganz recht, Hanning. Ich wußte nicht, was ich that. Verzeihen Sie mir meine thörichte Bitte.“

Sie reichte ihm die Hand, die er mit seinen beiden umfaßte und herzlich drückte.

„Nun wollen wir nach Hause gehen, Fräulein Marie,“ sagte er.

Sie nickte mit dem Kopfe und sie gingen nun Beide durch den allmälig dunkelnden Wald dem Dorfe zu.

„Darf ich Ihnen jetzt die Geschichte aus meinem väterlichen Dorfe, die Geschichte von Jacob Krett, zu Ende erzählen?“ fragte Hanning. „Ich lasse eine angefangene Geschichte höchst ungern unbeendet.“

Marie lachte zum ersten Male wieder.

„Erzählen Sie,“ hieß es.

„Nun also, Jacob Krett war ein Schuster, ein ehemaliger Husar und gegenwärtig ein Säufer. Ich erinnere mich seiner noch ganz genau. Er trug immer einen alten Frack, den er sich, wer weiß wo, erworben hatte, und er war mit seiner kleinen Habe eben fertig, als er sich in das schwarze Gretchen, das hübscheste Mädchen im Dorfe, einer reichen Wittwe Tochter, verliebte. Das wäre noch nicht so allewelt auffallend gewesen; merkwürdig war aber, daß sich das schwarze Gretchen auch in ihn verliebte. Hören Sie auch, Fräulein Marie?“

„Ja, erzählen Sie nur weiter.“

„Passen Sie auf. Jetzt kommt zwar noch nicht die Moral, aber doch schon der Effect. Als Jacob Krett den ersten Kuß bekommen hat, schwört er, daß er am selben Tage den letzten Trunk gethan habe, und hält seinen Schwur. Die vertrunkene Habe bekommt er aber dadurch natürlich nicht zurück und bleibt nun zwar nüchtern, aber auch arm wie eine Kirchenmaus. Sie errathen, was kommt. Die Wittwe will nichts davon wissen, daß Jacob Krett ihr Schwiegersohn wird, und als die Tochter nicht von ihm läßt, obgleich die Mutter ihr in rührenden Worten vorstellt, daß sie an seiner Seite nothwendig unglücklich werden muß, da sperrt diese die arme Dirne ein und mißhandelt sie alle Tage, damit sie dem Unglücke, von Krett mißhandelt zu werden, entgehe. Die Sache kam schließlich vor die Gerichte und machte großes Aufsehen. Ist diese Geschichte nicht gut? Ist es nicht eine wahre Geschichte? Ich bitte Sie, Fräulein Marie, denken Sie mitunter an diese Geschichte. Einmal wäre mir das angenehm, weil bei dieser Gelegenheit sich nicht vermeiden ließe, daß Sie auch des Mannes gedenken, der diese Geschichte erzählt hat, dann aber auch um des schwarzen Gretchens willen.“

„Ich will an Ihre Geschichte denken,“ sprach Marie. „Ich verspreche Ihnen das.“

Unterwegs holten sie Anna und Heinz ein. Unten im Pfarrhause stellte ein herzlicher Händedruck das Einvernehmen wieder her und die Fünf verlebten noch einige heitere Stunden.

Nachdem Heinz und Hanning davongegangen waren und die Schwestern ihr Schlafzimmer aufgesucht hatten, setzte sich Marie, die sich in der letzten Zeit in der Regel ohne ein Wort zu reden, zu Bett gelegt hatte, wieder wie in alter Zeit auf ein Schemelchen zu Anna's Füßen, küßte der Schwester Hand und sagte warm:

„Wollen wir wieder sein, wie wir früher waren, ein paar treue Gefährten. An der Zukunft kann Niemand etwas ändern."

Anna drückte die Schwester herzlich an sich.

„Du weißt," sagte sie, „wie schwer ich darunter gelitten habe, daß etwas zwischen uns lag. Ist es auch traurig, daß unser Geschmack ein verschiedener ist, auseinanderbringen darf uns das nicht. Mir geht es übrigens glücklicher als Dir — mir gefällt ein gewisser Jemand sehr gut."

Marie sprang auf und fiel wieder einmal in der alten stürmischen Weise über die Schwester her, so daß diese sich vor ihren Küssen nicht zu retten wußte, bis sie es machte wie in alten Tagen, jeden Widerstand aufgab und sich geduldig der kräftigen Zärtlichkeit der Schwester fügte. Marie hob sie auf, trug sie im Zimmer auf und nieder wie ein Kind und setzte sie dann wieder auf den Stuhl.

„Du zerbrichst mir die Glieder," klagte Anna.

„So? Bin ich stark? Nun, sei nur ruhig, Dir thue ich nichts; im Gegentheil, schlimmsten Falls trete ich für Dich ein, trotz Krett und dem schwarzen Gretchen."

„Was heißt das?"

Marie lachte und verrieth ihr Geheimniß nicht.

„Also wieder gute Kameradschaft," sagte sie und umschlang die Schwester.

„Gute Kameradschaft, Marie."

Im Herrendienst.

Seit jenem Tage veränderte sich Maries Betragen gegen Heinz und die Schwester. Blieb sie auch nach wie vor dem Ersteren gegenüber schroff und abwehrend, so vermied sie es doch, ihn zu reizen und war zugleich gegen Anna die Alte. Ja, es schien, als ob sich ihre Zärtlichkeit und Sorgfalt verdoppelte, denn sie bewies der Schwester eine Rücksicht, die sonst eben nicht in ihrer Natur lag und Anna eines Tages zu der Bemerkung veranlaßte, daß Marie mit ihr umgehe, wie mit einer Kranken. Sie hatte erwartet, daß Marie über diese Worte lachen werde, diese aber sagte trocken: „Ja, wie mit einer, die schwer krank ist“ und ging davon.

Heinz war sehr glücklich. Sobald die Sonne über Mittag hinausgekommen, war er im Walde und auf dem Wege nach Lindenruh. Er hatte die letzten Jahre bunt und doch innerlich einsam verbracht, er hatte es mitunter sehr schmerzlich empfunden, daß er so ganz allein stand in der Welt. Jetzt gab es nun wieder einen Ort, wo man an ihn dachte, wo man ihn erwartete, ihn willkommen hieß. Dazu schien Anna allen Anforderungen zu entsprechen, die er in seinen kühnsten Träumen an das Schicksal gestellt hatte. Sie befriedigte seinen Verstand, denn sie war klug und gebildet, seine Eitelkeit, denn sie war sehr schön, seine Herrschsucht, denn sie that, was er wollte. Sie fügte sich, auch wenn seine Wünsche noch so thöricht und absonderlich waren, und er sah, wie wohl es ihr that, ihm ein Opfer zu bringen.

Als sie sich verlobt hatten, wollte sie die dunkeln Gewänder ablegen und sich in helle Farben kleiden; er verbot es ihr und sie ließ es. „In hellen Kleidern bist Du noch schöner,“ sagte er, „ich will nicht, daß auch andere Leute Dich bewundern.“ Er schrieb ihr den Schnitt der Gewänder vor. Sie durfte keiner Einladung folgen, —

„ich will nicht," hieß es wiederum, „daß die Leute Dich angaffen." So lebte sie denn so einsam, wie im Kloster.

Eines Tages, als er mit Hellberg und Hanning allein zusammen gewesen, hatte er, wie schon oft, seinen Gefühlen einen lebhaften Ausdruck verliehen. Er hatte Anna's Hingebung und den Zauber, den sie auf ihn ausübte, mit lebhaften Farben geschildert und sich glücklich gepriesen, daß ihm eine solche Gefährtin zu Theil geworden sei. Als Hellberg gegangen war, war Hanning noch zurückgeblieben.

„Senior," sagte er, „ich halte es für meine Pflicht, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß Du, ohne es zu wollen, mitunter in den Wunden eines anderen Menschen wühlst."

„Wie so?" fragte Heinz erstaunt.

„Sollte es Deinem Scharfblick entgangen sein," fuhr Hanning fort, „daß Hellberg Deine Braut liebt, und daß es für ihn sehr hart sein muß, Dein Entzücken anzuhören."

Heinz schlug sich mit der Hand gegen die Stirn.

„Du hast ganz recht," rief er, „ich will dafür sorgen, daß seine Wunden künftighin ungestört heilen können."

„Das ist hübsch, Heinz," erwiderte Hanning, „ich dachte mir schon, daß Du nicht wußtest, was Du thatest." Damit ging er.

Heinz meinte es anders, als Hanning glaubte. Nicht um Hellbergs Willen war er fest entschlossen, jeden Verkehr zwischen diesem und Anna künftig zu verhindern, nein, seinem eigenen eifersüchtigen Herzen war es längst unerträglich gewesen, daß der Vetter dort so zu Hause war. Er wußte sehr wohl, daß weder Hellberg noch sonst ein Sterblicher ihm gefährlich werden konnte, ihn in Anna's Liebe schädigen würde; aber es war ihm unleidlich, daß auch noch andere Leute sie liebten, mit ihr verkehrten. Er hätte sie am liebsten in irgend einem einsamen Winkel verborgen, an einem Orte, wo Niemand sie sehen, Niemand sie sprechen konnte, und es fiel ihm nicht ein, daß sein Verlangen nur erfüllt werden konnte, wenn Anna sich von Allem losriß, was sie liebte; daß die Erfüllung seiner Wünsche nur unter tiefem Schmerze des von ihm geliebten Wesens möglich war. Sein leidenschaftliches, selbstsüchtiges Herz wollte es so, — wenn sie ihn liebte, so schloß er, so mußte sie es auch so wollen.

Als er am andern Tage bei Anna war, sagte er ihr, daß sie gut thun würde, mit Hellberg zu brechen. „Er liebt Dich," sagte er, „darum darfst Du nun, da Du meine Braut bist, nicht mehr mit ihm verkehren."

Anna hatte den Vetter, mit dem sie zusammen aufgewachsen war, den sie als einen treuen, zu jeder Zeit erprobten Freund schätzte, sehr lieb. Sie wußte, daß sein Herz ihr eine Neigung widmete, welche sie nicht erwidern konnte, sie wußte aber auch, daß er sich keinen Illusionen hingab. Wenn er trotzdem gern mit ihr zusammen war, froh war über das kleinste Zeichen von Vertrauen, das sie ihm gab, — durfte sie, die ohne es zu wollen, ihm ohnehin so tiefe Wunden geschlagen hatte, ihm auch noch das geringe Glück rauben, das er im Zusammensein mit ihr fand?

„Ich verstehe Deine Besorgniß und ich achte sie," erwiderte Anna, „aber ich kann sie nicht theilen. Du beurtheilst Johannes nicht aus seinem Wesen heraus, sondern nach Dir. Ich weiß, daß er mich seit den frühesten Kinderjahren liebt, aber ich weiß auch, daß er sich schon sehr früh darin gefunden hat, seine Neigung unerwidert zu sehen. Ich glaube, daß er mich schon seit lange liebt, wie der Freund die Freundin."

„Du hast mich mißverstanden, Anna," rief Heinz. „Nicht um seinetwillen verlange ich, daß Du ihn meidest, sondern um meinetwillen."

„Wie, um Deinetwillen?"

„Ja, um meinetwillen!"

„Aber Heinz, Du bist doch nicht eifersüchtig auf Johannes?"

„Ja, ich will nicht, daß Du Freunde hast. Wozu bedarfst Du ihrer? Hast Du nicht mich? Genüge ich Dir nicht? Welchen Werth hat Deine Liebe, wenn sie Dein Herz nicht ganz ausfüllt, wenn sie in ihm noch Platz läßt für die Bilder anderer Leute."

„Heinz, ich habe Hellberg neulich um Deinetwillen beleidigt, soll ich ihn jetzt ganz von mir stoßen?"

„Das sollst Du. Wenn Du mich liebst, darfst Du nach dem Wohl und Weh' anderer Leute nicht fragen. Was kümmert es Dich, wie es in Hellbergs Herzen aussieht, was aus ihm wird? Du darfst nach keinem andern Herzen fragen, als nach meinem.

„Wie Du willst, Heinz," antwortete Anna innig, „Dein Wille ist mein Wille."

Sie war traurig, daß sie Hellberg wehe thun mußte, und doch wieder froh, dem Liebling ihrer Seele ein neues Opfer bringen zu können.

„Soll ich an ihn schreiben, Heinz?" fragte sie.

Heinz wollte selber mit ihm sprechen, aber Anna machte ihn darauf aufmerksam, daß Hellberg sich dann möglicherweise doch noch an sie selbst wenden würde. So fügte er sich denn und Anna schrieb Hellberg, daß sie von seinem Zartgefühl erwarte, daß er ihr väterliches Haus nicht mehr betreten werde, da Heinz es nicht wünsche. „Lebe wohl, mein lieber, lieber Johannes," schrieb sie, „und verzeih' mir, daß ich Dir die große Liebe, die Du stets für mich gehegt, nicht vergelten kann. Du wirst es nicht billigen, aber Du wirst es verstehen, daß es für mich nur noch ein Gesetz giebt — Heinzens Wille."

Als Heinz das nächste Mal mit Hellberg zusammentraf, war dieser kalt wie Eis. Heinz war das ganz recht. Was ging ihn Hellberg an! Er hatte ihn früher geliebt, obgleich sie sehr verschiedene Naturen waren, aber die Leidenschaft hatte ihn so erfaßt, daß er die alten Bande gleichgültig reißen sah.

Marie erfuhr durch Hanning davon. „Ihre Geschichte stimmt nicht," sagte sie. „Jacob Krett war noch ein Trunkenbold, als er um Gretchen freite.

„Heinz ist wie verwandelt," klagte Hanning. „Eins verspreche ich Ihnen, Fräulein Marie, sollte Ihre Ahnung Sie nicht trügen, so werden Sie mich an Ihrer Seite finden."

Als er am Abend mit Heinz zur Stadt zurückkehrte, fragte er plötzlich:

„Du hast Hellberg das Haus verboten. Mit welchem Rechte?"

„Möge er versuchen, zu kommen," erwiderte Heinz drohend.

„Er wird nicht kommen, aber ich frage Dich, mit welchem Rechte hast Du Anna dazu veranlaßt, ihrem Vetter und Freunde das Haus zu verbieten."

„Ich wüßte nicht, daß Anna oder ich verpflichtet wären, Dir über unsere Handlungen Rechenschaft abzulegen.

„Ich denke doch, daß unsere Freunde berechtigt sind, uns nach den Motiven unserer Handlungen zu fragen, wenn diese so absonderlich sind."

„Wer sagt Dir denn, daß Du mein Freund bist?"

„Heinz!"

„Du hältst es mit Hellberg, Du bist nicht mein Freund."

„Was ist Dir, Heinz, Du bist wie besessen."

„Durchaus nicht. Die Sache liegt ganz einfach. Wer mich lieb hat, der billigt, was ich thue; man tadelt nur die Handlungen von Feinden."

„Du verlangst also, daß Deine Freunde alles billigen, was Du thust?"

„Ich verlange von meinen Freunden, daß sie den Verkehr mit meinen Feinden abbrechen."

„Auch wenn Du sie Dir muthwillig zu Feinden gemacht hast?"

„Ja, auch dann."

„Dann bin ich Dein Freund nicht."

„Eben das ist meine Meinung."

Hanning kehrte um. Er ging langsam, denn er hoffte, Heinz würde ihn zurückrufen, aber es geschah nicht, und als er sich endlich umsah, war Heinz seinen Blicken entschwunden. Heinz kehrte allein zur Stadt zurück. Es war, als ob die eine Leidenschaft auch alle andern wieder in ihm angefacht hätte. Er war während der beiden letzten Jahre auf dem besten Wege gewesen, ein Anderer zu werden. Die stete Gesellschaft, in der er sich befand, hatte ihn daran gehindert, das alte Traumleben fortzuführen, hatte seinen Ehrgeiz auf die Erreichung möglicher Ziele gewendet. Er hatte unter den Commilitonen glänzen wollen, und er war Senior geworden, er hatte sich in der Wissenschaft auszeichnen wollen, und es war ihm in hohem Grade gelungen, die Aufmerksamkeit der Professoren auf sich zu lenken. Er war auch da nicht eigentlich liebenswürdig gewesen, er war immer rauh und absprechend, heftig und hochmüthig, aber er erschien vielleicht eben deshalb um so einnehmender, wenn es ihm gefiel, freundlich und sanft zu sein. Jetzt aber fühlte er die alten Dämonen, die schon des Knaben Brust zerrissen hatten, wieder erwachen. Die Eifersucht lebte in voller Kraft

wieder in ihm auf, der Hochmuth raubte ihm die Vernunft, der Jähzorn die Besonnenheit.

„Ich will sie ganz besitzen oder gar nicht," sagte er entschlossen. Darnach handelte er.

Anna hatte noch aus der Kinderzeit her eine Freundin, die sie sehr liebte, und das umsomehr, als diese an demselben Orte verheirathet lebte, in welchem auch Anna's kurzes Eheglück dahin gegangen war. Julie, so hieß die Freundin, hatte Anna damals, als mit dem Tode des Kindes ihr Glück zusammenbrach, getreulich gepflegt, und so kam es denn, daß die kleine, kluge Frau, in welcher der Verstand eine viel größere Rolle spielte, als Phantasie und Gemüth, Anna's Vertraute wurde und blieb.

Frau Julie war die einzige Person, welche durch Anna von Heinz Kunde erhielt, und sie ersah mit Besorgniß aus dem schwärmerischen Tone der Briefe, daß Anna's Herz von einer heftigen Leidenschaft ergriffen sei. Sie kannte ihre Freundin hinreichend, um zu wissen, daß eine so plötzliche Sinnesänderung für dieselbe mit großen Gefahren verbunden war und bemühte sich daher in ihren Briefen, die phantastisch erregte Frau zur Ruhe und Prüfung zu veranlassen. Als sich ihr im Hochsommer die Gelegenheit bot, ihr Haus auf einige Tage verlassen zu können, eilte sie, die persönliche Bekanntschaft von Anna's Bräutigam zu machen.

Anna hatte die unerwartet eintreffende Freundin auf's Herzlichste begrüßt und dieser einen vollen Einblick in ihr Gefühlsleben gestattet.

„Du wirst es nur billigen," sagte Anna, während sie mit der Freundin auf die Kirche zuging, denn sie hatte derselben versprochen, ihr auf der Orgel vorzuspielen, „Du wirst es nur billigen, daß ich mich bemühe, in Allem und Jedem ihm zu Willen zu sein. Wenn wir lieben, so sollen wir ganz lieben, und die schönste Blüthe der Liebe ist die, daß man den eigenen Willen ganz aufgiebt, ja, daß es uns Freude bereitet, dem Freunde die Wünsche des eigenen Herzens zum Opfer zu bringen. Nur, wenn unsere Liebe eine solche, wenn unsere Hingabe eine ganz rücksichtslose ist, können wir selbst in ihr Befriedigung finden, können wir Andere befriedigen."

Julie widersprach. „Eine rücksichtslose Hingabe an den Willen des Andern," sagte sie, „ist nicht nur nicht richtig, sondern geradezu unstatthaft, denn einmal kann dieselbe doch keineswegs eine völlige sein, da sie an den von der Sittlichkeit gezogenen Schranken nothwendig wird Halt machen müssen, sodann wird sie aber überhaupt auch nur schädlich wirken. Niemand kennt uns so genau, Niemand kann die Motive unserer Handlungen so klar erkennen und sie uns selbst zum Bewußtsein bringen, als die Personen, die uns nahe stehen. In so weit uns überhaupt eine Förderung unseres sittlichen Standpunktes durch Andere zu Theil werden kann, wird sie von unsern allernächsten Freunden ausgehen müssen. Stehen diese nun auf dem Standpunkte unbedingter Verehrung, betrachten sie unsere oft verkehrten Willensäußerungen wie Befehle, denen zu gehorchen eine süße Pflicht ist, so schädigen sie uns schwer. Wir gewöhnen uns dann, uns innerlich ausschließlich auf den Verkehr mit den Unsrigen zu beschränken, da dieser jedenfalls der angenehmere und bequemere ist und werden so immer einseitiger, immer einsamer. Zugleich werden wir immer begehrlicher, immer tyrannischer. Auch der bescheidenste, vernünftigste Widerspruch erscheint uns endlich als ein unerlaubter, und wir ruhen nicht eher, als bis unsere ganze Umgebung aus sittlich gebrochenen, marklosen Persönlichkeiten besteht. Wer dazu beiträgt, uns zu isoliren, ist unser Feind, denn die schlimmste Gefährtin des Menschen, dieses durch und durch geselligen Wesens, ist stete Einsamkeit, ist die Vereinzelung. Wer liebt, dem ist es ja allerdings natürlich, den eigenen Willen gänzlich hinzugeben, trotzdem kann das nicht als erlaubt erscheinen, zumal in Deinem Falle, Anna. Der vierzigjährige Mann, über den des Lebens Sturm dahingefahren ist, kann in der völligen, widerspruchslosen Hingabe einer Frau Befriedigung finden, denn sie kommt einem Bedürfnisse seiner Natur, dem Bedürfnisse nach Ruhe entgegen, — dem Jünglinge aber muß sie bald lästig erscheinen, denn er verlangt, der Natur der Dinge zufolge, nach Widerspruch und Kampf."

Anna lächelte ungläubig.

„Wie kann erwiederte Liebe je lästig werden?"

„Doch Anna, doch. Eine der sichersten, festesten Säulen eines Liebesbundes zwischen bedeutenderen Menschen wird immer das Bewußtsein bilden: Der innige Verkehr mit dem Andern macht mich

besser, er ist mir sittlich eine Stütze. Er wacht ängstlich darüber, daß ich zu den Besten gehöre; er wird es um meinetwillen nicht zulassen, daß ich in Selbsttäuschungen befangen bleibe. Das Bild des Andern verschmilzt so in uns auf's Engste mit unsern edelsten Bestrebungen, wir sind glücklich, in ihm einen treuen Eckart, einen unbestechlichen Warner zu haben und brechen mit ihm heißt soviel, wie brechen mit allem Guten in uns. Der Geliebte soll uns der Vertraute sein, nicht aber ein Echo, das nur das zurückschallen läßt, was wir hineinriefen."

Anna erschien, was die Freundin sprach, recht nüchtern und prosaisch.

„Für manche Naturen," erwiderte sie, „mag, was Du sagst, sehr zutreffend sein, vergiß aber nicht, daß nicht alle Menschen mit gleichem Maaße gemessen werden können. Der geniale Mann wird nur in der völligen Hingabe der Frau Befriedigung finden, und wenn sie sein Echo wird, so geschieht das, weil seine Worte viel herrlicher sind, als sie je welche erfinden könnte. Es ist das naturgemäß, Julie, daß der Mann der Herr der Frau ist. In rohen Zeiten herrscht er über sie durch physische Kraft, in einer Epoche der Bildung durch seinen überlegenen Geist. Ihm ist das Herrschen so natürlich, wie uns das Gehorchen, er findet in der Selbstständigkeit ebenso volle Befriedigung, wie wir in der Hingabe. Du hattest immer etwas Männliches an Dir, Julie, ich brauche Dich nur daran zu erinnern, daß Du immer in der Mathematik, dieser dürren, unleidlichen Wissenschaft, die beste Schülerin warst. Dir mag meine Anschauung widerstehen, sie mag Dir unwürdig erscheinen, der Mehrzahl der Frauen wird sie die natürliche sein."

„Wie doch unsere Grundsätze nur zu leicht nichts sind, als der Ausdruck unseres Temperaments, unserer Neigungen," rief Julie unwillig. „Wenn Chamisso einem liebenden Mädchen die Worte: „Darfst mich niedre Magd nicht kennen, hoher Stern der Herrlichkeit," in den Mund legt, so ist das schon stark, aber man kann das als einmalige Aeußerung des leidenschaftlich erregten Gefühls hinnehmen, wie man aber daraus einen Grundsatz machen kann, verstehe ich nicht. Das ist noch ärger, als wenn ein Sclave eine Rede über die Sclaverei als sittliches, naturgemäßes Institut halten wollte, ja es ist noch

schlimmer, denn Du begiebst Dich freiwillig und, scheinbar wenigstens, mit vollem Bewußtsein in die Sclaverei.

„Ja," sagte Anna, „mit vollem Bewußtsein. Die Freiheit ist das Elend, in der Gebundenheit, in der Abhängigkeit liegt das Glück."

Die kleine Frau schwieg entrüstet und machte sich an ihrem Haare zu schaffen. Sie war seit Jahren so glücklich verheirathet, wie man es nur sein kann und fand, obgleich ihre Ehe kinderlos war, in dem innigsten Freundschaftsbunde mit ihrem Manne, an dessen Arbeiten theilzunehmen Befähigung und Bildung ihr möglich machten, die vollste Befriedigung. Es wurde ihr sehr schwer, solche Grundsätze aussprechen zu hören.

Sie waren nun in der Kirche angelangt und Anna spielte auf der Orgel. Sie spielte in freien Variationen, was ihre Seele empfand und Julie, die eine leidenschaftliche Musikfreundin war, lauschte entzückt den herrlichen Tönen. „Arme Anna," dachte sie, „die Töne werden, so mächtig sie sind, das Gewölbe der Kirche nicht sprengen, denn es ist aus festem Steine gefügt, wird aber auch Dein weiches Herz die Leidenschaft ertragen, aus der sie entquellen?"

Unterdessen stieg Heinz zum Dorfe hinab. Schon zeigten die Felder nur noch Stoppeln und das Laub der Buchen färbte sich herbstlich. Die Luft war herrlich klar und durchsichtig, weither aus den Thälern ertönte dazwischen ein Ruf oder das Bellen eines Hundes. Aus der Kirche drangen die Orgeltöne hervor und klangen an der Thalwand hinauf, Heinz zum Willkomm und Gruß. Unter der Eiche blieb er stehen und lauschte den Tönen. „Jetzt sitzt sie mutterseelenallein in der Kirche und harrt meiner. Niemand ist bei ihr, sie sehnt sich nach Niemand. Sie hat mich — das genügt ihr, ich habe sie — das genügt mir. Nicht in der Außenwelt liegt das Glück, — die ist schmutzig und gemein, nein, in den Herzen edler Menschen liegt es. Nach der Welt verlangen diese nicht, die Welt versteht sie nicht und rächt sich durch Spott für die erfahrene Verachtung. Nein, Anna, wir wollen alles abweisen, was uns in unsern Empfindungen stört, wollen nur für einander leben."

Er stieg hinab und betrat leise das Kirchlein.

Er wollte erst lauschen, wie Anna spielte, wenn sie allein war, wollte sie dann überraschen. Er stutzte, als er die fremde Dame, die

ihn noch nicht bemerkt hatte, gewahr wurde. Wer war das? Also, so folgerte er merkwürdiger Weise, also Anna dachte nicht an ihn, während sie spielte, dachte an die Fremde, spielte für die Fremde! Er war bereits so verwöhnt, daß er zornig wurde, wenn er sah, daß Anna andern Leuten auch nur die geringste Beachtung schenkte. „Sie spielt Andern vor," dachte er voll Unwillen, „sie entweiht mein Orgelspiel dadurch, daß sie es vor Andern hören läßt! Sie weiß, wie lieb mir diese Klänge sind und sie hält so wenig mit ihnen zurück!"

Leise, wie er gekommen war, verließ er die Kirche und ging mit großen Schritten dem Pfarrhause zu.

„Wer ist die Fremde in der Kirche?" fragte er Marie.

„Anna's Freundin, Julie," erwiderte diese. „Sie ist auf einige Tage zu uns gekommen, um wieder einmal mit Anna zusammen zu sein, und ich hoffe, sie wird recht lange hier bleiben."

Der herausfordernde Blick, mit dem Marie ihre Worte begleitete, reizte Heinz nur noch mehr. Er war sehr geneigt, es wie offenbaren Verrath anzusehen, daß Anna die Freundin überhaupt empfangen hatte.

„Dann bitte ich Sie," rief er, „Anna zu sagen, daß ich nach Fischersbach zurückkehre und dort auf den Zeitpunkt warten werde, an welchem sie wieder für mich zu sprechen sein wird."

„Schön, schön," antwortete Marie mit erkünsteltem Gleichmuthe.

Heinz wandte sich um und ging davon. Es schien ihm, als höre er hinter sich Mariens kurzes, rauhes Lachen! Ihm war das Herz voll Kummer und Schmerz. „Sie liebt mich nicht," rief er ein über das andere Mal. Seine Empfindung war so unberechtigt, wie nur möglich, aber in einem Verhältnisse, in welchem die Saiten so überspannt sind, wie in dem vorliegenden, reißt allaugenblicklich eine. Der Vater der Leidenschaft ist der Eigenwille, ihre Mutter die Selbstsucht, der Schmerz und die Verzweiflung sind ihre Geschwister. Wer den Jüngling gesehen hätte, wie er dort oben in der Waldschlucht sich weinend auf den Rasen wirft und sich wie ein Wahnsinniger geberdet, der hätte geglaubt, daß ihn ein schweres Unglück betroffen. Die Leidenschaft fühlt sich, wie der Salamander der Sage, nur wohl in der lodernden Flamme, selbst dem kalten Stein entlockt sie den zündenden Funken. Anna's Liebe benahm ihr bei Heinz jeden Vorwand, jetzt

hält sie sich an die zerstreuten Strohhalme am Boden, um daraus eine Flamme anzufachen.

Als Anna und Julie zurückkehrten, erfuhren sie von Marie, daß Heinz dagewesen, und sogleich wieder fortgegangen sei. Anna las auf Mariens Gesicht schlimme Botschaft. Sie nahm die Schwester bei Seite und fragte erregt:

„Marie, was hat das zu bedeuten? Warum ging er?"

Marie zuckte die Achseln. „Er läßt Dir sagen," berichtete sie, „daß er nach Fischersbach zurückkehre und dort auf den Zeitpunkt warten werde, an welchem Du wieder für ihn zu sprechen sein wirst."

Anna brach in Thränen aus. „War er mir böse?" fragte sie.

Sie sah Marie so ängstlich an, als ob sie aus ihrem Munde einen Spruch über Leben und Tod erwarte.

Marie lächelte verächtlich.

„Ich weiß nicht," antwortete sie.

„Warum, Marie, warum?"

„Er scheint es übel zu nehmen, daß Julie Dich besucht hat."

„Ja, Du hast recht," sagte Anna und wandte sich zur Thür, „ich will Julie bitten, uns zu verlassen, ich weiß, daß er es nicht gern hat, wenn ich mit andern Menschen zusammen bin."

Marie vertrat ihr den Weg.

„Wenn Du das thust, Anna," rief sie wild, „so sind wir für alle Zeit geschiedene Leute. Höre mich an. Ich weiß, daß Du jetzt nicht die Kraft hast, Dich seinen tollen Launen zu widersetzen, ich will dafür sorgen, Julie zu entfernen, aber hörst Du, Du selbst sprichst zu ihr kein Wort über diesen Punkt."

Anna willigte ein. Sie war den ganzen Abend über still und niedergeschlagen, ihre Gedanken weilten bei Heinz. Sie, die ihn so liebte, hatte ihm wehe gethan, sie war schuld daran, daß er den Abend nicht nach seinem Willen bei ihr, daß er ihn einsam verbrachte. Wie sehnte sie sich nach ihm! Wie fühlte sie in jeder Fiber, daß sie ein Leben in Einsamkeit verbringen könnte, wenn er nur dazwischen zu ihr käme. Wie in einem Nebelmeere war alles Andere um sie her versunken, nur er allein war zurückgeblieben und blickte sie aus seinen stolzen, strengen Augen zürnend und herrisch an.

In der Nacht, als Alle zur Ruhe gegangen waren, kam Marie zu Frau Julie und erzählte ihr unter bitteren Thränen, wie alles so gekommen. Sie brachte Julie auf deren Verlangen Heinzens Bild.

„Es ist ein schöner Jüngling," sagte Julie.

„Ja, schön wie Lucifer," antwortete Marie.

Frau Julie schüttelte besorgt den Kopf.

„Ich fürchte, das wird ein schlechtes Ende nehmen," sagte sie. „Was so jäh beginnt, pflegt auch jäh zu enden."

„Können wir denn nichts thun?" fragte Marie.

„Ich fürchte — nichts. Löschen können wir die Flamme nicht; dadurch, daß wir dareinschlagen, fachen wir sie nur noch mehr an. Ich will morgen fort — schreib mir, was Du siehst, Marie."

Am folgenden Tage fuhr Frau Julie fort, ohne daß zwischen ihr und Anna noch von Heinz die Rede gewesen wäre. Anna aber schrieb an Heinz: „Komm, mein Liebling! Ich bin nun ganz allein, habe weder Freund noch Freundin mehr. Ich bin wie jener Mann, der wußte, daß in einem Acker ein Schatz war und nun hinging, alles was er hatte verkaufte und den Acker erwarb. Komm, mein Schatz, zu Deiner nun ganz einsamen und doch überglücklichen Anna."

Allein und frei.

Es hatten sich damals die Burschenschaften der deutschen Hochschulen zu zwei großen Gruppen zusammengethan, die gleichsam die Rechte und die Linke bildeten. Die zur ersten Gruppe gehörenden Verbindungen vermieden grundsätzlich, sich um die Tagespolitik zu bekümmern und begnügten sich damit, im Allgemeinen unter ihren Mitgliedern einen patriotischen Geist zu erwecken und zu erhalten. Die Verbindungen der zweiten Gruppe hatten regelmäßige politische Abende, auf denen Fragen der Politik verhandelt wurden und bemühten sich, ihre Mitglieder zu künftigen Parlamentsrednern und Volksführern auszubilden. Zu der ersten Gruppe, welche die jugendlicheren, frischeren Elemente umfaßte, hatte die Fischersbacher Arminia gehört, bis es Heinz gelungen war, sie von ihr zu lösen. Er hatte es durchgesetzt, daß sie sich ganz isolirte, daß an die Stelle des Leseabends der Fechtboden trat, und daß die Verbindung als das Hauptziel ihrer Bestrebungen das stramme, schlagfertige Auftreten ihrer Mitglieder erkannte. Wir sagten schon, daß Heinz sich dadurch die Feindschaft aller alten Herren, d. h. aller früheren Mitglieder, die als Juristen, Geistliche, Aerzte oder Landwirthe in der Umgegend von Fischersbach lebten, zugezogen hatte, und da diesen das Recht zustand, sobald es ihnen beliebte, im Convent mitzustimmen, so hatte Heinz ihnen gegenüber einen schweren Stand, denn wie man sich denken kann, fehlte es ihm auch unter den Studenten keineswegs an Gegnern. Wenn er trotzdem bisher aus allen Kämpfen als Sieger hervorgegangen war, so hatte er das zum guten Theil der Unterstützung, die ihm Hellberg und Hanning erwiesen hatten, zu verdanken gehabt. Hellberg zog die älteren, reiferen Elemente an, mit Hanning gingen die jungen Burschen durch Dick und Dünn. Der erstere schloß sich Heinz an, weil seiner ruhigen, maßvollen Natur jede stürmische Uebertreibung des Deutschthums lästig, der

Letztere folgte Heinz, weil er ihn liebte und weil er ein viel zu rauf-süchtiger Bursche war, um sich nicht jedem Versuche, die Bedeutung der Mensur herabzusetzen, auf's Aeußerste zu widersetzen.

Es war nicht unbemerkt geblieben, daß Heinz sich mit den Beiden überworfen hatte, und seine Gegner faßten neuen Muth. Gerade die besten Elemente, die tüchtigsten Studenten gehörten zu ihnen, während seine Anhänger, welche allerdings die Majorität gebildet hatten, größtentheils dem Mittelschlag angehörten und Heinz genau aus denselben Beweggründen auf den Schild hoben, wie Hanning. Dazu kam, daß die Majorität großentheils zerfahren war, nicht nur weil Hellberg und Hanning sich von Heinz abgewandt hatten, sondern auch, weil dieser selbst durch das rauhe und absprechende Wesen, das er in der letzten Zeit mehr noch als sonst hervorkehrte, sich manchen früheren Anhänger zum Feinde gemacht hatte.

So war denn seine Stellung bereits sehr erschüttert, als ein an sich unbedeutender Vorfall die Katastrophe herbeiführte.

Einer der treuesten Anhänger unseres Heinz war ein Friese, Namens Fritz Barsch, ein riesiger Bursche, mit einem Stiernacken und den Locken Simsons. Er war nach Heinz und Hellberg der beste Schläger und zugleich der raufluftigste, wildeste Bursche, den man sich denken konnte. Wenn auf der Kneipe vom deutschen Vaterlande gesprochen wurde, von alt-germanischer Herrlichkeit u. s. w., so saß er still da, rauchte heftig und sprach kein Wort; kam aber die Rede auf die Mensur, dann blitzten ihm die Augen und die gewaltigen Glieder reckten sich. Dann legte er die rothe Mütze auf den Tisch, schlug mit der Faust darauf, daß die Gläser klirrten und rief: „Unsere Mütze ist roth, Blut ist auch roth, wir dürfen das Blut nicht schonen! Nicht wahr, Otto?" Mit dieser Anrede pflegte er sich an seinen unzertrennlichen Freund und Gefährten Oldorg zu wenden, und Oldorg antwortete dann regelmäßig: „Ja wohl, Fritz!" Oldorg war ein Ostpreuße, und es war schwer zu entscheiden, ob er in Bezug auf Phlegma, Maulfaulheit, Appetit und Raufluft seinen Freund nur erreichte, oder ihn übertraf.

Nun giebt es auf deutschen Hochschulen unter den zahlreichen Vereinigungen, die alle möglichen Zwecke verfolgen, auch Studenten-

verbindungen, die aus den Traditionen der alten Burschenschaft hauptsächlich das christliche Element bewahrt haben und dieses ganz besonders betonen. Ohne die althergebrachten Formen des deutschen Burschenlebens aufzugeben, verwerfen diese Verbindungen, die gewöhnlich den Namen „Wingolf" tragen, doch das Duell, und obgleich sich dagegen in der Theorie nicht viel einwenden läßt, so spielen diese Wingolfiten doch in der Praxis unter der fehdelustigen Jugend Deutschlands eine ziemlich untergeordnete Rolle.

Nun hatten unsere phlegmatischen Freunde eines Tages eine Ausfahrt in die Umgegend unternommen und waren gegen Abend in ein Wirthshaus eingekehrt, in dem auch ein paar Wingolfiten zufällig vor dem strömenden Regen Zuflucht gesucht hatten. Da Barsch und Oldorg bereits den ganzen Vormittag auf einer Bierinspectionsreise zugebracht hatten, so befanden sie sich durchaus in der Stimmung, jede Gelegenheit zu Händeln hochwillkommen zu heißen, und da sich ihnen nichts Besseres bot, so richteten sie ihr Augenmerk auf die Wingolfiten.

„Es ist ein Wetter, um ein Wingolfit zu werden," begann Barsch. „Nicht wahr, Otto?"

„Ja wohl, Fritz," war die Antwort. „Hol's der Teufel!"

Die Wingolfiten thaten, als hätten sie die Worte nicht gehört und begannen sich lebhaft zu unterhalten.

Die beiden Arminen steckten sich ihre Pfeifen an.

„Herr Wirth," rief Barsch, „Herr Wirth! Trinken die jungen Herren dort auch Bier, oder trinken sie Milch?"

Der Wirth schmunzelte, schwieg aber.

„Was glaubst Du, Otto?" fragte Barsch weiter.

„Ja wohl, Fritz," erwiderte der Angeredete.

„Habt Ihr zu Hause auch Wingolfiten, Otto?" hieß es weiter.

„Ja wohl, Fritz."

„Wo denn das, Otto?"

„Auf dem Lande, Fritz."

„Was machen sie denn da, Otto?"

„Sie fressen Gras, Fritz."

Das Gespräch wurde so laut geführt, als ob die Redenden statt des Tisches die Saale zwischen sich gehabt hätten. Die Wingolfiten

erhoben sich und traten auf die Beiden zu. „Habe ich recht gehört," fragte der Eine von ihnen, „wenn es mir schien, als ob Sie eben den Namen der Verbindung, der anzugehören ich die Ehre habe, in einer sehr beleidigenden Weise gebrauchten?"

Fritz und Otto schienen den Redner nicht bemerkt zu haben. Sie blickten standhaft in ihre Pfeifenköpfe.

„Geben sie auch Milch, Otto?" schrie Barsch.

„Nein, Fritz, Milch geben sie nicht, Fritz."

„Was hat man denn von ihnen, Otto."

„Wolle hat man von ihnen, Fritz."

„Meine Herren," rief der Wingolfit mit vor Wuth bebender Stimme, „Sie werden diese Beleidigungen meiner Verbindung zu verantworten haben."

„Stoßen sie auch, Otto?" fragte Barsch kaltblütig weiter, als ob ihn nichts unterbrochen hätte.

„Nein, Fritz, sie blöken nur, Fritz."

Das Gespräch wurde mit unerschütterlichem Ernst und in durchaus ruhiger Weise geführt. Es kam den Beiden offenbar nur darauf an, sich über die ostpreußischen, ländlichen Wingolfiten zu unterhalten. Die Wingolfiten wandten sich um und verließen das Zimmer.

„Soll ich ihm ein Seidel über den Kopf gießen, Otto?" fragte Barsch.

„Ja wohl, Fritz," war die Antwort.

Als die beiden Wingolfiten aus der Hausthür traten, wurde ihnen der Inhalt der beiden Seidel so geschickt auf die Köpfe gegossen, daß kein Tropfen verloren ging.

Wie man sich denken kann, erregte die Handlungsweise der beiden Freunde die äußerste Entrüstung des Wingolfs. Dieser wandte sich in einem Schreiben an die Arminen und verlangten exemplarische Bestrafung der übermüthigen Beleidiger.

In der Arminia gingen die Meinungen stark auseinander. Während Heinz und seine Freunde der Ansicht waren, daß eine Verbindung, die das Duell verwarf, außerhalb jedes Comments stehe und daher keinerlei Rücksichtnahme verdiene, erhob sich die ihm feindlich gesinnte Partei der eigentlichen Burschenschafter wie ein Mann. Ein solches Verfahren, behaupteten die Anhänger dieser Richtung, sei in

keiner Weise zu dulden. Selbst die rohesten Corpsstudenten würden sich scheuen, Wehrlose zu beleidigen, um wie viel weniger dürften sich Burschenschafter solche Dinge erlauben. Sie behaupteten, daß der Wingolf der Burschenschaft näher stehe, als irgend eine andere Studentenverbindung und verlangten, daß die beiden Freunde feierlich Abbitte leisten sollten. Diese erklärten, sie würden das nun und nimmermehr thun. So wurde denn von beiden Seiten zum entscheidenden Convent gerüstet. Die Gegner boten alles auf, um möglichst viele alte Herrn auf den Kampfplatz zu rufen und sich so gleichsam durch die lebendige Tradition zu verstärken. Heinzens Anhänger verließen sich auf die Entschlossenheit und Thatkraft ihres Führers. Unter anderen Umständen hätte dieser Kampf für Heinz großen Reiz gehabt, denn für gewöhnlich brauchte man eine von ihm vernachlässigte Position nur anzugreifen, um sie ihm lieb zu machen, jetzt aber war ihm der ganze Handel gleichgültig und er war ihm nur willkommen, weil er ihm einen Vorwand bot, sich von der Burschenschaft loszumachen. Was gingen ihn noch die Studenten an?

Er erklärte daher zu großer Verwunderung von Freund und Feind, gleich beim Beginne des Convents ganz sanftmüthig, daß er, falls seine Freunde unterlägen, austreten würde und hörte der entscheidenden Debatte so gleichgültig zu, als handelte es sich um die geringfügigsten Dinge und nicht um Ansichten, für die er noch vor einigen Wochen mit Feuereifer gestritten hatte. Die Freunde, welche hofften, daß die Debatte ihn schon warm machen werde, vertraten ihre Sache tapfer, sahen sich aber in ihren Erwartungen getäuscht und unterlagen. Da legte Heinz Mütze und Farbenband einfach auf den Tisch, verbeugte sich leicht gegen die Anwesenden und verließ das Gemach. Die Freunde folgten in tumultuarischer Weise seinem Beispiele, eilten ihm nach, umringten ihn und verlangten, er solle angeben, was nun zu thun sei. „Wir müssen ein Corps bilden, Heinz!" riefen sie. Heinz weigerte sich. Als sie in ihn drangen, vertröstete er sie auf den folgenden Tag, sagte, er müsse auf's Land und ging davon.

Der Regen fiel in Strömen, die Luft war schon empfindlich kalt. Die Bergabhänge waren schlüpferig und schwer zu ersteigen, von dem nassen Laube, das den Boden bedeckte, stieg ein moderiger Geruch auf. Von Zeit zu Zeit blickte Heinz auf seine Brust, das Band, das ihn so

lange geschmückt hatte, das Band, zu dessen Ehre er so manche Fehde ausgefochten hatte, mit Worten und Waffen, das Band, das ihn mit so vielen Genossen verbunden hatte, war fort. Der alte, hochmüthige Trotz der Einsamkeit stieg wieder in ihm auf, seine Gedanken waren wieder so thöricht, wie in den Tagen der Schulzeit. „Der Edle gehört nicht unter die Menschen," dachte er, „der Umgang mit dem gewöhnlichen Durchschnittsgeschmeiß verdirbt ihn, zieht ihn herab. Nur in der Einsamkeit der höchsten Berge gedeiht das Edelweiß, unten im Thale wuchern die gemeinen Gewächse der Küche und der Scheuer! Die Hannings, die Hellbergs mögen sich im Gewühle glücklich fühlen, an dem Verkehre mit Menschen ein plattes Behagen finden, ich bedarf ihrer nicht. Gott sei Dank! Jetzt bin ich wieder allein und frei!"

Im Pfarrhause war Anna mit seinem Verfahren ganz einverstanden. „Du warst ohnehin zu reif," sagte sie, „um am Studentenleben Gefallen finden zu können. Du kannst nun ganz Deinen Studien leben."

Um so unglücklicher war der Pfarrer. Heinz meinte, er habe Eile. Nun, da er verlobt sei, dürfe er keine Stunde ungenützt vergehen lassen. Er sei das seiner Braut schuldig. Er wolle jetzt nur der Wissenschaft und seiner Zukunft leben.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. „Sie werden künftig weniger arbeiten, als bisher," sagte er. „In Ihrem Alter fördert sich die Arbeit nur, wenn sie neben einem angenehmen, geselligen Leben hergeht. Einsame Jünglinge arbeiten nicht, — sie träumen." Heinz sollte bald erfahren, daß der Pfarrer Recht hatte. Er wies die Bitten der Freunde, sich an der Gründung einer neuen Verbindung zu betheiligen, ab und machte sich allmälig von ihnen los. Er brach auch sonst allen Verkehr ab. Er wollte nur arbeiten. Nichts sollte ihn stören, ihn abziehen.

Er war bisher immer fleißig gewesen. Er war es schon aus Ehrgeiz, und obgleich ihm die Burschenschaft viel Zeit gekostet, hatte er doch bedeutende Fortschritte gemacht. Wenn er arbeitete, so war er eben ganz bei der Sache gewesen, und da es ihm an reicher Begabung nicht fehlte, so hatte er rasch gearbeitet. Die Arbeit war ihm wie ein frisches, kaltes Bad gewesen, aus dem er froh und heiter hervorging. In den Pausen hatte er ein paar Gänge durch den prächtigen

Park gemacht, war durch die Alleen gegangen und hatte sich dann wieder an den Arbeitstisch gesetzt. Er war voll Frische und Zufriedenheit gewesen.

Das wurde jetzt anders. Auf dem „Höchst," der nur von Arminen bewohnt war, konnte er nicht bleiben; er zog also in die Stadt.

Da saß er nun den ganzen, langen Tag über den Büchern, aber mit wenig Erfolg. Er bemerkte bald, daß es ihm an der alten Freudigkeit fehle. Er war zerstreut, oft ertappte er sich dabei, daß er, während er vor einem offenen Buche saß, doch nicht darin las, daß er, statt zu arbeiten, — träumte. Er war klug genug, einzusehen, daß er sich in großer Gefahr befand, wieder in das alte Traumleben zu verfallen und er war zu energisch, um sich ohne Kampf zu ergeben; aber da er selbst alle Bundesgenossen weggewiesen hatte, so war sein Widerstand von vornherein aussichtslos. Wer als Student in einer kleinen Universitätsstadt nicht mit Studenten lebt, der lebt eben nur mit sich, und wer als Student nur mit sich lebt, der lebt in gefährlicher Gesellschaft. In einer großen Stadt können die Theater, die Concerte, die bunte Menschenmenge selbst dem Einsamen den Verkehr mit Menschen wenigstens einigermaßen ersetzen, in der kleinen bleibt ihm nichts übrig, als an die Stelle des wirklichen Lebens Traumgebilde treten zu lassen.

Heinz fühlte selbst, wie unhaltbar seine Lage war und er beschloß, nach Berlin zu gehen; aber konnte er sich von Anna trennen?

So blieb er denn, fühlte sich jedoch sehr unglücklich. Ein paar mal wöchentlich ging er hinaus nach Lindenruh. Dort wußte er sich von Anna sehnsüchtig erwartet, dort erregte sein Kommen noch hellen Jubel. Wie ein Pfeil flog Anna ihm entgegen, sobald sie ihn ersah, ihre Arme umschlangen ihn, sie wurde nicht müde, ihre Freude an den Tag zu legen. Wenn sie neben ihm saß, seine Hand in ihren Händen hielt und ihre schönen Augen ihn forschend anblickten, ob er auch nur zufrieden, ob er auch nur glücklich sei, dann war ihr Antlitz wie ein Spiegel, der getreulich wiedergab, was in Heinzens Gesicht vorging. Wenn er etwas erzählte und dabei in seiner lebhaften Weise die Stirn runzelte, oder den Kopf zurückwarf und die Gesichtsmuskeln je nach dem Inhalte des Erzählten spielen ließ, dann machte sie ihm das alles unwillkürlich und ohne daß sie es wußte, getreulich nach.

Seine Ansichten wurden, sie mochten noch so wunderlich und excentrisch sein, bald auch die ihrigen, und sie gab sie dann so genau mit seinen Worten wieder, als ob er sie hingeschrieben und sie sie auswendig gelernt hätte. Er bemerkte das wohl mitunter und es erfüllte ihn mit Freude, aber in der Regel schätzte er ihre Liebe wie wir Menschen eben die Güter schätzen, die wir ganz und unangefochten besitzen. Wir nehmen sie hin wie etwas Selbstverständliches. Erst der Schwindsüchtige weiß, daß er einmal gesunde Lungen besaß und daß das schön war.

Und doch war selbst in Lindenruh nicht Alles geblieben, wie es früher gewesen war.

Der Pfarrer war in Heinzens Gegenwart nicht gerade verdrießlich, aber doch ernst und wortkarg, Marie ließ sich, wenn Heinz da war, so wenig als möglich blicken. War ein Zusammmensein nicht zu vermeiden, so saß sie schweigend da und zeigte ein so trotziges Gesicht, wie ein eigensinniges Kind, das gesagt hat: „Meinetwegen, an den Tisch setze ich mich, wenn Ihr es wollt, aber die Suppe esse ich darum doch nicht." So waren denn viele Stunden für alle Theile gleich peinlich.

Das mußte Heinz gerade damals sehr unangenehm empfinden. Er wußte sehr wohl, daß es nur in seiner Gegenwart im Pfarrhause so still herging, er wußte, daß wenn er ging, Hanning kam und daß der Pfarrer und Marie sich dann durch heiteres Geplauder für den Zwang entschädigten, den Heinzens Gegenwart ihnen auferlegte. Sie konnten es ungestört thun, denn sobald Hanning kam, ging Anna auf ihr Zimmer und ließ sich nicht sehen.

Heinz wußte das Alles und der Gedanke, lästig zu fallen, ein unerwünschter Gast zu sein, mußte ihm selbst den Aufenthalt in Lindenruh verbittern.

Heinz war ein echter fehdelustiger, kampfesfroher Deutscher. Ihm war nie wohler, als wenn er einem Gegner gegenüber stand, als wenn er kämpfte, sei es nun mit dem scharfen Wort oder mit dem scharfen Stahl. Das ging nun nicht mehr recht an, denn die Studenten und er waren sich fremd geworden, den Professoren ging er aus dem Wege, mit Anna zu streiten, war für ihn unmöglich. Sie widersprach ja niemals, entweder weil sie seine Ansichten wirklich zu theilen glaubte, oder weil sie ihn nicht reizen wollte. Schalt er sie dafür, dann

flüchtete sie an seine Brust und rief: „Quäle mich nicht, Herzens-Heinz, ich will fühlen und denken wie Du. Andere mögen mit Dir streiten, ich will Dich lieben."

Durch Nichts wurde Heinz so sehr von Anna bezaubert, als durch ihr schönes Verhalten den Armen gegenüber. Die Dorfbewohner waren sehr arm, während Anna über bedeutende Mittel verfügte, denn einmal war ihr Vater verhältnißmäßig wohlhabend, und dann hatte sie von ihrem verstorbenen Manne ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt. Von diesem machte sie den schönsten Gebrauch, indem sie überall half, wo Hülfe Noth that, und da sie jeden Menschen im Dorfe genau kannte, griff sie mit ihren Unterstützungen nicht leicht fehl. Wichtiger aber noch als ihre Geldgaben waren oft ihre Rathschläge, ihre Bitten, denn sie verstand es wunderbar, die Herzen der sogenannten kleinen Leute gefangen zu nehmen; so geschah es denn, daß nichts irgend Wichtiges sich im Dorfe ereignete, ohne daß man ihren Rath eingeholt, oder womöglich sie herbeigerufen hätte. Heinz, der, wie viele seiner Landsleute, von Jugend auf es vortrefflich verstand, mit den unteren Volksklassen zu verkehren, fand Freude daran, Anna auf ihren Gängen zu begleiten, mit ihr in die Hütten der Armen einzutreten, ihr an die Betten der Kranken zu folgen. Mit Verwunderung sah er dann wohl, wie völlig leidenschaftslos, wie sanft und doch wie fest Anna in allen Dingen war, die zu ihm in keiner Beziehung standen, und er fragte sich, was es denn eigentlich bewirkt habe, daß sie ihm gegenüber so völlig willenlos, so völlig unselbstständig erschien.

Er beantwortete sich diese Frage dahin, daß seine Person doch eine ganz besonders bedeutende sein müsse, da sie ein solches Wunder zu Stande gebracht.

Der grüne Konrad.

Eines Tages, es war im December, kam Heinz gegen Abend nach Lindenruh. Der wundervolle Wintertag hatte bereits der Nacht Platz gemacht, aber der blendend weiße Schnee, der den Boden und die Dächer bedeckte und die knorrigen Aeste der Bäume zart verschleierte, erhellte die hereinbrechende Dunkelheit. Der bald volle Mond mußte in kurzer Zeit über der Bergwand hervortreten. Auf der Treppe des Pfarrhauses fand Heinz Anna, die ihn so spät nicht mehr erwartet hatte und im Begriffe war auszugehen. Sie wollte umkehren, aber er bat sie, sich nicht stören zu lassen und erbot sich, sie zu begleiten. So nahm sie denn seinen Arm und sie gingen die Dorfstraße entlang.

„Warst Du heute den ganzen Tag über zu Hause?" fragte Anna.

„Natürlich," war die Antwort; „wo sollte ich wohl gewesen sein?"

Heinz seufzte und seine Worte klangen gepreßt.

„Du hättest nicht allen Verkehr abbrechen sollen, Heinz; Du hättest den Umgang mit einigen Professorenfamilien beibehalten sollen," meinte Anna.

„Thorheit," erwiderte Heinz. „Das hätte nur Zeit gekostet und für mich ist jede Stunde von unersetzlichem Werthe."

Heinz seufzte wieder, Anna drückte zärtlich seinen Arm.

„Du mußt Dich mehr schonen," sagte sie; „Du traust Dir zu viel zu, es fehlt Dir an Zerstreuung."

„Pah! Ich bin nicht so schwach wie Du glaubst. Aber selbst angenommen, ich hätte das Bedürfniß nach Zerstreuung, wie sollte ich sie mir in Fischersbach schaffen? Soll ich mit den Herren Professoren stundenlang darüber verhandeln, ob die Oesterreicher siegen werden oder die Franzosen, und mit ihren Weibern und Töchtern Stadtklatsch treiben? Ist das Zerstreuung?"

Sie gingen schweigend weiter. Der Schnee knirschte unter ihren Füßen, von Zeit zu Zeit fielen handgroße Flocken von den Aesten

der Bäume herab. Wäre der Mond schon hier unten sichtbar gewesen, so hätte Heinz vielleicht die Thränen in Anna's Augen bemerkt, so aber fuhr er nach einer Weile fort:

„Das Leben in solch einem Nest ist unerträglich."

„Du mußt nach Berlin gehen, Heinz," meinte Anna. „Du wirst dort mehr Anregung finden. Hier in dem kleinen Orte verkümmerst Du."

Ihre Stimme klang ganz ruhig, als sie das sagte.

„Meinst Du, Anna? Meinst Du das wirklich?"

„Ja, Heinz. Eine rechte Ausbildung kann man auf einer einzigen und noch dazu einer kleinen Universität doch schwerlich erhalten."

„Ja, da hast Du allerdings Recht."

„Nicht wahr, Heinz? Und siehst Du, bei der Gelegenheit lernst Du ein neues Stück von Deutschland kennen. Du wirst dort neue, interessante Bekanntschaften machen, wirst von allen Seiten neue Anregung empfangen."

„Und Du, Anna?"

„Nun, ich werde hier bleiben, aber im Geiste werde ich Dich allezeit begleiten. Du wirst mir fleißig schreiben und ich werde Dich gern dort wissen, wo es Dir gefällt. Du mußt bei Deinen Entschlüssen überhaupt nicht an mich denken; was Dir lieb ist, ist mir recht."

Der Mond war aufgegangen und erleuchtete das Thal. Heinz ging so rasch, daß Anna ihm kaum folgen konnte.

„Wohin gehen wir?" fragte er plötzlich. „Wohin gehen wir?" wiederholte er, als Anna nicht gleich antwortete. Es schien ihm daran zu liegen, einen Gedanken los zu werden.

„Zur Frau des grünen Konrad," erwiderte Anna. „Die arme Frau hat sich beim Schnitzen mit dem Messer die Hand verletzt. Ach, Heinz, was herrscht dort für Elend!"

„Der Mann ist noch immer nicht wieder eingefangen?"

„Nein, die Gendarmen sind ihm oft dicht auf der Ferse gewesen, aber bisher ist es ihm immer noch gelungen, sich ihrer Verfolgung zu entziehen."

„Es ist wunderbar, daß er hier in der Gegend bleibt. Man sollte meinen, er hätte längst nach Amerika entkommen können."

Das Dorf war hier zu Ende und der Weg begann steil anzusteigen. Die Hütte des grünen Konrad lag wohl eine Viertelstunde vom Dorfe, fast unmittelbar am Walde. Drinnen schien Alles dunkel zu sein, man sah von außen kein Licht.

Als Heinz an's Fenster klopfte, wurde die Thür geöffnet.

„Ach, Sie sind es, gnädige Frau!" hörte man rufen, dann flammte ein Streichhölzchen auf und eine junge Frau zündete ein Licht an. Die Frau war ursprünglich hübsch gewesen, aber Noth und Sorge hatten ihre Züge abgezehrt, nur ihr blondes Haar war reich und voll geblieben. Das Zimmer war kalt, fast ohne Hausrath. In einer Ecke stand eine jämmerliche Bettstelle und auf dem Strohsacke darin lagen, kaum bedeckt, vier Kinder, eines kleiner als das andere. Die andere Ecke nahm eine Hobelbank ein und vor dem Fenster stand ein roh gezimmerter, sehr niedriger Tisch, auf dem ein paar Messer und allerlei angefangenes Schnitzwerk lagen. Am Tische standen ein paar plumpe Stühle.

Anna zog ihre Handschuhe aus, legte die Pelzmütze ab und zwang durch freundliches Zureden die sich sträubende Frau, auf einem der Stühle Platz zu nehmen. Dann wickelte sie den Verband, der die linke Hand derselben umhüllte, sorgfältig los und betrachtete die Wunde aufmerksam.

„Ihr könnt zufrieden sein, Margarethe," sagte sie, „es ist seit gestern wieder besser geworden."

Sie wusch nun die Wunde sorgfältig aus, legte einen neuen Verband an und sagte dann:

„Warum habt Ihr hier nicht geheizt, Margareth?"

Die Frau wurde scharlachroth.

„Ich wollte — ich konnte — ich habe," stotterte sie.

„Ihr thut Unrecht," sagte Anna sanft. „Ihr wißt sehr wohl, daß ich das Geld nicht für ihn bestimmte, sondern für Euch. Denkt an Eure Kinder, Margareth."

„Ach, die Kinder sind satt zu Bett gegangen, gnädige Frau."

„Ich meine es anders, Margareth. Ich meine, Ihr solltet um Eurer Kinder willen an Euch selbst denken. Seht, wie Ihr abgehärmt seid und abgezehrt! Wie lange könnt Ihr es so treiben und was soll

aus Jenen (Anna wies auf die schlafenden Kinder hin) werden, wenn Ihr nicht mehr seid?"

Die Frau brach in Thränen aus. „Ach Gott! Ach Gott!" jammerte sie.

„Warum geht er nicht weiter fort?" fragte Anna unwillkürlich ganz leise. „Wenn er hier in den Bergen bleibt, wird er ihnen früher oder später doch in die Hände fallen."

„Das will er ja auch," schluchzte Margarethe.

„Nun, und was sagt er?"

„Ach, ich darf ja nicht zu ihm! Als ich hörte, er sei auf und davon, da habe ich mein Letztes nach Fischersbach zum Juden gebracht, denn ich dachte mir, jetzt braucht er vor allen Dingen Geld, und Sie konnte ich dazu nicht darum bitten, das wußte ich wohl. Der Jude gab mir sieben Gulden, mit denen und einem Laibe Brod ging ich hinauf zur Herzogstanne in der Pfaffenschlucht, denn ich dachte mir, daß er sich dort verborgen halte. Wie er mich kommen sieht, wird er kreidebleich und legt die Büchse auf mich an. „„Ach Gott,"" denke ich, „„jetzt schießt er Dich todt, läuft davon und weiß nicht, daß ich sieben Gulden für ihn habe!"" Ich greife also in die Tasche und halte das Geld in die Höhe, daß er es sieht und nachher nimmt. Wie er das erblickt, setzt er die Büchse ab und winkt mir, ich solle kommen. Wie ich bei ihm bin, herrscht er mich an. „„Was willst Du hier, was läufst Du mir nach?"" „„Ich bringe Dir sieben Gulden,"" sag' ich, „„und einen Laib Brod. Mehr habe ich nicht."" Da spricht er kein Wort und dreht sich um. Ich mein', er will's nicht nehmen, faß' ihn also an die Hand und sag: „„Nimm's nur, ich helf' mir schon durch."" Da faßt er mich an die Kehle. Herr Gott, wie schrecklich sah er aus, gnädige Frau! „„Wenn Du noch einmal hier heraufkommst,"" sagt er, „„so schlage ich Dir den Schädel ein! Verstanden? So, und nun mach', daß Du fortkommst!"" Ich lief davon. Ich hatte eine Seelenangst, daß er mir nicht nachläuft, denn ich dachte nur immer an das Geld, das ich auf das Moos geworfen hatte, und fürchtete, er würde es mir wieder aufdringen, aber er hat's behalten. Seitdem getraue ich mir nicht mehr hinaufzugehen, wenn er da ist, und wenn ich ihm was bringen kann, schleiche ich

mich Nachts hinauf, wenn er im Walde pirscht und lege es ihm neben die Herzogstanne."

„Und Du bist in der gestrigen Nacht trotz Deiner kranken Hand auch wieder oben gewesen?"

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau; aber sollte ich essen, während er hungert? Die Kinder aber sind alle ganz ordentlich satt geworden."

Heinz betrachtete die Frau voll Verwunderung.

„Seid Ihr lange verheirathet," fragte er.

„Seit sechs Jahren."

„Und er war immer ein so wilder Gesell?"

„Wild war er immer; aber daß er einmal so leben müßte, wie der Luchs im Walde, das hätte ich nimmer gedacht."

„Wie war's, Margarethe," fragte Anna, „wann fing er an, wieder zu wildern?"

„Ach, gnädige Frau, das hat nicht lange gewährt. Wie er mich heimgeführt hat, da hat er hoch und theuer gelobt, er wolle nie wieder mit der Büchse in den Wald, und Anfangs hat er es auch gelassen. Den ganzen Tag über hat er fleißig geschnitzt oder den Dompfaffen gepfiffen, und wenn er einmal im Walde war, so war's nach einem Bräutigam, das ist ein Fink mit einem besonders schönen Schlage. Die Zeit über ist er gut und freundlich gewesen und ich hab' keinen Schlag bekommen. Nachher hat er angefangen sich zu langweilen und hat Händel mit mir gesucht. Ich dachte: „„Um zu streiten, müssen Zwei sein, und bleib' ich davon, so wird nichts aus dem Streite."" Wie er mich also schmäht, hab' ich ihm kein schlechtes Wort dagegen gegeben. Wie ich mit dem Heini da im achten Monate schwanger war, da ist er zum ersten Male mit einem Rausche heimwärts gekommen, und wie ich ihn bitt', daß er doch um Gotteswillen nicht soll in's Wirthshaus gehen, da stößt er mich vor die Brust, daß ich hinfalle. Nachher hat's ihm leid gethan. Er hat mich auf den Schooß genommen, mir die Wangen gestreichelt und mir gute Worte gegeben. „„Ich will's nicht wieder thun,"" sagte er und fragte noch ganz ordentlich, ob ich nicht Schmerzen habe. Nun, mir thaten natürlich alle Glieder weh und ich dachte, mein Stündlein sei gekommen, aber ich ließ ihn nichts merken. Nachher ging er nicht wieder in's Wirthshaus, aber so recht gearbeitet hat er auch nicht. Nur die Dompfaffen

hat er noch rechtschaffen gelehrt. Ich sehe, wie es ihn umtreibt und frag' ihn: „„Was giebt's, Kuni?““ „„Nichts giebts,““ antwortet er, „„das ist eben zum Verzweifeln!““ Und nach einer Weile: „„Höre, ich muß Abends wieder in den Wald.“ Wie ich das höre, falle ich vor ihm nieder auf die Kniee. „„Um Gotteswillen,““ sag' ich, „„thue das nicht.““ Da lacht er. „„Du sollst einen Rehbraten haben,““ sagt er und fängt an mit mir zu scharmuzieren. „„Ich will keinen haben,““ sag' ich. „„Wie soll mir der Rehbraten schmecken, wenn Du ein Nichtsnutz wirst.““ „„Es ist nicht wegen des Rehbratens,““ erwidert er mir, „„sondern wegen der Stubenhockerei. Die Schnitzerei ist eine Sach' für Weiber, aber nicht für einen Mann, und was fang' ich mit Dir an? Kann man mit Dir einen Discours führen? Nicht einmal zanken kann man sich mit Dir.““ „„Daß Gott erbarm',““ sag' ich, „„wie soll ich mich mit Dir zanken?““ „„Eben,““ sagt er. Den Abend ist er fortgegangen und erst am andern Morgen heimgekehrt. Seitdem ist er jede Nacht fortgewesen, bis die Geschichte passirte.“

Anna stand auf. „Arme Frau,“ sagte sie, „Gott helfe Euch Euer Kreuz tragen.“

Sie nahm dann das Weib bei Seite und flüsterte leise mit ihr. Heinz beugte sich unterdessen über die Kinder und steckte ein halbes Dutzend Gulden, Alles, was er bei sich hatte, unter ihre Decke. Dann gingen Anna und Heinz.

„Welch' ein wunderbares Weib!“ rief Heinz, als sie im Freien waren.

„Ja, die Margareth ist brav,“ erwiderte Anna gelassen. Sie schien in dem Verfahren der Frau nichts Besonderes zu sehen.

„Ich darf ihr kein Geld mehr geben,“ fuhr sie fort; „sie bringt Alles zu ihm hinauf. Ich will Dir nachher aufschreiben, was Du mir für sie kaufen mußt.“

Als sie, zu Hause angelangt, dem Pfarrer erzählten, wo sie gewesen waren, sagte dieser:

„Der Konrad treibt es immer toller. In der Nacht von vorgestern auf gestern hat er dem Herrn von Eglofstein in Eichenreuth aufgelauert und ihm die Uhr und hundert Gulden geraubt. Sie

sollten Abends immer hier bleiben und erst am Morgen zur Stadt gehen, Eichenstamm.

„Mir kann er nichts rauben," lachte Heinz; „es sei denn, daß er nach Cigarren verlangt."

„Denken Sie an Ihre Uhr."

„Ach so! Freilich, das wäre fatal. Aber nun, er ließe vielleicht mit sich reden."

Anna hatte ängstlich hingehört. „Bleibe hier," bat sie.

„Das ist lustig," rief Heinz. „Du bittest mich, seinetwegen hier zu bleiben und warst doch, als ich kam, im Begriffe, mutterseelenallein in seine Hütte zu gehen."

„Das ist etwas Anderes, Heinz. Mir wird er nichts thun und Dir würde er auch nichts thun, wenn er wüßte, daß Du zu mir gehörst."

„Nun, das kann ich ihm ja sagen," meinte Heinz.

Das leuchtete Anna ein; aber als er um Mitternacht davonging, schärfte sie ihm nochmals ein, bei einem etwaigen Abenteuer sogleich ihren Namen zu nennen.

„Sage nur gleich: Ich komme von Frau Anna."

Heinz versprach das und ging.

Der Mond stand, vom Thale aus gesehen, bereits hinter dem Berge, aber oben im Walde fiel sein Licht noch durch die entlaubten Aeste, deren Schatten auf der Schneedecke ein dunkles, unheimliches Gewirr bildeten. Es war ganz still im Walde, man hörte nur wie hin und wieder die Schneemassen von den Bäumen herabfielen. Als Heinz sich dem Bache näherte, flog plötzlich ein großer Vogel aus einem der Bäume auf und in weiter Ferne stieß ein Thier einen klaglichen Schrei aus. Heinz fühlte, wie ihm das Blut im Herzen stockte. „Das kommt von dem verwünschten Alleinsein," dachte er ärgerlich und schüttelte sich. „Ich werde nervös." Er ging rüstig weiter. Als er über eine Lichtung schritt, wurde ihm plötzlich ein lautes: „Halt!" zugerufen und sein scharfes Auge erkannte, daß drüben am Waldrande ein Mann auf ihn anschlug.

Er blieb stehen.

„Was soll's?" fragte er.

„Bleibt bewegungslos stehen," rief der Andere. „Thut Ihr einen Schritt vorwärts, so schieße ich."

„Ihr seht ja, daß ich mich nicht bewege; was soll's?"

„Habt Ihr Geld bei Euch?" hieß es weiter.

„Keinen Pfennig."

„Wo habt Ihr's gelassen?"

„Bei den Kindern des grünen Konrad."

„Bei — wem?"

„Bei den Kindern des grünen Konrad."

Der Mann ließ die Büchse sinken. „Wer seid Ihr?" fragte er.

„Ich heiße Eichenstamm und bin der Bräutigam von Frau Anna."

Der grüne Konrad kam auf Heinz zu.

„Ich vertraue Euch," sagte er.

Heinz ergriff seine Hand. „Armer Mann," rief er, „was hättet Ihr auch von mir zu befürchten!"

„Seid Ihr wirklich bei meinen Kindern gewesen oder sagtet Ihr das nur?" fragte Konrad.

„Nein, ich war wirklich bei ihnen, und zwar erst vor wenigen Stunden."

„Ach Herr!"

Sein Ausruf klang so schmerzlich, daß Heinz voll Mitleid wieder nach seiner Hand griff.

„Herr! Saht Ihr meine Kleinen? Saht Ihr mein Weib?"

„Ja, Konrad. Ihr thut Unrecht, Mann, daß Ihr Euer Weib so hart behandelt. Sie denkt an nichts, als an Euch."

„Herr, haltet mich nicht für schlechter als ich bin. Wenn ich nicht dulde, daß sie zu mir in den Wald kommt, so geschieht's um ihretwillen."

„Wie, um ihretwillen?"

„Ja wohl, Herr. Soll ich dulden, daß sie meinetwegen auch noch eingesperrt wird und die Kinder in's Armenhaus kommen? Ich bin wie eine Wildkatze; wer mich sieht und hat ein Gewehr, der schießt mich nieder. Soll ich meine Frau auch noch so weit bringen? Jetzt, wo sie ruhig zu Hause ist, können sie ihr nichts anhaben; aber wenn

sie fortfährt heraufzukommen, so werden die Grünröcke sie einmal beschleichen und dann muß sie in's Zuchthaus."

„Aber warum sagt Ihr ihr das nicht?"

„Herr, Ihr kennt meine Frau nicht. Wenn ich es duldete, sie käme zu mir herauf und ginge nicht einen Schritt von mir."

Die Beiden waren langsam über die Lichtung gegangen. Drüben, im Dickichte, lag ein umgestürzter Baum. Auf den setzten sie sich. Der Mond war nicht mehr sichtbar, nur das Schneelicht erhellte spärlich das blattlose Gestrüpp um sie her.

„Warum bleibt Ihr hier, Mann?" fragte Heinz. „Warum sucht Ihr nicht das Weite? Wie lange könnt Ihr es hier noch treiben, wo Jedermann Euer Gesicht kennt?"

Der grüne Konrad blickte finster vor sich hin. „Ich will fort," sagte er. „Ihr habt Recht, hier kann ich nicht bleiben. Dazu brauche ich Geld und darum raube ich. Ich will hinüber nach Hamburg und über's Meer."

„Geht hinüber, Konrad, geht hinüber," erwiderte Heinz. „Dort könnt Ihr noch einmal ein rechtschaffener Mann werden und Eure Schuld büßen."

„Ihr meint den Förster, Herr?"

„Ja, Konrad."

„Da hab' ich keine Schuld, Herr. So wahr Gott lebt, da hab' ich keine Schuld! Er hatte zuerst den Kolben an der Backe; ging mein Schuß eine Sekunde später los, so war ich der Todte."

„Aber er war in seinem Rechte; er war der Förster, Ihr der Wilddieb."

Der grüne Konrad lachte grimmig. „„Ja, ja, so sagt Ihr Herren, denen die Jagd gehört und der Förster dazu, und Ihr verlangt, wir sollen Euch glauben. Alles habt Ihr unter Euch vertheilt, Alles gehört Euch, die Felder und die Wiesen, die Häuser und das Vieh, und habt uns Armen Alles genommen. Jetzt wollt Ihr uns gar noch die Bäume auf dem Berge, das Wild im Walde, den Fisch im Bache nehmen. Das soll Euch auch noch gehören, was bleibt dann uns?"

„Konrad," sagte Heinz, „das mag hart sein, daß es so ist und

Ihr nichts habt als das Zusehen; aber es ist einmal so von Rechts wegen und Keiner kann es ändern."

„Meint Ihr? Glaubt Ihr, daß der Herrgott es auch so will? Würde er dann einem Armen die Jagdlust so tief in's Herz pflanzen von Kindesbeinen an? Würde er das? Mich hat's gepackt von frühester Jugend an. Als ich ein Knabe war, der kaum des Vaters Büchse aufheben konnt', hat's mich in den Wald getrieben. Wenn ich einen Rehbock sah, ging es mir kalt durch die Glieder. Nachher hab' ich's selber eingesehen, daß es mein Unglück ist, nicht von wegen des Rechts, sondern von wegen der Gendarmen, und wie ich die Margareth gefreit, da hab' ich einen Eid gethan, daß ich nicht mehr in den Busch will. Hernach aber hab' ich's doch gethan."

„Kam Euch denn nicht der Gedanke, daß Ihr Euer Weib unglücklich machen mußtet?"

„Der Gedanke, daß ich mich verdarb, ist mir schon gekommen, Herr, und ich hab' die Margareth dazumal lieb gehabt, wie ich sie jetzt wieder lieb', seit ich seh', daß sie zu mir hält wie verhaftet, aber in den Busch bin ich doch gegangen. Seht, Herr! Die sitzende Lebensweise hab' ich partoutement nicht gemocht, und dann wär's vielleicht noch gegangen, wenn die Margareth anders gewesen wäre als sie ist. Seht, sie war immer ein sauberes Weibsbild, aber sie ist wie eine Taube gewesen. Ich war so wild wie ein leimiger*) Fink im dunklen Kasten. Wenn es auf der Kirmeß eine Rauferei gab, hab' ich nimmer gefehlt. Da sollt' ich nun still sitzen und Kukuks schnitzen den ganzen Tag. Wäre nun mein Weib eine resolute Person gewesen und ausfahrisch und hätte aufbegehrt, da wär's vielleicht noch gegangen; aber die hat nur immer still geschwiegen. Da hab' ich sie erst gescholten, daß sie wild werden soll, und hintennach hab' ich sie geschlagen, aber sie war wie ein Lamm. Da hab' ich eine Sehnsucht bekommen nach dem Walde und hab' keinen Menschen sehen mögen und hab nur gedacht, wie ich loskomm'. Wenn ich nur im Walde wäre und allein und frei. Jetzt hab' ich, was ich gewollt, daß Gott erbarm'! Ich bin allein wie der Luchs und frei wie der Vogel. Herr, das ist schrecklich. Ich weiß nicht, was Ihr seid, aber Ihr lebt unter den

*) Frischgefangener.

Menschen, Ihr sprecht mit ihnen, sie sprechen mit Euch, keinen habt Ihr zu fürchten; wie sollt Ihr wissen, wie es Unsereinem ist? Herr, Alles kann der Mensch ertragen, aber allein zu sein, kann er nicht ertragen."

In weiter Ferne krächzte ein Rabe. Der Geächtete sprang auf und horchte aufmerksam hin. Nach einiger Zeit krächzte ein zweiter.

„Lebt wohl, Herr," rief der grüne Konrad und griff zur Büchse, „das sind die Gendarmen!"

„Nicht doch."

„Gewiß!"

Er drückte Heinz eilig die Hand und sprang flüchtig über die Lichtung. Heinz verfolgte langsam den Weg zur Stadt.

Als er eine Strecke weit gegangen war, schien es ihm, als ob dunkle Gestalten neben ihm herhuschten. Bald darauf wurde ihm wieder ein „Halt!" zugerufen. Es waren Gendarmen. Er mußte sagen, wer er sei, woher er komme, wohin er gehe, ob er Niemand begegnet sei. Er verneinte die Frage, man ließ ihn ziehen.

Als Heinz in der Stadt ankam, erschien ihm sein Zimmer kalt und frostig.

„Allein und frei!" murmelte er. „Ich habe mir das auch gewünscht; jetzt bin ich fast so allein und frei wie jener Wilddieb."

Am andern Morgen hörte er von König, daß in derselben Nacht der grüne Konrad von den Gendarmen erschossen worden sei.

Aus Mariens Tagebuche.

Den 22. December.

Heute haben sie den grünen Kuni begraben. Die Frau thut mir leid, aber sie ist selbst schuld daran, daß es so gekommen. Als er zum ersten Male wieder wildern ging, hätte sie ihm nachlaufen müssen und das Wild verscheuchen. „Man muß die Männer kurz halten," das ist einer meiner Grundsätze.

Den 24. December, Morgens.

Heute kommt natürlich der „Abscheuliche" und Johannes und er bleiben zu Hause. Das wird ein schöner Weihnachtsabend werden! Wäre es nicht um Anna's willen, ich käme gar nicht herunter; aber ich will ihr nicht wehe thun. Für Johannes, den alten Philister, hab' ich ein Paar Morgenschuhe, für ihn eine Cigarrentasche: braune Blumen auf grünem Grunde. Beides ist recht gut gerathen. Der „Abscheuliche" bekommt natürlich nichts.

Den 24. December, Abends.

Gott sei Dank, der Abend ist endlich vorüber. Vater kam gleich nach Tische zu mir herauf und hielt mir eine lange Vorlesung darüber, daß der „Abscheuliche" unser Gast und Anna's Bräutigam sei und als solcher Anspruch auf eine anständige Behandlung erheben könne. Er bat mich dann, doch recht artig gegen ihn zu sein, und behauptete, daß man mit dem Kopfe nicht durch die Wand könne. Diese Männer! Als ob es nicht auch Wände von Papier gäbe, durch die man sehr wohl mit dem Kopfe kann. Neun Zehntel aller dieser angeblichen Wände, durch die man nicht können soll, sind von der Art. Das ist einer meiner Grundsätze. Den „Abscheulichen" soll man anständig behandeln! Nun, meine stillen Blätter, ihr werdet ja gleich erfahren, wie anständig der Patron sich selbst benimmt.

Am Nachmittage, wenn Vater sein Mittagsschläfchen gehalten hat, pflegt er uns am Weihnachtsabende regelmäßig hinauszuschicken und allein den Baum zu schmücken. Das ist nach meiner Ansicht auch ganz vernünftig, denn, wenn wir uns über den Glanz des Baumes so recht freuen sollen, so müssen wir ihn vorher nicht gesehen haben, und Vater thut es natürlich nur aus Liebe zu uns und um unsere Freude zu erhöhen. Wie er nun also heute die alten schwarzen Handschuhe anzieht, um sich nicht die Finger zu zerstechen, und uns Alle auffordert, das Zimmer zu verlassen, bleibt der impertinente „Abscheuliche" kaltblütig stehen und sagt wörtlich: „Wir sind ja keine Kinder mehr, Herr Pfarrer. Bleib' hier, Anna, wir wollen dem Vater helfen!"

Ich hätte vor Wuth bersten mögen, denn ich sollte natürlich das Kind sein. Ich fühlte, wie ich erröthete und rief: „Wenn Ihr bleibt, bleibe ich auch." Da lachte der „Abscheuliche" so recht malitiös, stieß Anna an und sagte: „Natürlich, Miß Mary, Sie sind ja kein Kind." Darauf sah er Anna an mit einem Blicke, der so viel heißen sollte, wie: „lache doch," und sie that denn auch so, als ob sie seine Worte sehr witzig fände. Ich beherrschte mich um Anna's willen und schwieg. Ich wünschte nur, er wäre dabei gewesen. Der Vater ging ein paar Mal im Zimmer auf und nieder, blieb dann vor dem „Abscheulichen" stehen und sagte: „Es mag Ihnen komisch vorkommen, Eichenstamm, daß auch die Erwachsenen hinausgehen; aber in meinem Hause ist es seit 25 Jahren so gewesen und ich würde nur ungern auf diese Sitte verzichten. An diesem Abende sollten wir Alle sein wie Kinder, so rein wie Kinder und so fröhlich wie Kinder."

Konnte man hübscher und zugleich höflicher sprechen als Vater? Ich eilte auf ihn zu und küßte ihm die Hand; aber dieser Eichenstamm, nein, dieser Eichenklotz, wie er wohl richtiger heißt, zieht die Stirn kraus und erklärt: „Wenn ich hier lästig sein sollte, so kann ich auch gehen." Damit wandte er sich um und wollte wirklich gehen.

Statt ihn sich nun trollen zu lassen und noch drei Kreuze hinter ihm her zu machen, geht nun von Anna's Seite natürlich das Bitten an. So hätte es der Vater nicht gemeint, er solle doch nur dableiben. Sie und ich würden hinausgehen und er solle dem Vater helfen. Ich sah, wie der Vater böse werden wollte, aber Anna's Angst rührte ihn

und statt den Abscheulichen hinauszuweisen, ging er auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Die menschliche Gesellschaft beruht auf lauter Compromissen; wollen wir auf diesen Compromiß eingehen." Der Vater ist viel zu gut.

Also Anna und ich gingen hinaus. „Höre," sagte ich, als wir im anderen Zimmer waren, „sage doch Deinem Bräutigam, daß er mich nicht Miß Mary nennen soll. (Es war mir nämlich zuwider, daß er so vertraulich gegen mich that.) „Ich will ihn darum bitten," antwortete sie mir, „aber ob er es deshalb lassen wird, weiß ich nicht. Es ist ja auch nichts Beleidigendes." „Ich will aber nicht, daß er mich so nennt," rief ich. Da brach Anna in Thränen aus. Ich wollte ungeduldig werden, dachte aber an ihn und beherrschte mich. Ich legte meinen Arm um ihre Schulter, küßte sie und sagte: „Meinetwegen mag er mich nennen wie er will." Nun dachte ich, sie würde aufhören zu weinen, aber sie weinte nur umsomehr. Mir war das Herz voll zum Zerspringen. Ich nahm ihre kleinen weißen Händchen, die ganz kalt waren, drückte sie an meine Brust und küßte ihr die Thränen weg. Ich hab' die Anna lieb wie eine Mutter ihr Kind und würde mich für sie in tausend Stücke zerreißen lassen. „Mein liebstes Schwesterlein," sag' ich, „warum weinst Du? Ich habe vorhin dumm und unbedacht gesprochen." Da drückt sie ihren Kopf an meine Schulter, faßt nach meiner Hand und schüttelt sich. „Ach! Ich hab' es so schwer, so schwer!" stöhnt sie.

Mir hat es das Herz zerrissen, daß sie so sprach; ich fing auch an zu weinen und so saßen wir beiden Waisen da und weinten bitterlich. Das war ein schöner Weihnachtsabend! Nach einer Weile springt Anna auf. „Was hab' ich gethan?" sagt sie. Er wird mir ansehen, daß ich geweint habe." Wie sie das sagte, waren mir die Thränen weg mit einem Male. „Was thut's?" frag' ich. „Er liebt es nicht," erwidert sie und eilt auf ihr Zimmer. Dort wäscht sie sich die Augen und ordnet sich das Haar. „Sieht man mir noch was an?" fragt sie und versucht zu lächeln, obgleich sie todtenbleich ist.

Mittlerweile kamen die Kinder aus dem Dorfe und wir hatten genug zu thun, um sie zu beschäftigen und in Ruhe zu erhalten. Gottlob, daß sie da waren; ihr Jubel richtete unsere müden Herzen auf. Ich dachte viel an ihn, der sonst an diesem Festtage immer

bei uns war. Nun, die Arminen haben ja auch einen Weihnachtsbaum. Ob er wohl an mich gedacht hat? Ob ihm wohl die Tasche gefallen hat?

Die Kinder waren nicht mehr zu halten, so daß ich einem Buben ein paar Klapse gab. Ich bin eigentlich gegen das Schlagen, aber oft leistet es doch sehr gute Dienste.

Als Vater klingelte, strömten die Kinder jubelnd hinein. Kinder sind doch allerliebste Geschöpfe!

Anna und ich gingen zuletzt hinein. Der „Abscheuliche" kehrte uns, dem strahlenden Weihnachtsbaume und dem Vater den Rücken zu, hatte den Kopf an das Fensterkreuz gelehnt und blickte zum Fenster hinaus. Er dachte wohl an die Bären und Wölfe seiner Heimath.

Warum geht er nicht dahin zurück?

Anna eilte natürlich gleich auf ihn zu und umschlang ihn. Er ließ sich denn auch umwenden, that dann aber wieder, als ob sie gar nicht da wäre, kreuzte die Arme über der Brust und stand so großartig da, wie König Heinrich der Abscheuliche. Er hatte sie übrigens sehr reich beschenkt; ich denke, der Schmuck allein muß ein paar Hundert Gulden gekostet haben. Als ich an meinen Platz ging, zitterte ich davor, daß er mir nicht auch etwas geschenkt habe, und richtig, das hübsche Nähtischchen war von ihm. Nachher kommt er noch auf mich zu und sagt in seiner nichtachtenden Weise: „Wenn's Ihnen peinlich ist, von mir ein Geschenk anzunehmen, Miß Mary, so können Sie es ja in die nächste Verloosung schicken." Ich schwieg, aber mein Gesicht sagte ihm wohl, daß ich es genau so machen würde. Doch darf ich nicht verschweigen, daß er mir heute zum ersten und hoffentlich auch zum letzten Male in meinem Leben einen Augenblick gefallen hat. Das war, als die alte Trude Anna ihre Fuchsia schenkte. An und für sich war es ein ziemlich schofles Gewächs, aber es bekam dadurch Werth, daß die Alte es so mühsam gezogen und so ängstlich vor Anna versteckt hatte. Anna wußte natürlich lange schon, was die Alte für sie vorbereitete, aber es war rührend zu sehen, wie diese die Blume in ihrer Art pflegte. Regnete es, so stellte sie sie auf's Dach. Dann warf der Wind die ganze Geschichte herab, daß der Topf zerbrach und das arme Ding in andere Erde kam. Nun hätte ich nie geglaubt, daß der Eichenstamm den Werth, den diese Blume dadurch erhielt, daß

sie mit Liebe großgezogen ward, verstehen könnte; aber es schien doch so, wenigstens umfaßte er die Trude und gab ihr einen Kuß.

Von ihm erhielt ich zwei Bücher: Den „Trompeter von Säckingen" und die „Blüthen aus dem Treibhause deutscher Lyrik." Letzteres scheint mir eine Sammlung lyrischer Gedichte zu sein. Johannes sandte mir ein paar Kaulbach'sche Bilder. Ich glaube, man findet sie recht hübsch. Vater und Anna hatten mich natürlich überreich bedacht.

Ich hoffte schon, der Abend werde ohne weiteren Scandal vorübergehen, aber der blieb doch nicht aus. Als Anna ihre Gaben näher betrachtete, fand sie darunter auch ein goldenes Kreuzchen. Sie fragte den Vater, von wem das käme, da erwiderte dieser mit einem Blicke auf den „Abscheulichen," es komme von Johannes. Nun, ich bin auch der Meinung, daß Johannes unter bewandten Umständen gut gethan hätte, die Gabe zu lassen, und daß Vater sie wenigstens nicht hätte auf den Tisch legen sollen; aber der „Abscheuliche" benahm sich natürlich wieder frech und roh nach seiner Weise. „Von Herrn Hellberg ist es?" rief er, öffnete das Fenster und warf das Kreuz einfach hinaus. So wurde denn der Abend, als die Kinder und Leute weg waren, recht trübselig, und ich glaube, wir waren Alle froh, als wir auseinandergingen.

Den 28. December.

Heute war Anna so krank, daß wir nach dem Arzte schickten. Er sagte, ihre Nerven seien sehr angegriffen und sie müsse vor jeder Aufregung gehütet werden. Ihr Herzleiden macht ihr wieder viel zu schaffen. Es macht mir Sorge, daß er hinzusetzte: „Sie hat ohnehin nicht viel zuzusetzen."

Für mich ist es schön, wenn sie krank ist, dann kann ich sie recht hegen und pflegen. Heute kämmte ich ihr das Haar. Was sie für wunderschöne Flechten hat!

Den 5. Januar.

Der „Abscheuliche" spricht jetzt viel davon, zu Ostern nach Berlin zu gehen. Anna thut ihm und mir gegenüber so, als ob ihr das ganz recht wäre; aber sie täuscht mich nicht, denn ich bin klug genug und mich betrügt man nicht!

Den 27. Januar.

Wer weiß, was die Beiden mit einander gehabt haben mögen; Anna hat wieder die ganze Nacht über geweint. Vielleicht hat er sie von seiner Abreise unterhalten. Ich weiß nicht, ob ich mehr wünschen soll, daß er geht, oder daß er bleibt.

Heute las ich in einem Buche: „Eine Frau wird von ihrem Manne nur so lange geliebt, als sie ihn beherrscht.“ Ich werde diese Ansicht zu einem meiner Grundsätze machen.

Auf den Westfalen-Ball, zu dem mich Frau Krug mitnehmen wollte, fahre ich nun doch nicht. Es schien ihm nicht lieb zu sein und da bleibe ich lieber zu Hause.

Den 14. März.

Unser Haus ist wie verwandelt. Vater hat all' seinen Humor verloren und ist so ernst, wie ich ihn, seit Anna wieder zu uns kam, nie gesehen habe; Anna grämt und härmt sich. Wie soll sie auch anders? Er erzählte mir, daß der „Abscheuliche“ für eine Arbeit die goldene Medaille erhalten habe, aber man merkt ihm keinerlei Freude an. Früher war er wenigstens amüsant, aber wenn er jetzt kommt, ist er immer verdrießlich und schweigsam. So ist er auch, wenn er mit Anna allein ist. Ob ich wohl unglücklich lieben könnte?

Den 2. April.

Jetzt ist der „Abscheuliche“ nun schon seit acht Tagen nicht hier gewesen. Anna schleicht wie eine Kranke umher. Sie ist auch krank. Ich begreife Vaters Geduld nicht!

Den 3. April.

Heute kam er endlich. Ich saß am Fenster und konnte Alles hören, Alles sehen. Als Anna ihm auf die Veranda entgegen eilte, fiel sie ihm um den Hals und weinte bitterlich. Er stieß sie nicht gerade zurück, aber er schloß sie auch nicht an sich, sondern stand da wie ein Steingötze und sagte trocken: „Worüber weinst Du denn, liebes Kind?“ „Nimm mir's nicht übel,“ schluchzte sie, „ich fürchtete, Du wärest krank.“ „Du mußt nicht so thöricht sein,“ erwiderte er und nahm ihren Arm von seiner Schulter. „Du weißt, daß ich viel zu thun habe. Du mußt nicht gleich weinen, Anna. Es ist wirklich nicht angenehm, immer mit Thränen empfangen zu werden.“

Ich war so wüthend, daß ich kaum noch hinhören mochte, aber nun sollte ich noch viel Tolleres sehen. Anna nahm seine Hand und küßte sie. „Verzeih' mir," bat sie. War das zu ertragen? Ich räusperte mich also kräftigst, damit sie doch gewahr würden, daß es noch verständige Leute in ihrer Nähe gebe und damit sie sich schämten. Da fragt er ganz laut: „Wie geht es denn Frau Hanning?" Da hielt ich es nicht länger aus, lief hinaus und sagte ihm tüchtig die Wahrheit. Aber tüchtig! Ich hatte eigentlich Angst vor ihm, denn er hat böse Augen; ich dachte auch, er würde auffahren wie ein angeschossener Eber, aber der abscheuliche Mensch blieb ganz ruhig, that noch so, als ob er gähnte und sagte: „Nicht übel, Miß Mary, gar nicht übel. Sie können noch einmal ein regelrechter Hausdrache werden."

Ich wandte mich um und lief davon. Sollte ich die Geschichte Vater erzählen? Was kann der am Ende auch thun, so lange Anna nicht von ihm läßt? Und doch wird er immer frecher.

Den 26. April.

Heute war er hier. Er wünscht nicht, daß ich Eichenstamm den „Abscheulichen" nenne, da will ich es denn lassen. Wie er gut ist! Er liebt ihn noch immer. „Fräulein Marie," sagte er, „Sie dürfen ihn nicht darnach beurtheilen, wie er jetzt ist. Wie soll ein so thatkräftiger, heißblütiger Mensch wie Eichenstamm nicht auf Abwege gerathen, wenn er so einsam lebt. Ich treibe mich doch viel in der Stadt umher, das Nest ist doch auch nicht groß, aber ich begegne ihm nie. Er hat sich von Allen zurückgezogen, auch von denen, die mit ihm austraten, und sitzt jetzt den ganzen Tag über allein auf seinem Zimmer. Ich kenne ihn wie meine Tasche. Er muß immer unter Menschen sein; je mehr er in Gesellschaft ist, um so liebenswürdiger ist er."

Den 3. Mai.

Nun ist er doch hiergeblieben. Ich erzählte Vater, was er mir gesagt, und bat ihn, ihm doch zuzureden, nach Berlin zu gehen; aber Vater meinte, er dürfe das nicht thun, damit Eichenstamm nicht etwa glaube, daß er Vater lästig sei. Vater ist übrigens auch der Meinung, daß es für Eichenstamm und uns Alle besser wäre, wenn er ginge, er selbst will ihm nur nicht zureden. Ja, wer soll es denn aber thun?

Er ist ein Schelm und das „Treibhaus deutscher Lyrik" ist ein Schelmenbuch. Fatal, daß ich es jetzt erst gelesen habe. Ich glaube, ich habe mich ihm gegenüber einige Male scharf blamirt.

Den 5. Mai.

Heute hatten alle Burschenschafter zusammen eine Ausfahrt nach Eichenreuth gemacht und fuhren durch unser Dorf. Wie hübsch das aussah! Voran fuhren die Musici, dann kamen ein paar Kaleschen, in denen, glaube ich, Professoren saßen, dann ein Wagen voll Fässer und endlich eine lange Reihe Leiterwagen, in denen immer je vier Studenten Platz genommen hatten. Die Germanen schienen in diesem Jahre stärker zu sein als die Arminen; aber die letzteren sind doch viel stattlicher.

Als sie gefahren kamen, stand Eichenstamm am Fenster. Er machte ein so finsteres Gesicht, wie ich noch nie eins bei ihm gesehen habe. Viele von den Germanen und auch einige Arminen grüßten ihn, aber er sah starr vor sich hin und verneigte sich auch nicht ein Bißchen. Als sie vorüber waren, sah er noch eine Weile stumm auf die Straße und sagte dann verächtlich: „Große Kinder!" Nachher seufzte er aber doch.

Er will übrigens auch austreten. Er behauptet, seit Eichenstamm ausgetreten ist, wären die Duckmäuser oben aufgekommen. Vater ist dagegen und ich auch. Diese ewigen Mensuren waren doch auch übertrieben und seine Wange sieht ohnehin aus wie ein Linienblatt.

Im Herbste will er sein Examen machen. Gott gebe uns einen kalten, regnerischen Sommer, damit er arbeitet.

Ob man wohl, wenn man ein Tagebuch führt, verpflichtet ist, alles Wichtige aufzuschreiben? Ich will darüber nachdenken.

Den 7. Mai.

Heute hielt Eichenstamm uns eine lange Vorlesung darüber, daß die deutsche Geschichtsforschung nichts tauge. Anna und ich saßen am Nachmittage am Nähtische und nähten Kleider für des grünen Konrad's Waisen; er saß Anfangs neben Anna, nachher sprang er auf und lief im Zimmer auf und ab, so daß ich fürchtete, er würde Vater erwecken. Er sprach natürlich nur zu Anna, denn mich hält er für ein Kind;

ich bin aber keines und ich habe Alles, was er sagte, so gut verstanden, daß ich es Wort für Wort hier aufschreiben kann.

„Je mehr ich mich in meine Studien vertiefe," sagte er, „um so weniger kann ich mich mit ihnen befreunden. Du weißt (das „„Du"" ging auf Anna), daß ich nun schon seit drei Jahren gearbeitet, daß ich im letzten Jahre mit der größten Anstrengung geforscht habe, Du weißt auch, daß meine Studien nicht ohne Erfolg geblieben sind (damit meinte er die goldene Medaille), und dennoch wird mir das Studium nicht lieber, sondern, je länger je mehr, zuwider. Je vertrauter ich mit dieser modernen Art Geschichtsforschung werde, um so mehr ekelt sie mich an. Du hast keine Vorstellung davon, wie klein die Welt ist, in der man sich da bewegt. Darüber, ob man in einer Handschrift a oder o zu lesen habe, streitet man in unserem Seminar tagelang, und die Frage, ob ein unbedeutendes, für den Gang der Ereignisse ganz gleichgültiges Treffen Anno eins oder Anno zwei geschlagen worden ist, ruft Bände von Erörterungen hervor. Mit dem größten Fleiße werden die alten Archive durchforscht und jede alte Urkunde wird sorgsam abgeschrieben und getreulich abgedruckt, so daß die gelehrten Bibliotheken jetzt nicht nur von geschriebenem, sondern auch von gedrucktem Schunde wimmeln. Damit bläht man sich denn unsäglich und glaubt Geschichte geschrieben zu haben, wenn man einen Haufen dürrer Thatsachen zusammengestellt hat. Fragen wir nun: „„Ja, aber wozu soll denn das?"" so wird uns die Antwort zu Theil, das seien die nothwendigen Vorarbeiten für eine instructive und großartige Behandlung der Geschichte. Ich weiß nicht, ob Du verstehst, was sie damit meinen. Es soll also z. B. keine Geschichte Deutschlands geschrieben werden können, ohne daß der ganze Kram, der in den Bibliotheken und Archiven von den Mäusen gefressen wird, veröffentlicht oder wenigstens verzeichnet ist. Du wirst finden, daß diese Ansicht Vieles für sich habe und ganz verständig sei, sie ist aber grundfalsch. Wer einmal in der Tretmühle der neueren deutschen Geschichtsforschung gearbeitet hat, dessen Geist ist zu rascher Fahrt nimmermehr zu gebrauchen, dessen Geistesflügel sind ein- für allemal gelähmt. Ich bin für meine Preisarbeit höchlichst belobt worden und wovon handelte sie? Von einem obscuren Bischof, von dem wir eigentlich nur wissen, daß seine Thätigkeit so ziemlich unbekannt ist. Man

hat in Deutschland ganz vergessen, daß es beim Studium der Geschichte nicht auf Thatsachen, sondern auf Ideen ankommt und daß ein ideenreicher Geist weder im Stande sein wird, sich die Kenntniß von allen zu Tage geförderten Thatsachen anzueignen, noch auch ihrer bedarf, denn er schafft aus dem Vollen heraus. Es mag ja Menschen geben, denen es genügt, in der Tretmühle thätig zu sein, aber ich gehöre nicht zu ihnen. In die Tretmühle gehört der Esel, aber nicht das Roß. Zum Gelehrten bin ich nicht geboren (das glaube ich; Hufschmied hätte er werden sollen), das erkenne ich immer mehr."

„Du hast ganz Recht, lieber Heinz," erwiderte Anna, „und ich verstehe Deine Abneigung gegen die Leute sehr wohl, welche Lichtbringer zu sein wähnen, wenn sie Kohlen herbeischaffen; aber einmal ist ihre Thätigkeit doch immerhin die Voraussetzung der Gasflamme, dann bist Du ja auch nicht gezwungen, Tagelöhner im Dienste der Wissenschaft zu bleiben. Eben Du, der Du so klar erkennst, worauf es ankommt, scheinst mir dazu berufen, eine neue Aera in der Wissenschaft zu begründen und aus all' den vereinzelten Forschungen die maßgebenden und menschlich allein interessanten Resultate zu ziehen."

Anna's Einwand schien mir sehr vernünftig zu sein und ich war neugierig zu hören, was er erwidern würde.

„Nein, Anna," versetzte er, „dazu bin ich nicht der Mann. Mir ist das Stillsitzen, das Stubenhocken bis zum Halse zuwider. Ich sähe am liebsten kein Buch mehr an. Mich verlangt nicht nach dem Umgange mit Menschen, bei Leibe nicht, die verwünschte Brut (so sagte er wörtlich) ist mir verhaßt; aber ich will in der freien Natur leben. Ich will nicht in Büchern lesen, daß andere Leute gelebt haben, ich will selbst leben. Ich will von keinem Bischofe mehr wissen und von keinem Herzoge, ich will die Vögel singen und die Rosse wiehern hören."

So redete er und schien ganz aus Rand und Band zu sein. Ich weiß nicht, ob ich ihn bedauern soll, denn was er vom Lesen sagte, war mir sehr sympathisch, meine Sache ist's auch nicht, oder ob ich mich ärgern soll, daß er über die deutsche Wissenschaft so hochmüthig aburtheilt.

Den 8. Mai.

Ich habe heute viel über Eichenstamms Worte nachgedacht. Mich hält er wohl für einen Kindskopf, der eben nur weiß, daß zweimal zwei vier ist. Was er wohl sagen würde, wenn er wüßte, daß ich alle seine Worte euch, meinen stillen Blättern, anvertraut habe?

Den 10. Mai.

Anna härmt sich darüber, daß Eichenstamm mit seinem Fache nicht zufrieden ist. Als ich sie zu trösten suchte, erwiderte sie: „Er ist unglücklicher als ich." Ob das wahr ist? Unglücklich sieht er freilich aus.

Seit Anna wieder kränkelt, muß ich die Wirthschaft führen. Das Gemüse kam heute leider halb roh auf den Tisch.

Den 15. Mai.

Heute sind es schon wieder acht Tage, daß er nicht hier gewesen ist. Was mag er doch so ganz allein machen?

Den 16. Mai.

Wunderbar, daß er noch immer nicht gekommen ist. Wenn er wirklich unglücklich sein sollte, so müßte sich Anna allerdings mehr zusammen nehmen. Liebte ich ihn (ich hasse ihn aber natürlich), so würde ich ihm jetzt immer ein lustiges Gesicht zeigen.

Er war heute hier. Ach, wie liebe ich ihn!

Ob Eichenstamm wirklich so unglücklich ist, wie Anna glaubt?

Den 18. Mai.

Eichenstamm war endlich hier. Er schien mir sehr zerstreut und schweigsam. Die Beiden waren zur Eiche hinaufgegangen und kamen erst nach ein paar Stunden zurück. Anna war wieder verweint.

Das Wetter ist jetzt köstlich, die Nächte sind wundervoll. Ich sitze immer bis tief in die Nacht hinein am offenen Fenster. Was die Sterne für einen köstlichen Glanz haben, wie die Luft mild und erquickend ist!

Eichenstamm hat wohl recht, wenn ihm davor graut, sein Leben unter Büchern zu verbringen. Die Natur, die Natur ist Alles. Was ist das schönste Gedicht gegen den einfachen Schlag der Nachtigallen?

Den 21. Mai.

Ich habe den Frühling noch nie so genossen, wie in diesem Jahre, und doch überkommt mich jetzt mitunter tiefe Traurigkeit. Was macht mich so traurig? Bin ich von Anna angesteckt?

Den 22. Mai.

Ob er seine Studien aufgeben will? Ja, aber was will er dann machen? Er ist doch nicht reich genug, um nur von seinem Vermögen zu leben.

Den 30. Mai.

Heute hatte ich zum ersten Male mit Anna ein längeres Gespräch über Eichenstamm. Ich nahm mir ein Herz und sprach frisch von der Leber weg. Ich sagte ihr, daß sie ihn viel zu sehr verwöhne und daß Vater und ich der Meinung wären, daß sie ihm damit einen schlechten Dienst erweise. Ich rieth ihr, ihm immer ein fröhliches Gesicht zu zeigen und ihm ruhig zu widersprechen, wenn er in seiner tyrannischen Weise etwas von ihr verlangt. Sie hörte mich aufmerksam an (wie sie denn überhaupt mich jetzt ganz als Erwachsene und als Freundin behandelt), aber als ich geendet hatte, sagte sie: „Ich danke Dir, Mariechen, für Deinen Rath; er ist gewiß gut gemeint und er ist vielleicht auch klug, aber befolgen kann ich und will ich ihn nicht. Ich will den Mann, den ich liebe, weder belügen, noch mit ihm kokettiren. Wie ich bin, so soll er mich kennen. Hört er dann auf, mich zu lieben, nun, ich weiß nicht, wie ich es ertragen soll; aber ich bin es ihm schuldig, daß ich mich zu nichts Unwürdigem hergebe."

Ich war tief beschämt. „Liebe Anna," sagte ich, „verzeih' mir meinen dummen, kindischen Rath." Da brach sie in heftiges Weinen aus. „Warum weinst Du?" fragte ich unwillkürlich. Da schrie sie auf: „Weil Alles verloren ist," und fing plötzlich an, laut zu lachen. Mir erstarrte das Herz. „Was ist Dir?" rief ich. „Um Gotteswillen, was ist Dir, Anna?" Ich dachte, sie wäre wahnsinnig geworden; aber das war, Gottlob, nicht der Fall. Sie hörte mit dem Lachen auf und weinte still vor sich hin. Nach einer Weile kleidete sie sich aus und legte sich zu Bett. Ich bin noch voll Schrecken.

Ich habe jetzt den Jammer gesehen!

Den 31. Mai.

Heute Morgen hatte ich den Muth, Anna zu fragen, ob sie nicht mehr verlobt seien. „Noch sind wir verlobt," erwiderte sie. Ich fragte nicht weiter.

O, wie ich diesen Eichenstamm hasse!

Was aber sonst?

Marie hatte recht, Heinz war wirklich aus Rand und Band. Die Wissenschaft, wie sie ihm gelehrt wurde, befriedigte ihn nicht, sie wurde ihm von Tag zu Tag mehr zuwider. Er hatte mit der größten Energie gearbeitet, mit dem größten Eifer nach Befriedigung gesucht, sie war ihm nicht zu Theil geworden, sein Fleiß erschien ihm wie verschwendet.

Die völlige Vereinsamung, in der er lebte, war nicht dazu angethan, ihm das Herz leichter, den Sinn frischer zu machen. Er hatte bisher durch unermüdliche Arbeit die innere Unruhe niedergehalten, jetzt, wo er aufhörte zu arbeiten, verlangten seine leidenschaftliche Natur, sein lebhafter Geist stürmisch nach einer Veränderung. Auch sein Verhältniß zu Anna konnte ihm auf die Dauer keine Befriedigung gewähren. Anna's Hingebung an seinen Willen war von vornherein viel zu bedingungslos gewesen, als daß er sich ihren Werth so recht hätte zum Bewußtsein bringen können, ihre Liebe hatte von Anfang an zugleich einen so starken Zug der Resignation gezeigt, daß es ihm selbstverständlich erschien, sie sei keinerlei Ansprüche an ihn zu machen berechtigt. Er hatte sich Anna's Liebe nicht mühsam erobert, sie war ihm wie eine reife Frucht gleichsam von selbst zugefallen, wie sollte er sie als ein hohes Gut schätzen. Er war jung, eitel und hochmüthig, da mußte ihm auch das reichste Maß von Liebe als eine selbstverständliche Huldigung erscheinen. Daß jedes Fünkchen Liebe, das uns die Menschen darbringen, ein hohes, unverdientes Glück ist, daß wir für jeden Pulsschlag, der uns im kalten Leben warm entgegenschlägt, Dank schuldig sind, davon ahnte seine Seele nichts.

Anna wußte sehr wohl, wie es in ihm aussah, und daß sie es wußte, das war eben Beider Unglück. Wäre sie weniger wahr gewesen, sie hätte ihre Hingebung mitunter gezügelt, wäre sie weniger stolz gewesen, sie hätte mit den Beweisen ihrer Liebe mehr gegeizt,

so aber verschmähte sie jedes Mittel, seine fliehende Liebe festzuhalten. „Ich will ihm gegenüber nicht Komödie spielen," sagte sie, „ich will handeln, einzig und allein wie mir ums Herz ist."

Wenn sie daran dachte, daß sie sein Herz nicht behalten würde, so machte sie ihm gegenüber kein Hehl daraus, und wenn er ihr dann im besten Glauben, in den leidenschaftlichsten Worten seine Liebe versicherte, so wurde ihre Traurigkeit dadurch nicht gemindert und sie verbarg ihm das nicht. So wurde denn die Trennung von ihr, die mit Entsetzen an sie dachte, zuerst selten und dann immer häufiger zur Sprache gebracht, von ihm, der an ihre Möglichkeit nicht geglaubt hatte, anfangs heftig, dann immer schwächer und schwächer bekämpft.

Hätte er einen Beruf gehabt, der ihn befriedigte und beschäftigte, wäre Anna nicht seine Braut, sondern seine Frau gewesen, so hätte sich, was zwischen ihnen stand, wohl ausgeglichen, so aber mußte ihr Verhältniß sich zu einem unleidlichen gestalten. Sein lebhafter Sinn, sein feuriges Blut verlangten nach Leben und Bewegung, seine jugendlichen Kräfte begehrten, sich im Streite und Kampfe mit Andern zu messen, er hatte sich aber selbst jeden Umgang abgeschnitten. Er kam zu Anna und fand in ihr nur das Echo seiner Worte, seiner Ansichten. Er fand sie verweint. Von Mitleid und Liebe ergriffen, fragte er sie, warum sie geweint habe. Sie umschlang seinen Hals und weinte heftiger. Er beschwor sie in den feurigsten Worten, seiner Liebe zu vertrauen, an seine Beständigkeit zu glauben — sie wußte, daß er, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Unwahrheit redete und weinte nur noch mehr. Er wurde ungeduldig, zornig, er schalt sie in den heftigsten Worten — bleich wie eine Leiche, ergeben wie eine Märtyrerin saß sie vor ihm. Dann überkam ihn wohl ein grimmiger Jähzorn, der ihn mit scheinbarer Kälte das härteste Wort, den schmerzendsten Spott aussprechen ließ, bis er von ihr eilte und irgendwo im Walde seinen Zorn austobte.

Eines Tages saß er, wie jetzt so oft, müssig am Fenster und schaute müde und verdrossen auf die Straße. Die Ferien hatten bereits begonnen, all das lustige, junge Volk, das sonst die Straße belebte, war nach allen Seiten auseinander geflogen. Die Einen waren zu Hause bei den Ihrigen, die Andern durchschweiften in Gesellschaft oder allein Berg und Thal, ein Geist tödtlicher Langeweile ruhte auf dem

Städtchen. Es regnete bereits seit Tagen. Es war kein Regen, wie ihn der Sturm, der wilde Geselle, vor sich hertreibt, es war auch kein Regen, wie ihn die schwarze Gewitterwolke zur Erde fallen läßt, der auf den Dächern dumpf aufschlägt und die Straße plötzlich unter Wasser setzt, nein, es war ein ruhiger Regen, der so langsam, gleichmäßig und langweilig herabfällt, wie es sich für einen Regen geziemt, der an einem kalten, feuchten Augusttage in einer kleinen Universitätsstadt, die augenblicklich ohne Studenten ist, niederfällt. Auf der Straße ist kein Mensch sichtbar. Gerade vor dem Hause, an dessen Fenster Heinz sitzt, hat sich in dem schlechten Pflaster eine große Wasserlache gebildet und Heinz zählt die Regentropfen, die von Zeit zu Zeit hineinfallen und das trübe, schmutzige Wasser ein wenig aufspritzen machen, so sorgfältig, als wenn er sich eigens zu diesem Zwecke an's Fenster gesetzt hätte.

In der Ferne holpert ein Wagen über die unregelmäßigen Steine des Pflasters. Das ist ein Ereigniß. Horch — jetzt muß er in der Langstraße sein, jetzt muß er gleich um die Ecke kommen. Da ist er. Es ist einer jener Wagen, wie sie an der Eisenbahnstation halten, um von dort aus den Verkehr in's Land hinein zu vermitteln. Heinz betrachtet das Gefährt, das sich in diese Einsamkeit wagt, mit großer Aufmerksamkeit. Er wird immer aufmerksamer, er lehnt sich aus dem Fenster, und als der Wagen vor seiner Thüre hält, schnellt er wie elektrisirt zurück und eilt die Treppe hinunter.

„Horace, mein lieber Horace," ruft er, als er den jungen Mann umarmt, der aus dem Wagen gesprungen ist.

Als die ersten Freudenbezeugungen vorüber und Beide auf Heinzens Zimmer waren, legte dieser seinen Arm um des Freundes schlanke Taille und fragte:

„Nun sage mir, wo kommst Du her?"

„Mein lieber Heinz," erwiderte Horace, indem er mit seinen feinen, weißen Händchen Heinzens Hand streichelte, „ich freue mich, daß ich endlich in der Lage war, dem Verlangen meines Herzens zu genügen und Dich aufzusuchen. Ich kann Dich versichern, daß ich es nur sehr schwer ertragen habe, so lange von Dir getrennt gewesen zu sein. Ich bin wirklich sehr erfreut! Ich komme mit meiner Mama und Madeleine, die Dich natürlich grüßen lassen, aus Italien. Ich

ließ die Meinigen nicht gern im Stiche, Du weißt, auf Eisenbahnen ist man vor Kreti und Plethi nicht ganz sicher und sie müssen noch bis C—, wo sie mich im Weißen Schwane erwarten werden, aber meine Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit Dir war eben ganz unüberwindlich."

Heinz drückte dem Freunde herzlich die Hand.

„Nun, Ihr habt eine schöne Reise gemacht?"

„Ach, Heinz, eine sehr schöne Reise! Diese Kunstschätze! Man würde Italien übrigens allerdings noch mehr genießen, wenn die Küche dort nicht so abscheulich schlecht wäre. Nein, diese Menü's! Dazu sind alle Speisen affreuser Weise mit Knoblauch angerichtet. Ich versichere Dich, mir wird ganz schlimm, wenn ich nur daran denke. Und auch sonst hat man dort entsetzlich wenig Comfort. Diese Betten! Ich versichere Dich, es ist, als ob man auf einem Steine schliefe. Von Venedig ab, wo wir in einem deutschen Gasthofe sehr gut aufgehoben waren, haben wir durch ganz Italien kein irgend erträgliches Hôtel gefunden. Auch in Neapel sind die Betten miserabel, aber der Golf ist wohl wunderschön. Und dann dieses Capri! Ich machte dort die Bekanntschaft eines Engländers, eines sehr unterrichteten Herrn und bekam durch seine Vermittelung dort einen Lacrimae Christi, wie ich solchen noch nie getrunken hatte. Nachher habe ich freilich in Palermo diesen Wein von derselben Qualität getrunken."

„Nun, und wart Ihr auch in Rom?"

„Natürlich. Wir wohnten dort in einem leidlichen Hôtel, aber die Preise waren horribel."

„Hat Euch der Krieg nicht gestört?"

„Ach nein. Wir kehrten über Frankreich zurück. O, diese französischen Truppen! Ich versichere Dich, es ist eine herrliche Armee! Und die Marsellaise! Wir lernten in Genua einen Colonel Loseron kennen, es war ein ganz charmanter Mensch, ganz* charmant, der ließ sein Bataillon stets die Marseillaise singen. Parole d'honneur! Madeleine war entzückt, wenn sie den Gesang hörte. Madeleine liebt die Freiheit außerordentlich. Aber nun erzähle, lieber Heinz, was treibst Du? Hast Du Deine Studien noch nicht beendet? Entschuldige, wenn Dir meine Fragen indiscret erscheinen sollten, ich stelle sie wirklich nur aus Interesse."

Heinz antwortete anfangs ausweichend, nachher wurde er warm und sprach, wie ihm um's Herz war. Horace hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu. Als Heinz schwieg, faßte er seine Hand und sagte in seiner weichen, einschmeichelnden Weise: „Mein liebster Heinz, das ist ja Alles ganz natürlich! Ich habe immer geglaubt, daß Du zum Gelehrten zu Schade bist. Bei Deiner Energie, bei Deinem auf das Praktische gerichteten Geiste muß Dir eine solche Beschäftigung, die ich mir, bei aller Hochachtung natürlich vor der deutschen Wissenschaft, mit der Thätigkeit eines Maulwurfs zu vergleichen erlaube, unerträglich werden. Ich muß Dir sagen, daß ich mich während meiner Studien gewissermaßen von der deutschen Wissenschaft emancipirt habe. Ich finde, daß sie zu abstrakt ist. Ich möchte an die deutsche Philosophie erinnern. Man kann die Untersuchungen der französischen und englischen Philosophen mit Interesse lesen, aber wer mag Hegel oder Schelling heut zu Tage noch vornehmen? Es muß doch jedes Ding einen erkennbaren, greifbaren Nutzen gewähren und doch dürfte sich ein solcher von einem großen Theile der deutschen Wissenschaft schwerlich erhoffen lassen. Du solltest Dich emancipiren, Heinz, Du solltest die Tagelöhnerarbeit den geistigen Tagelöhnern überlassen. Du hast Dich, wie Du sagst, ausschließlich mit dem Mittelalter beschäftigt — das ist eine affreuse Zeit, die Leute waren damals doch noch sehr zurück in der Cultur, Du mußt das Mittelalter aufgeben und Dich der modernen Zeit zuwenden. Ludwig der Große, Friedrich der Große, Napoleon der Große, das sind würdige Gegenstände der Studien. Die Hohenstaufen, ich bitte Dich, es sind im Grunde doch nur Barbaren. Du solltest Dich hier nicht so einrosten lassen, Heinz! Du solltest nach Berlin gehen. Nun, ich liebe diese Stadt nicht, sie ist ein wenig frostig, aber ich glaube, daß sie in wissenschaftlicher Beziehung viel Anziehendes bietet. Du solltest Ranke hören, der einen sehr weltmännischen und sympathischen Eindruck auf die Gemüther macht. Ich glaube, daß Dich auch Droysen fesseln würde, mir ist er zu preußisch, und mir ist das ganze Preußenthum in der Seele zuwider, aber interessant sind die Droysen'schen Vorlesungen immerhin. Bei Beiden ist man jedenfalls das schreckliche Mittelalter, die ewigen Papst- und Kaiserkämpfe los. Du solltest immerhin nach Berlin gehen, Heinz. Das Leben in diesen kleinen

deutschen Universitätsstädten ist auf die Dauer doch unerträglich. Die Bevölkerung besteht aus Professoren, Studenten und Philistern. Wenn wir sie ein wenig näher betrachten, so finden wir, daß sie Alle eigentlich nur einen Stand ausmachen, nämlich den der Philister. Der Professor der kleinen Universitätsstadt ist auf dem Katheder zwar ein Heros, aber doch ein philiströser Herr, wie die Generäle Friedrich's des Großen auf dem Wilhelmsplatze — antikes Kostüm und Zopf. Er bringt die kühnsten Gedanken vor, aber er liest sie aus einem Hefte ab und liest sie noch dazu schlecht ab. Nun, auf dem Katheder geht der Mann immer noch an, aber kaum hat er dieses verlassen, so ist er nicht um ein Haarbreit weniger langweilig und platt und weit hochmüthiger, als sein ungebildeter Hausnachbar, der Schuhmacher. Nun, und ist der deutsche Student nicht auch ein Philister? Ist er nicht auch ein Mensch, der sich ohne alle Initiative in dem hergebrachten Gleise fortbewegt und flott ist, nicht, weil ihm das aus der Seele kommt, sondern weil die Andern es sind? Du wirst nicht verlangen, Heinz, daß ich Dir auch noch das Gros der Philister schildere. Es ist eine gedankenlose, sehr wenig liebenswürdige Menge. Der Papa ist ein unverschämter, winselnder Geselle, die Mama ist ein wenig dummdreist, wenn man das von Frauen sagen darf, die Töchter sind jeder Zoll Leimruthe, studirende Gimpel daran zu fangen. Du solltest nach Berlin gehen, Heinz!"

Horace sprach das Alles so ungemein rasch und mit so weicher Stimme, daß, wenn Jemand ihn, ohne die Worte zu verstehen, hätte sprechen hören, er gemeint haben würde, Horace trage einer hochgestellten Person eine wichtige Bitte überaus eindringlich vor.

Heinz war aufgesprungen und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Fortgehen! Er hatte sich das selbst schon so oft gesagt, und doch schrak er bis in's innerste Herz zusammen, als Horace es jetzt aussprach. Was sollte er noch in Fischersbach? Examen machen. Und dann? Dann nach Hause gehen. Und dann? Dann Lehrer werden. Nein! das nicht! Das war ganz unmöglich! Was aber sonst? Auf eine Professur ausgehen. Und dann? Dann sein Leben lang Geschichte dociren. Nein! Das nicht! Das war nicht möglich, er mochte kein Buch ansehen. Was denn aber sonst? Reichen seine Mittel aus, um verheirathet ohne Amt leben zu können? Nein!

Und welches Amt konnte er bekleiden? Keines! Sollte er Anna sagen: „Ich bin nichts geworden, ich habe nichts, warte, bis ich was werde?“ Nein! Das ging nicht. Was aber sonst? Was sonst?

Diese Gedanken schossen ihm durch den Kopf, während er im Zimmer auf und ab ging, an seiner Unterlippe nagte und Horace sprechen hörte.

Es war nicht das erste Mal, daß er so durch das Zimmer lief, während die Gedanken sich in seinem Kopfe jagten, wie die fallenden Schneeflocken auf der winterlichen Haide.

O, dieses leidige: „Was sonst?“ Es war ihm seit Monaten ein schrecklicher Gesellschafter geworden, der sich ihm in seiner Einsamkeit aufdrängte und ihn keinen Augenblick verließ. Wenn Heinz Stunden lang vor seinen Chroniken gesessen hatte, dann war er wohl plötzlich aufgefahren und hatte bemerkt, daß er auch nicht eine Zeile gelesen, daß er die ganze Zeit über stets diese eine Gedankenreihe in seinem schmerzenden Kopfe umhergewälzt hatte. Wenn ihn bei seinem einsamen Mahle die Frage des Kellners, ob das Essen nicht gut sei, aus seinen Träumen aufschreckte, so hatte er diesen Gedanken verfolgt. Wenn er Stunden hindurch schweigend neben Anna gesessen und finster vor sich hingebrütet hatte, so fuhr er auf mit: „Was aber sonst? Was sonst? was sonst?“

Horace saß in seiner Sophaecke, rauchte seine Cigarre, besah dazwischen seinen Siegelring und sprach eindringlich zu dem Freunde:

„Du solltest wirklich nach Berlin gehen, Heinz. Du wirst dort viel Anregung finden. O, welche Anregung! Auch in politischer Beziehung. Ich denke mir, daß der Historiker auch immer zugleich Politiker sein muß. Die Geschichte ist doch, ich möchte sagen, die erstarrte Lava-Politik. Was denkst Du zu diesem Bilde, Heinz? Dürfte es nicht zutreffend sein? Ich bin auf Deine Meinung ein wenig gespannt.“

„Wie sagtest Du?“ fragte Heinz, aus seinen Gedanken auffahrend.

„Ich vergleiche die Geschichte mit der erstarrten Lava. So lange sie im Fluß ist, nennen wir sie Politik.“

„Horace, die Sache ist nicht so einfach. Mir kann keine Anre-

gung helfen, mir ist die Wissenschaft als solche zuwider. Ich mag kein Buch mehr sehen."

Horace sprang auf: „Lieber Heinz, Du erschreckst mich ungemein. Du bist so aufgeregt, Du bist krank."

„Ja und nein. Ich erkenne mich selbst nicht mehr. Du kennst mich, Du weißt, daß ich die Wissenschaft liebte, daß ich fleißig war, nun bin ich wie verwandelt. Ich habe alle Freude am Arbeiten verloren, die Wissenschaft erscheint mir wie eitel Lug und Trug. Es liegt nicht nur in der Methode, es liegt in der Sache. Es ist kein Fortschritt in der Sache, Horace. Die Menschheit weist keinen Fortschritt auf, keinen wahrhaften Fortschritt. Die Coulissen wechseln, die Bühne wechselt, die Acteure wechseln, aber das Stück, das aufgeführt wird, bleibt immer dasselbe. Es ist eine schale Komödie, eine elende Posse. Der König mag nun eine Stirnbinde, eine Krone oder einen Helm auf dem Kopfe haben, er bleibt immer derselbe selbstsüchtige Gewalthaber; der Staatsmann mag in der Toga oder im Frack einhergehen, er bleibt immer derselbe Selbstsüchtige, Ehrgeizige, der Priester mag im weißen, blauen oder schwarzen Talar dahinschreiten, er bleibt immer derselbe herrschsüchtige Pfaffe; der große Haufen der Statisten bleibt immer dieselbe dumme, schmeichelnde, geifernde, neidische Menge, die sich um die vom Könige, Staatsmann oder Priester unter sie geworfenen Schlagworte balgt, stößt und todtschlägt. Es ist kein Fortschritt in der Sache, Horace, es lohnt sich nicht der Mühe, wieder hinzugehen, wenn man einmal dagewesen ist. Weiber, Kinder und Pöbel mögen es thun, um sich an den bunten Kleidern satt zu sehen, dem Manne bringt seine Bildung wenigstens das eine Gute — daß er Komödie nicht für Leben nimmt."

„Liebster Heinz, Du darfst mir das nicht übel nehmen, aber Du bist wirklich krank. Du hast Dich überarbeitet, Deine Nerven sind angegriffen. Du mußt Dich erholen. Komm mit mir nach Parkhof. Bleibe bei uns, so lange es Dir gefällt und thue dann, was Du willst. Bleibst Du dann dabei, die Beschäftigung mit der abstrakten Wissenschaft aufzugeben, nun, so werde Landwirth. Einem Manne wie Dir steht die ganze Welt offen, und welchen Beruf Du auch ergreifen mögest, Du wirst ihm immer zur Zierde gereichen. Pachte Parkhof oder einen seiner großen Beihöfe, oder kaufe Dich an, meine

Kasse steht ganz zu Deiner Verfügung.. Ich bin nie froher über meine Wohlhabenheit gewesen, als bei der Aussicht, Dir durch dieselbe gefällig sein zu können."

Horace hatte seine Arme um Heinzens Nacken geschlungen und schritt neben ihm her.

Was sollte er noch in Fischersbach? Examen machen. Und dann? Dann nach Hause gehen. Und dann? Dann Lehrer werden. Nein! das nicht, das war ganz unmöglich! Was aber sonst? Landwirth werden. Und dann? Anna heirathen. Und dann? Ein glückseliges Leben führen auf der grünen, heimischen Erde, in der frischen, heimischen Luft!

Es war, als hörte der wirbelnde Tanz der Schneeflocken auf, als zeigten sich dem Verirrten endlich die dunkeln Umrisse des erstrebten Daheims, dunkel zwar noch, unbestimmt und zerflossen, aber es war doch etwas Anderes als das ewige Einerlei der wirbelnden Flocken.

„Der Gedanke ist mir ganz neu, Horace!"

„Ueberlege ihn Dir, Heinz. Ich werde jedenfalls ein paar Tage bei Dir bleiben, ich kann ja an Mama telegraphiren — es giebt hier doch einen Telegraphen? Nun, ja wohl, ich dachte es mir. Ich kann ja Mama telegraphiren, daß ich erst Sonnabend komme. Wir wollen heute nicht mehr davon sprechen, Heinz, aber überlege Dir meinen Vorschlag. Er ist ja auch meinerseits natürlich vorläufig noch ganz in's Blaue hinein gethan, aber überlege ihn Dir, Heinz. Nun noch eine Frage: Kann ich die Nacht bei Dir bleiben, ich nehme natürlich mit Deinem Sopha vorlieb, oder muß ich in's Hôtel? Ich hoffe, Du wirst mir es ganz offen sagen, falls ich Dir lästig falle."

Heinz bat Horace natürlich, bei ihm zu bleiben.

„Ich danke Dir, Heinz. Ich bin das Leben in den Hôtels entsetzlich überdrüssig. Es fehlt ja den deutschen Hôtels keineswegs an Comfort, aber dies ewige Geklingel und die dummen Gesichter der Mägde, die eilfertigen Kellner und dann diese ewigen Trinkgelder! Ich bitte Dich, lieber guter Heinz, ist es nicht (wenn Du erlaubst, ziehe ich mir den linken Stiefel ein wenig aus, er drückt mich) ist es nicht fürchterlich, daß, wenn man ein Hôtel verläßt, man sich immer erst durch eine ganze Bande von Kellnern, Hausknechten und Portiers

durchschlagen muß? Wodurch unterscheiden sie sich von den Bettlern Italiens, als daß sie wohlfrisirt und gut costümirt sind?"

Horace erzählte nun den ganzen Abend von Italien, ohne zwischen Großem und Kleinem, zwischen Kunsteindrücken und Hôtelerlebnissen und Menü's irgend einen wesentlichen Unterschied zu machen. Heinz hörte zerstreut zu und verfolgte in Gedanken den neuen Plan.

Schließlich weihte er Horace auch in sein Liebesverhältniß ein. Er that es, obgleich er es eigentlich nicht thun wollte, bevor er sich mit Anna besprochen, aber er hatte so lange jedes vertrauten Umganges entbehrt, daß er nun Alles hingab.

Horace schien von der Mittheilung des Freundes nicht eben erbaut zu sein. Er war viel zu höflich und discret, um seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, aber sein Gesicht zeigte deutlich, daß Alles, was Heinz jetzt erzählte, ihm mißfiel.

„Nun, und Du scheinst zu fürchten, daß Dein Fräulein Braut nicht darin willigen wird, daß Du Landwirth wirst," sagte er endlich.

„Nein, das nicht, Anna thut, was ich will."

„Wohlan, dann fahre morgen hinaus und sprich mit ihr."

Nein.

Langsam und zögernd nahte am andern Morgen das Licht des Tages, als schien es der Sonne kaum der Mühe werth, an einem solchen Tage ihren Lauf zu beginnen. Es hatte aufgehört zu regnen, aber ein dichter Nebel stieg von dem durchnäßten Boden auf und hüllte Alles in sein düsteres Grau. Schwer und trübe lastete er auf den schlanken Säulen des Hochwaldes, auf den Bergen, schwer und trübe lag er auf den Dächern der Häuser in den Thälern, schwer und trübe ruhte er auf den winkeligen Gassen und Gäßchen der alten Universitätsstadt. Fröstelnd schritt Heinz seines Weges. Wohin er auch blickte, auf zum verhüllten Himmel, hinab in das trübe, graue Wasser der Pfützen auf seinem Wege oder zur Seite zu den buschigen Berghalden, überall gähnte ihm dasselbe öde, wüste Grau entgegen. Wie oft war er diesen Weg gegangen, jetzt ging er ihn vielleicht zum letzten Male. Dort, wo der Seitenpfad nach rechts hin die große Straße verließ, blieb er stehen und athmete schwer. Ihm stand jener Morgen wieder vor der Seele, als er mit Hellberg und Hanning und all' den anderen frohen Gesellen dort den Hügel hinab fuhr, auf der Rückfahrt von jenem Feste, auf dem er Anna zum ersten Male gesehen hatte. Wie lachte damals der Morgen, wie lachte die neu erwachte Natur! Wie schlug sein Herz so froh, so glücklich in ihm, in ihm, der zu all' dem Glücke nun auch noch des Glückes Krone gewonnen, ein liebendes Weib!

Und jetzt! Das war ja noch derselbe Berg, dieselbe Straße und doch, wie war das Alles so anders geworden! Wenn er jetzt einmal den alten Freunden begegnete, dann blickten sie scheu zu Boden und suchten schnell an ihm vorüber zu kommen, als hätte er den bösen, den Basiliskenblick und könnte sie ansehen, daß ihnen das Herz in der Brust zu Stein würde, zu kaltem Stein.

Heinz fuhr sich mit der Hand über die Stirn und blickte wild um sich. Wäre ein Feind da gewesen, ein wirklicher, leibhaftiger Feind,

er hätte sich auf ihn gestürzt, hätte ihn mit Löwenstärke aus Tausenden herausgerissen und ihn erwürgt — aber ach, seine geballten Fäuste greifen nur hinein in den schwankenden Nebel, greifen hinein in die leere Luft. Und doch ist er da, der böse Feind, dem er all' diesen Jammer verdankt, und er hört sein unheimliches, schadenfrohes Kichern, er sieht sein wüstes Grinsen. Kann er ihn fassen? Kann er hineingreifen mit festem Griff in die eigene Brust, ihn dort packen, in die Luft heben und ihn erwürgen? Thorheit! Thorheit!

Heinz wendet sich um und steigt langsam bergan.

„Nur fort von hier, nur unter Menschen! Diese Einsamkeit ist unerträglich. Nur unter Menschen, nur an die Sonne! Diese wüsten Fratzen machen mich toll, dieser Nebel erstickt mich!

„Ich muß fort! Ich darf hier nicht bleiben. Ich werde mit Anna reden. Anna wird vernünftig sein. Anna wird einsehen, daß ich fort muß. Sie wird mich begleiten. Jawohl. Als mein Weib wird sie mich begleiten. Wenn sie mich nicht begleitet, dann — nein, sie muß mich begleiten. Sie wird mich begleiten. Ich werde Landwirth werden und sie wird mich begleiten. Ich werde mich wieder finden. Ich werde in der heimischen Luft wieder gesund werden.

„Ja, in der heimischen Luft! Ja, ja. Ich werde dort genesen. Ich werde dort nichts mit den Büchern zu thun haben, mit den verfluchten Büchern. Ich werde dort meinen Acker bestellen und werde ein Krautjunker werden und auf die Jagd gehen und genesen.

„Das ist des Liedes Ende. Heinz Eichenstamm wird ein Krautjunker! Mit dem Ruhme ist's vorbei. An dem Ruhme liegt nichts. Der Ruhm thut es nicht, der Frieden thut es. An dem Frieden ist mir gelegen.

„Der Edle soll nicht nach Ruhm verlangen. Der Edle soll die Menschen verachten und darum soll er nicht nach Ruhm verlangen.

„Der Ruhm ist ein Kranz, aus Rosenzweigen geflochten. Die Liebe setzt ihn uns auf's Haupt, aber der Neid schlägt mit geballter Faust darauf, daß uns die Dornen in's Fleisch dringen und das rothe Blut uns über das Haupt hinabläuft. Des Ruhmes Kraut kann nur gepflückt werden in stiller Mitternacht, beim trüben Lampenschein, wenn Alles unheimlich rings umher schweigt. Ich will unter Menschen sein, ich will dieses Schweigen nicht. Ich will unter ihnen leben, ich will

mit ihnen lachen und weinen und mich über sie lustig machen und über mich selbst, denn ich bin nicht besser als sie.

„Also ich werde alles Ideale von mir werfen. Warum? Weil ich Mensch bin, weil ich das gemeine Menschenloos theilen muß, weil ich nicht allein sein kann. Warum bin ich jetzt allein? Warum brach ich mit allen meinen Gefährten? Weil ich liebte. Um meiner Liebe willen habe ich Alles aufgegeben, was mir bisher theuer war. Um Anna's willen habe ich mit meinen Gefährten gebrochen, um Anna's willen werfe ich jetzt die Wissenschaft fort. Sieht sie das ein? Erkennt sie, welch ein ungeheures Opfer ich ihr gebracht habe und jetzt bringe? Nein, sie hat dafür keinerlei Verständniß. Sie sagt, ich liebte sie nicht; ich will jetzt sehen, ob sie mich liebt. Das will ich jetzt sehen. Ich will sehen, ob sie mir folgen wird. Wenn sie mich liebt, muß sie es thun; wenn sie mich liebt, muß sie mich begleiten.

„Ich will mich in Alles finden, ich will auf alle meine Ideale verzichten, nur auf das Eine nicht, auf die volle Liebe nicht. Ich will überall mit Brosamen vorlieb nehmen, nur in der Liebe nicht. Hier steht es noch wie früher — ganz oder gar nicht. Hier darf nichts halb sein, hier heißt es: Alles oder nichts."

Heinz steigt mit raschen Schritten bergan. Er fühlt es nicht, wenn sein Fuß tief einsinkt in das durchweichte Erdreich; er merkt den Modergeruch nicht, der von dem faulenden Laube aufsteigt; er hört das laute Rauschen des Baches nicht, der, aus seinen Ufern getreten, wild dahinschießt. Seine Gedanken sind rascher als der jähe Lauf des Baches, seine Gedanken sind sinnverwirrender als der wüste Moorgeruch. Der nasse, kalte Nebel durchfeuchtet ihm die Kleider, näßt ihm Haar und Antlitz — er merkt es nicht.

Da ist er nun endlich im Dorfe. Er hat einen weiten, weiten Umweg machen müssen, denn der angeschwollene Bach hat den Steg zertrümmert; aber er fühlt keinerlei Müdigkeit. Trotzig schreitet er die leere Dorfstraße hinauf. Aus der wirren Folge der Gedanken hat er zwei Dinge erfaßt. „Ich muß fort," heißt das eine, „wenn Anna mich jetzt nicht begleitet, so liebt sie mich nicht," heißt das andere.

So trat er in's Pfarrhaus. Ein Blick auf sein Gesicht sagte Anna, daß ihr eine jener bösen Stunden bevorstand, wie sie sie jetzt so oft durchgemacht hatte. Sie wußte, was es zu bedeuten hatte,

wenn seine Lippen so fest geschlossen waren und seine Augen so unheimlich leuchteten. Mit jenem Blicke für das Kleine des Lebens, der den Frauen eigen ist, sah sie, trotz der Aufregung, in die sein Aussehen sie versetzte, daß seine Kleider durchnäßt waren und zitterte für seine Gesundheit; aber da sie wußte, daß sie ihn daran nicht erinnern durfte, so schwieg sie.

„Sind wir allein?" fragte er gleich beim Eintreten.

Als er so fragte, schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, ob das nicht etwa die Stunde sei, in der das lange Gefürchtete geschehen sollte. Aber nein. Sie hatte ja das schon so oft befürchtet und es war doch nicht geschehen. Trotzdem war sie wieder bis in's innerste Herz aufgeregt.

Heinz küßte die ihn Umarmende flüchtig auf die Stirn und fragte dann wieder: „Sind wir allein?"

Wie seine Stimme heute rauh klang. Der bloße Ton trieb der gequälten, aufgeregten Frau die Thränen in die Augen.

Anna nickte nur und setzte sich wieder an ihr Nähtischchen. Heinz setzte sich ihr gegenüber, so, daß der Tisch zwischen ihnen stand, stützte den Ellenbogen des linken Armes auf das Fensterbrett und wühlte mit der Hand in seinem Haare.

Eine Zeit lang schwiegen Beide. Anna bemühte sich offenbar, das Weinen zu unterdrücken, aber es gelang ihr nicht und hin und wieder fiel eine Thräne in ihren Schooß. Heinz blickte sie starr und düster an.

„Worüber weinst Du wieder?" fragte er endlich unwillig.

„Verzeih'," sagte Anna und blickte zum ersten Male auf und ihm voll in's Gesicht. Die Augen waren ihr voll Thränen.

„Ich würde mich freuen, Anna," rief Heinz, „wenn Du jetzt recht vernünftig wärest. Ich habe mit Dir sehr ernste Dinge zu besprechen."

Sehr ernste Dinge! Diesmal hatte ihre Ahnung sie nicht getäuscht, die gefürchtete Stunde war wirklich gekommen. Wie Todeskälte liegt es ihr in den Gliedern.

„Unser Verhältniß ist nicht, wie es sein soll," fährt Heinz fort. „Das soll kein Vorwurf für Dich sein, es ist nur die Feststellung einer Thatsache. Ich wiederhole es, Dich trifft keinerlei Vorwurf.

Ich erkenne die reiche Fülle von Liebe, die Du mir immer geboten hast und noch bietest, vollständig an und danke Dir dafür; aber trotzdem ist unser Verhältniß nicht so, wie es sein sollte. Die Ursache, daß dem so ist, liegt auch nicht in mir, sie liegt in den äußeren Umständen. Ich bin hier in eine ganz unerträgliche Lage gerathen. Ich bin völlig isolirt und doch bedarf kein Anderer so sehr des Umganges mit Menschen, wie ich. Giebst Du das zu?"

Anna neigte den Kopf ein wenig.

„Schön. Auch Du lebst hier ganz isolirt, ganz vereinsamt. Das ist auch für Dich nicht gut und ich kann nicht billigen, daß Du so verfährst."

„Ich glaubte, Du wolltest es so," sagte sie mühsam.

„Du hast ganz Recht. Ich wollte es so, aber es war nicht gut, daß Du auf meinen Wunsch eingingst. Du hättest mir widersprechen sollen. Aber einerlei, Thatsache ist, daß wir uns Beide völlig isolirt haben. Ich weiß nicht, wie Du dazu stehst; aber mir ist diese Isolirung unerträglich."

Er wartet eine Weile, ob sie etwas sagen wird. Als sie schweigt, fährt er fort:

„Du weißt auch, daß ich mit meiner Wissenschaft brechen muß. Ich kann bei dem von mir ergriffenen Studium nicht bleiben, es ist mir einfach unmöglich."

Er wartet wieder auf eine Einrede, aber sie schweigt beharrlich.

„Ich mußte mir also die Frage vorlegen: „„Was nun thun?"" Du wirst vielleicht meinen, ich sollte dann ein anderes Studium ergreifen; aber ich kann das nicht, weil mir nicht nur meine Wissenschaft, sondern die Wissenschaft als solche zuwider geworden ist. Die Bücher widern mich an, mich verlangt nach dem praktischen Leben. Ich muß mich wieder unter die Menschen begeben, muß wieder theilnehmen an ihren Leiden und Freuden, an ihren Verirrungen und ihren Kämpfen. Ich muß einen Beruf ergreifen, an dem ich Freude finden, einen Beruf, in dem ich meine Kräfte bethätigen kann. Dann wird mein Geist die alte Spannkraft wieder finden, dann werde ich wieder ich selbst sein.

„Ich habe Dir viel von Horace Valteville erzählt. Er ist seit gestern in Fischersbach. Ich habe mich mit dem Freunde berathen

und er redet mir zu, nach Hause zurückzukehren und Landwirth zu werden. Dieser Rath ist gut und ich werde ihn befolgen. Ich werde ein Gut pachten, und die frische Landluft, die freie, männliche Thätigkeit des Landwirths werden mich wieder zu dem machen, was ich früher war. Ich werde meine ehrgeizigen Träume Träume sein lassen, werde mich darauf beschränken, ein Vermögen zu erwerben und mir unter den Nachbarn denjenigen Einfluß erringen, ohne den ich, wie ich jetzt sehe, nicht leben kann. Ich werde so zwar sterben, ohne mir einen unsterblichen Namen erworben zu haben; aber ich werde dann glücklich gelebt haben und das ist mehr werth. Hörst Du auch, was ich sage, Anna?"

Sie hört nur zu gut. Und was muß sie hören! Nicht, daß er ihrer mit keinem Worte gedenkt, daß er sie ganz vergessen zu haben scheint, zerreißt ihr das Herz, nein, daß ihr angebeteter Heinz, daß der herrliche, strebsame Jüngling, den sie liebt, so sprechen, so empfinden kann. Welch' böse Mächte sind Herr geworden über ihn, welcher böse Dämon hat seinem Geiste die Schwingen zerbrochen!

Ist nicht etwa gar die Liebe zu ihr das Bleigewicht, das ihn niederhält?

„Heinz," preßt sie mühsam hervor, während ihre Thränen reichlich fließen, „Heinz, Du redest im Unmuthe. Das kann ja gar nicht Dein Ernst sein."

„Glaubst Du, daß ich scherze? Mir ist wahrlich nicht darnach zu Muthe. Ich muß aus diesen Verhältnissen heraus, sie sind mir unerträglich."

„Wohlan, Heinz, geh'! Ich werde Dich nicht zurückhalten. Geh', aber brich deshalb nicht mit Dir selbst, mit Deinen eigenen Idealen. O Heinz, ich beschwöre Dich, weise die verführerische Stimme von Dir. Du hast mir so oft gesagt, daß Du nie glücklich werden könntest in der thatenlosen Ruhe des unbekannten Privatmannes, und Du hattest recht, wenn Du so sprachest. Dir sagen die Verhältnisse hier nicht zu, Deine Kameraden haben schlecht an Dir gehandelt, die Professoren sind nicht begabt genug, um Deine Begabung nach Gebühr zu würdigen, ich kann Dir nicht genügen. Nun, so kehre uns Allen den Rücken, Heinz, aber gieb Dich deshalb nicht selbst auf. Geh' fort, geh' in die weite Welt. Sie ist groß und weit. Du wirst eine

Stadt finden, in der es Dir gefallen wird, Kameraden, die Dich verehren, Professoren, die Dich verstehen werden. Du wirst dann wieder Freude finden an der Wissenschaft, Du wirst Dich ihr widmen, Du wirst muthig voran gehen und die Andern werden Dir willig folgen. Du wirst von Erfolg zu Erfolg eilen, Dein Name wird weiter und weiter bekannt werden, Dein Einfluß weiter und weiter greifen. O, gieb Dich nicht auf, gieb Dich nicht selbst auf!"

Anna war aufgesprungen und hielt ihn leidenschaftlich umfaßt. „Gieb Dich nicht selbst auf, Heinz," flüsterte sie, „o, gieb Dich nicht selbst auf!"

Heinz drückte sie gerührt an sich, aber sein Entschluß stand fest.

„Ich danke Dir, Anna," sagte er, „daß Du so muthig zu mir sprichst; aber ich kann meine Absicht nicht aufgeben. Das, was Du da sagst, ist mir ja in innerster Seele verständlich, denn Du sprichst nur aus, was ich selbst jahrelang gefühlt habe; aber ich habe eingesehen, daß ich irrte. Es lohnt der Mühe nicht, Anna, nach Höherem zu streben. Es giebt nur eine Wissenschaft, die Berechtigung hat, das ist die Mathematik. Sie verhilft den Menschen dazu, leichter ihr Brod zu erwerben, es bequemer zu verzehren. Was sonst diesen Namen trägt, ist ein leerer Schall."

„Nun, so ergreife die Mathematik," rief Anna leidenschaftlich. „Wirf Alles von Dir, was Dir lästig ist, was Dir unfruchtbar erscheint, aber gieb Dich selbst deshalb nicht verloren. O, daß ich Engelzungen hätte, Heinz, Dir zuzurufen: Gieb Dich nicht selbst verloren! Verzichte nicht auf den hohen Sinn, der in Dir lebt, sinke nicht herab zum großen Haufen, der froh ist, wenn er satt ist. O Heinz, Du hast Dich so oft des deutschen Blutes gerühmt, das rein und voll in Deinen Adern fließt; bei diesem Deinem deutschen Blute, bei Deinen deutschen Ahnen, bei Deinem deutschen Namen beschwöre ich Dich: Gieb Deinen deutschen Sinn nicht auf, verzichte nicht auf das edelste Erbtheil unseres Volkes, auf den idealen, hochfliegenden Sinn."

Sie preßte seine Hand fest auf ihren wogenden Busen und sah ihm flehend in's Antlitz. Sie war wunderbar schön, wie sie sich so zu ihm niederbeugte und so flehend redete; aber sein Entschluß war

gefaßt und je eindringlicher sie sprach, um so eigensinniger klammerte er sich an ihn.

„Nein, Anna," sagte er fest und schüttelte den Kopf. „Ich will es nicht wieder darauf ankommen lassen, die schönsten Jahre meines Lebens möglicherweise zu vergeuden, indem ich einem Schattenbilde nachjage. Ich will leben, ich will nicht wieder nur hören, wie Andere lebten. Unser Leben währt eine kurze Spanne Zeit, ich will es mir nicht mehr als nöthig ist verkürzen. Ich will leben, will genießen. Ich will nicht länger einsam sein, ich will mich nicht länger nur von Hoffnung nähren und meinen Durst mit Aussichten stillen."

Anna richtete sich langsam auf und ließ seine Hand fahren. Sie weinte nicht länger, aber ihr Athem ging fliegend schnell. Sie drückte beide Hände auf die Brust. Aus dem Chaos der Gedanken, die ihr durch den Sinn flogen, rang sich der eine los: Sie dürfe nichts dazu thun, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken. Sie hatte sich lange genug auf diese Stunde vorbereitet, jetzt galt es, die Kraft zu haben, seiner ganz würdig zu sein, sich ganz für ihn zu opfern. Mag er für sie verloren sein, wenn er nur sich selbst erhalten bleibt.

„Geh'!" sagte sie endlich. Sie weinte nicht, sie seufzte nicht, sie sagte das ganz ruhig. Sie hatte abgeschlossen mit sich.

„Nein, Anna, Du hast mich mißverstanden. Was wäre mir das Leben ohne Dich? Ich will nicht allein gehen, Du sollst mich begleiten. Wir wollen glücklich sein, Anna, sehr glücklich!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bleibe," sagte sie fest.

„Wie soll ich das verstehen, Anna? Verschmähst Du es, mein Weib zu werden?"

Das war ein hartes Wort und ihre Lippen zuckten schmerzlich. Sie soll ihn verschmähen!

„Ich bleibe," sagte sie.

„Aber warum denn, Anna?" ruft Heinz und betrachtet sie mit Verwunderung. Zum ersten Male widerspricht sie ihrem verzogenen Lieblinge und dieser ist im Begriffe, zornig zu werden. „Warum?" fragt er.

Sie sieht, wie seine Stirn sich faltet, aber das macht sie nicht irre.

„Ich bleibe," wiederholt sie.

Heinz beherrscht sich mühsam und zieht sie nieder auf seinen Schooß. Sie läßt ihn gewähren und sieht vor sich nieder. Sie ist sehr ruhig und wundert sich selbst darüber, daß sie es ist.

„Meine theure Anna," sagt er im Tone leidenschaftlicher Zärtlichkeit, „ich verstehe Dich nicht. Was will ich denn? Ich will uns die Möglichkeit schaffen, uns schon jetzt anzugehören und Du thust, als wenn ich etwas Unrechtes von Dir verlangte. Ich will nicht von Dir gehen, Anna, ich will nur Fischersbach verlassen und Du, Anna, sollst mir als mein Weib folgen. Wir werden uns dann ganz besitzen, damit werden die bösen Schatten schwinden, die in der letzten Zeit so oft zwischen uns standen. Du wirst dann bald erkennen, wie unrecht Du thust, wenn Du daran zweifelst, daß ich Dich so sehr liebe, als Du geliebt zu werden verdienst, so sehr, als nur je ein Mann ein Weib geliebt hat.

„Wir werden zusammen in meine Heimath gehen. Du kennst meine Heimath noch nicht, aber sie wird Dir gefallen. Sie ist ein schönes Land, das dunkle Flüsse hat und grüne Wiesen, in denen die Wachtel schlägt, und weite Kornfelder, die im Winde wogen. Es hat weißschimmernde Birkenwälder und dunkle, gewürzige Nadelholzwaldungen.

„Wir werden in meine Heimath gehen und ich werde mich dort ankaufen oder eine Pachtung übernehmen. Wir werden in einem hübschen Hause wohnen, das in einem grünen Garten liegt. Wir werden dort ganz unabhängig sein. Du wirst Dich bald einleben, Anna. Unser Landvolk, die Letten, sind die liebsten Menschen und Niemand wird mehr Freude an ihnen finden, als Du. Es sind weiche, gute Gefühlsmenschen. Du wirst ihre Sprache bald erlernen und sie dann sehr liebgewinnen. Du liebst Thiere, du liebst die Gärtnerei, Du liebst die Natur, wie solltest Du da nicht daran Gefallen finden, eine ländliche Hausfrau zu sein. O Anna, wir werden dort sehr glücklich sein. Wir werden dort nicht andere Menschen glücklich machen, sie sind es nicht werth, aber wir werden selbst glücklich sein; wir werden dort nicht nach dem Schattenbilde des Ruhmes jagen, es verlohnt sich nicht der Mühe, aber wir werden uns nach nichts sehnen; wir werden dort nicht Unsterblichkeit erringen — was ist Unsterblichkeit? — aber wir werden unser sterbliches Leben in Genuß verbringen

Anna, wir werden ein glückliches Leben führen und den Tag segnen, da wir den Entschluß faßten, es zu beginnen."

Anna hatte ihn nicht unterbrochen. Unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen, saß sie da und lauschte seinen feurigen Worten; aber sie hatten nichts Verführerisches für sie — ihr Entschluß stand felsenfest. Jene Bilder, die er da vorführte, waren schön, aber es waren Traumbilder. So durfte Heinz sein Leben nicht verbringen und wenn er es doch that, nun, so durfte sie wenigstens nicht seine Mitschuldige werden. Das war sie ihm, das war sie ihrer Liebe zu ihm schuldig. Seine Worte riefen keinen Kampf mehr in ihr hervor.

Heinz wartete eine Weile auf ihre Antwort, aber sie blieb unbeweglich und schwieg.

„Hast Du mich gehört?" fragte er endlich.

Sie nickte.

„Nun und was sagst Du dazu?" fragte er ungeduldig.

Anna schlug die Augen auf und sah ihm voll in's Gesicht.

„Ich sage dazu," begann sie leise, „daß ich Dir danke für die Liebe, die aus Deinen Worten spricht. Du weißt, Heinz, wie schwere Stunden ich durchlebt habe und doch ist diese weitaus die schwerste. Ich wundere mich selbst darüber, wo ich die Kraft hernehme, sie zu ertragen. Was Du mir eben verheißt, hat nichts Verlockendes für mich."

Heinz macht eine Bewegung, als ob er aufspringen wolle und Anna erhebt sich. Er erhebt sich auch und sie stehen sich nun gegenüber. Sie umarmen sich nicht, sie drücken sich auch nicht die Hand, sie stehen neben einander, als wären sie sich schon fremd — Anna hat ihre Hände über die Brust gefaltet und sieht ihm ruhig in's funkelnde Auge, während sie leise, aber ganz ruhig zu ihm spricht.

„Wenn ich Dir sage," spricht sie, „daß Deine Worte nichts Verlockendes für mich haben, so meine ich damit nicht, daß es für mich nicht der Inbegriff alles Glückes wäre, Dein Weib zu sein. Daß dem so ist, weißt Du sehr wohl, Heinz. Wenn ich nur an mich dächte, so könnte ich jetzt auch nichts Anderes, als Dich frohlockend umschlingen und Dir folgen. Aber ich liebe nicht mich, sondern Dich, Heinz, und ich liebe Dich so sehr, daß es für mich nichts Schmerzliches hat, wenn mein Glück um des Deinen willen zu Grunde geht. Als Du kamst,

Heinz, als Du mir erlaubtest, Dich lieb zu gewinnen, Dich zu lieben, da wußte ich wohl, daß ich dieses Glück nicht verdient hatte und ich nahm mir vor, Alles zu thun, um wenigstens, so weit ich es vermochte, und das war ja nicht weit, Deiner würdig zu werden. Ich gelobte mir, Dir zu werden, was ein Weib nur ihrem Manne sein kann; ich gelobte mir, stets nur Dein Wohl im Auge zu haben und Dich zu verlassen, sobald ich Deinem Glücke im Wege stehe. Die Stunde ist gekommen, da ich mein Gelübde halten muß. Du willst jetzt Alles aufgeben, was Dich zu dem Manne macht, der Du bist. Du willst Deinen Idealen entsagen, Du willst auf jedes höhere Streben verzichten und Dich ganz elendem Lebensgenusse hingeben. Weil Du in einer kleinen, jämmerlichen Stadt, in die Du nicht gehörst, weil Du von jämmerlichen, unverständigen Leuten, zu denen Du nicht paßt, verkannt worden bist, weil die kleinliche Behandlung der Wissenschaft, die Du hier gefunden hast, Dich nicht befriedigt, willst Du der Wissenschaft entsagen und nur noch flacher Geselligkeit und Deinem Weibe leben. Wohlan, Heinz, ich kann Dich daran nicht hindern, so gern ich es auch möchte, aber ich kann Dich darin auch nicht unterstützen. Willst Du Allem, was Du bisher liebtest und hochachtetest entsagen, nun, dann entsage auch mir. In einem Leben, wie Du es vorhast, will ich nicht Deine Gefährtin sein, darf ich nicht Deine Gefährtin sein. Gehe hin, Heinz, und wenn Du Dich einmal wieder aufraffen wirst, und Du wirst es gewiß einmal, dann gedenke freundlich der Frau, die Dich so sehr liebte, daß sie Dir nicht folgen wollte auf der von Dir eingeschlagenen Bahn, weil sie diese für Deiner unwürdig hielt."

Anna sprach das Alles, auch die letzten Worte, ganz ruhig und ohne den sanften Fluß ihrer Rede auch nur einmal zu unterbrechen. Heinz hörte ihr erstaunt zu; die widersprechendsten Empfindungen zerrissen seine Brust. Liebe zu Anna, Zorn über ihre Festigkeit, Widerwille gegen die Wissenschaft, Freude an Anna's selbstlosen Worten, die vermeintliche Erkenntniß der Schalheit aller idealen Bestrebungen, mehr aber als alles Andere sein trotziger Eigensinn rangen in ihm um die Oberhand. Der letztere siegte. Dort, in der praktischen Thätigkeit, in der Lossagung von den bisherigen Zielen und Bestrebungen lag das Heil. Wenn sie ihn liebte, mußte sie ihm auch gegen ihren Willen, gegen ihre Erkenntniß folgen. That sie es nicht, nun, dann

war ihre Liebe keine ganze, dann war an ihrer Liebe nichts gelegen.

„Willst Du mir folgen als mein Weib oder nicht?" fragte er trotzig.

„Nein."

Heinz legte ihr die Hände schwer auf die Schultern.

„Bedenke, was Du sagst. Ich frage Dich: Willst Du mir folgen als mein Weib oder nicht?"

„Nein."

„Noch einmal, Anna, zum letzten Male, bei Gott, Anna, zum letzten Male frage ich Dich: Willst Du mir folgen als mein Weib oder willst Du mich schmählich verlassen?"

Anna sieht ihm fest und ruhig in das finstere Gesicht und hält seinen durchbohrenden Blick aus.

„Ich will Dir nicht folgen," erwidert sie sanft, aber fest.

Noch einen Augenblick bleiben seine Hände auf ihrer Schulter, als ob er sich stützen müßte auf das schwache, starke Weib, denn seine mächtige Gestalt schwankt; dann läßt er sie fahren und wendet sich der Thür zu.

„Heinrich!" rief Anna, „Heinrich!" Sie hatte ihn nie so genannt, aber jetzt kam ihr der Name so über die Lippen. Der Schmerzensruf, wie er hervordrang tief aus dem innersten Herzen, hätte einen Stein erweicht; aber ein Eichenstamm'sches Herz, von dem Trotz und Zorn Besitz ergriffen, war härter als der härteste Granit. Nicht einen Blick warf Heinz auf die unglückliche Frau zurück, deren Herz, deren Leben er mit sich nahm.

„Sie liebt mich nicht ganz, sie liebt mich gar nicht," rief es trotzig in ihm, als er festen Schrittes die Straße hinabging.

Während er mit Anna redete, hatte sich ein heftiger Wind erhoben, die Nebel zertheilt und nun schwere Wolken heraufgeführt. Die Wolken jagten am Himmel hin wie ungeheure Gespenster, der Wind zerrte das Laub von den Bäumen und riß es mit sich fort, der kalte Regen ergoß sich in Strömen.

So ist es Heinz recht. Und nun bergauf und rasch zugeschritten.

Zu Hause empfängt ihn Horace. Er ist kein Menschenkenner, aber der erste Blick auf Heinzens verstörtes Gesicht sagt ihm, wie die

Dinge stehen und er ist zu zartfühlend, um den Freund durch Fragen zu belästigen. Schweigend hilft er ihm die Sachen packen und bespricht mit dem von der Wirthin herbeigerufenen König alles Nähere. Dann fahren sie zur Eisenbahnstation und ehe noch die Nacht hereingebrochen ist, sausen sie im Eisenbahnzuge dem Osten zu.

Voll Bewunderung und Mitleid schaut Horace in des Freundes bleiches Gesicht, das so schön ist, aber auch so kalt und leblos wie Marmor. „Glich ein Sohn je mehr seinem Vater," denkt er, „als Heinz dem Doctor gleicht?"

Kaum eine halbe Stunde, nachdem Heinz fortgegangen war, kehrten der Pfarrer und Marie nach Hause zurück. Sie fanden Anna ohnmächtig auf dem Boden liegend, mit einer langen, rothen Wunde auf ihrer weißen Stirn. Sie war, als sie ohnmächtig wurde, auf die scharfe Ecke des Nähtischchens gefallen und hatte sich dabei beschädigt.

Als man sie in's Leben zurückgerufen hatte, wehrte sie alle Fragen ab und verlangte zu Bett gebracht zu werden — dann dankte sie Marie für die Hülfe, die sie ihr geleistet hatte, klagte über große Ermüdung und war bald fest eingeschlafen.

Sie ist nicht wieder erwacht.

Druck der F. priv. Hofbuchdruckerei in Rudolstadt.